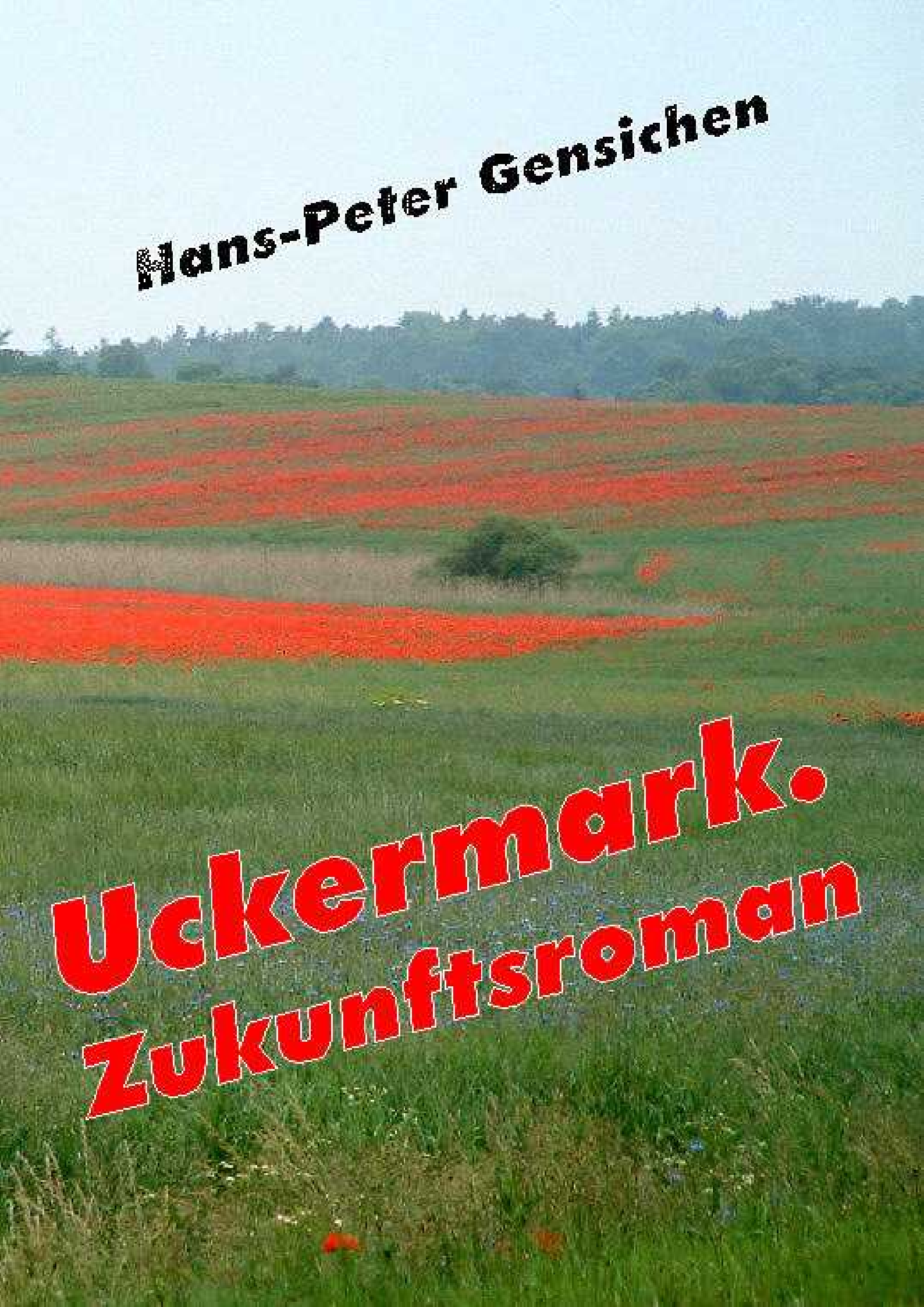
Hans-Peter Gensichen



Uckermark. Zukunftsroman

Hans-Peter Gensichen

Uckermark. Zukunftsroman

PS VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Gensichen, Hans-Peter:
Uckermark. Zukunftsroman: Roman. – 1. Aufl. –
Eberswalde: PS VERLAG, 2009. – 316 S.

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde mit einem umweltfreundlichen Verfahren auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Umschlaggestaltung:
Peter Spangenberg

1. Auflage

© PS VERLAG 2009
Alle Rechte vorbehalten
Herstellung: PS VERLAG
www.psverlag.de

Marta, erfolgreich in der Berliner Designer-Szene, hält es dort nicht mehr aus und geht in die hinterste Uckermark, dorthin, wo keiner jemanden sucht. Sie sieht dort viel Depression - und erlebt noch mehr Aufbruch. In einem Dorf trifft sie auf Normale und Verrückte, Einheimische und Großstadtflüchtlinge wie sie selbst. Die Kreisverwaltung hat die Leersiedlung des Ortes beschlossen. Halb leer ist er ja schon. Doch nun wächst ein Gegenprojekt. Die Brache fängt zu blühen an. Irgendwann spricht man von "Silicon Valley 2".

Zwar fackelt Martas Ex deren neue Wohnung ab, zwar drangsalieren Rechte das Dorf. Aber Grutzkow (so nennt der Roman das Dorf) gedeiht und blüht. Mitten in der globalen Depression von 2010 findet in der hintersten Uckermark ein Aufbruch statt - und Marta gestaltet ihn mit.

„Du musst das Ego rausnehmen und Platz lassen, eine Hülle schaffen für das, was kommt. Du darfst das, was kommen will, nicht blockieren."

www.psverlag.de

Vorwort 2012

Grutzkow ist hinterste Uckermark. Die Uckermark ist hinterstes Brandenburg. Dorthin ist meine Schwester Lea vor weniger als einem Jahr gezogen. Sie arbeitet neuerdings im Grutzkower „Ost-Labor“. Das wurde vor zwei-/zweieinhalb Jahren gegründet, also als die Wirtschaftskrise am schlimmsten wütete. Sie basteln dort daran, wie man in Zukunft leben kann. Einheimische und Zugereiste, Theoretiker und Macher, Handwerkertypen und Naturschwärmer haben sich getroffen. Alle mehr oder weniger zufällig. Und fast ohne Geld und ohne Geldgeber. Das Ost-Labor besteht aus der Werkstatt, der Farm und der Burg. Richtig berühmt geworden ist die Arbeitsgruppe vom Professor. Und der „Baron“ mit der Land-Art und seine Frau Marta mit ihrer „Schrottkunst“.

Als Leas Büro umzog, bat sie mich zu helfen, denn die normale Arbeit musste weitergehen. Ich hatte gerade eine Projektstelle in Bremen nicht gekriegt und saß sehr dumm mit meinem sehr guten Staatsexamen herum. So hatte ich Zeit, bis irgendeine meiner Bewerbungen beantwortet würde. Ich fuhr also hin, um zu helfen. Aber vor allem wollte ich die Gegend kennen lernen, von der alle meine bisherigen Bekannten so reden, als ob dort der Pfeffer wüchse. „Lieber nach Sibirien als in die Uckermark“, hatte jemand gemeint, dem ich von meinem bevorstehenden Ausflug nach Grutzkow erzählt hatte. Ein anderer hatte allen Ernstes gewollt, dass der Kultursenator, der wieder irgendeinen Fehler gemacht hatte, zur Strafe „in die Uckermark verschickt“ würde.

Als wir die Möbel und die Aktenordner von Leas Büro rüber trugen in den so genannten Alten Stall, das Gebäude neben der Burg, fielen Zeitungsschnipsel heraus. Ich musste mir die, eher unabsichtlich, angucken. Es waren Ausschnitte aus einem Zeitungsartikel von Ende 2010, Interviews eines gewissen Maximilian Max

mit Leuten von damals. Die zeigten schon, worum es damals gegangen war.

Da sagt Sara Nitschke (geb. 1975) zum Beispiel: „Es sollte unser erstes gemeinsames Kind sein, von mir und Gerd. Und es sollte ein Versprechen sein: jetzt bleiben wir hier! Und dann dieser Brand auf unserer Burg. Mein Café futsch. Und während ich zur Burg renne, die Fehlgeburt meines Jungen."

Oder Bernd Schubbutat (51): „Der Prof hat mich rumgekriegt, bei seinem Projekt mitzumachen. Seine Frau hat dann gesagt: Das hier wird Silicon Valley 2. – Also, wenn das stimmt!"

Ronny Kubas war der jüngste Interviewpartner des Zeitungsmenschen: „Dorf hab ich immer Scheiße gefunden. Alte Leute auch. Dann kam Tobias vom Internationalen Bund und hat gesagt: Hej, ich hol dich runter vom Alk. – Ich konnte aber nicht, konnte echt nicht. Bis es mich dann so dermaßen auf die Fresse geschmissen hat. Dann kam ich nach hier. Und jetzt, jetzt bleib ich hier. In der Stadt hätte ich ja null Chancen. Wenigstens nicht für das, was man hier machen kann."

Friedrich (Fritz) Ickler schließlich, der damals 54 Jahre alt war, sagte: „Aber dann die Ratten! Die Motorradgang hat die absichtlich in unsere Häuser geschmissen. Als ich das mitgekriegt habe, da ist mein Kampfgeist erwacht. Ich bin ja Jäger, hab zu DDR-Zeiten Jagdscheine ausgestellt im Rat des Kreises. Die Viecher schieße ich alle ab! Und wenn die letzte Ratte tot ist – dann sehen wir weiter, ja!"

Ich habe die Zeitungsschnipsel Lea gezeigt. Sie kannte sie nicht. „Das war vor meiner Zeit." Aber sie zeigte mir Teile einer Broschüre, die damals ein Grutzkower geschrieben hatte: Uli Wend. Ein Essay über das Ende des Wachstums und die Chancen des Schrumpfens; damals noch Pionierwissen, heute Allgemeingut. Ich wollte ihn rekonstruieren und an diesen Roman anhängen. Aber es gab Rechte eines anderen Verlages – und die haben das verhindert.

Ich begann schnell Leas Begeisterung für dieses Kaff zu verstehen. Ein Ort am Ende der Welt, am Rand der Gesellschaft, in dem manches wächst, manche erstaunliche Pflanze, nur kein Pfeffer. Schließlich ist ein Roman entstanden.

Ich hatte zuerst nur einen Bericht schreiben wollen: 2010 protokollieren. Aber das war mir dann nicht mehr genug gewesen. Und ich hatte ja, arbeitslos wie ich war, Zeit. Ich habe dann Lust am Fabulieren bekommen, am Erfinden einer Geschichte. Die Story, wie ich sie jetzt geschrieben habe, ist wahr, aber nicht im Detail. Zum Beispiel heißt der Ort, an dem ich die Romanhandlung spielen lasse, anders als das reale Dorf – und der reale Fluss, der dort oben fließt, heißt nicht Ucker, sondern Ücker. Und es waren nicht wenige Wochen, sondern vier Monate: Marta Habus weiß noch genau, dass sie am 2. Juni hier angekommen ist – und in den frühen Morgenstunden des 4. Oktober 2010 endet der Roman.

Zuletzt sind noch die Schilderungen von Wolken und Wetter hinzugekommen. Einmal schildere ich da ein „unbestimmtes Blau“. Fast ein Titel für dies Buch! Warum aus diesem Titel dann nichts wurde und warum die Wolken noch so große Bedeutung erhielten, schreibe ich im Nachwort.

www.psverlag.de

Erste Septemberwoche 2010

Ringsum das Land liegt brach. Fuchs und Hase sagen sich hier Gute Nacht. In einer endlos flachen Landschaft, mit einem Grauschleier über den Feldern. Die Erde ist weit hier, der Himmel frei. Dessen Blau ist schon abendlich gedämpft, es ist acht Uhr. Irgendwelche Gänse fliegen irgendwo hin. In Richtung Südwest geht das Blau in ein fahles Orange über. Das wird bald zu einem roten Schleier. Nach Südosten eine einzige, sehr langgezogene Wolke, die verläuft wie in einem Aquarell von Hilde Fischer. Eben hatten noch Schwalben am Himmel gespielt. Oder Mauersegler? Die sind von einer Minute zur andern verschwunden. Vom Mond keine Spur. Jeglicher Lärm ist abwesend, keine Flugzeuge über, keine U-Bahn unter einem. Nur der Himmel, lautlos. Die Ucker fließt so lang hin, wie man im Flachland fließen kann. Mehr bewegt sich nicht.

Das Dorf unter dem Fenster hat vierzig Häuser und eine Kirche. Die scheint gerade saniert worden zu sein; jedenfalls strahlt der Hahn auf der Turmspitze frisch golden, und das sieht bei diesem Abendlicht besonders toll aus. Der Turm selbst steht etwas schief, Pisa, dörflich.

Am Ortsrand ein hässlicher Bau, Garage für Traktoren oder Speicher, wohl das einzig halbwegs Neue am Ort. Eine ungeschickt angelegte Brücke führt über die Ucker, seitlich ein kleines Wehr. Eines der Häuser, in der Mitte zwischen den anderen, sieht wie ein sehr bescheidenes Gutshaus aus. Links daneben ein Dorfteich – fast quadratisch. Was soll diese Form? Ein anderes Gebäude fällt durch eine hohe Mauer auf, die das Haus ganz umgibt. Pappeln ragen über die Mauer; alles ganz eng, eigentlich kann da gar kein Platz für das Haus sein. Wie ein Minikloster irgendwie. Ganz fern Hügel, winzige Erhebungen. Kein Berg. Nirgends. Jenseits des Flusses ein großes und buntes Feld. Kaum wie ein bestellter Acker, eher wie

eine Ansammlung von Feldrändern. Teils bunt, teils graubraun. Das sieht ebenso wild wie gewollt aus. Zwischen mehreren Bäumen, weit draußen, noch ein Haus – auch das nicht neu. Marta erkennt einen roten Pkw, der gerade dort hinfährt. Der ist jetzt das einzige Zeichen von Leben.

Mittags war sie mit dem Zug angekommen. Mit drei großen Taschen und Klapprad. Noch vor ein paar Tagen war ihr nicht klar gewesen, ob sie nach Pritzwalk wollte oder nach Pasewalk. Also Prignitz oder Uckermark – sie wusste da noch von keinem Unterschied. Und wenn also nun Pasewalk: lag das wirklich in der Uckermark oder schon in Vorpommern? Auf dem Bahnhof des Städtchens war dann erstaunlich viel Betrieb gewesen. Nur zwei Fahrgäste – eine davon sie selbst – waren hier ausgestiegen. Aber auf Bahnsteig und Bahnhofsvorplatz drängten sich die Leute. DB-Luftballons, Menschen mit Strohhüten und in 20er-Jahre-Look, Bahnpersonal in historischen Kostümen, Zuckerwatte, kleine Fahrkarten aus fester Pappe – die hatte sie Ende der 70er Jahre als sehr kleines Kind zuletzt gesehen. Aus einem unsichtbaren Lautsprecher hatte eine wichtigtuerische Kleinstadtmoderatorenstimme getönt. Abseits der Feiernden ein braungebrannter Mensch mit schwarzen Haaren und einem blau-weiß gestreiften Hemd. Er lehnte am Zaun und war als einziger nicht verkleidet. „Hallo! Was ist denn hier bei euch los?“ – „Du siehst doch das.“ Der Mann staunte über die braun angemalten Lippen der Frau, und sie erschreckten ihn.

„Ja“, sagte die, „aber was ist es? Feiert ihr was Historisches?“ – „Also ich nix feier.“ Pommersche Gesprächigkeit wohl. Hinter dem Mann ein ältlicher Skoda mit polnischem Kennzeichen. Wenn das seiner war, feierte er nicht mit, weil er nicht von hier war. Sie fragte ihn danach. „Ach was, halb und halb. Und wo kommen Sie her?“ – „Berlin.“ – „Lehrter Bahnhof oder Ostbahnhof?“ – „Weder noch.“ Wer „Lehrter Bahnhof“ sagt, muss ein Berliner sein. Auch sie hatte ihn bis vor kurzem nur „Hauptbahnhof“ genannt. Aber das wurde

in der Szene nicht geduldet. Warum fragte er so genau? Der Mann wusste nun jedenfalls schon mehr über die Ankommende als die über ihn. „Wie komme ich zur Uckerburg?“ – Der Pole, wenn er denn Pole war, guckte nach links und rechts, es war etwas Misstrauisches in seinen Blicken, schaute auf das Gepäck der Frau, ging an das Heck des Skoda und sagte: „Mit Zug – da – oder mit mir.“ Sie hatte also richtig getippt, ein illegales Taxi. Dann dachte sie, na gut, steige ich ein. Bei der Bahn wäre man ja offensichtlich in eine Art Volksfest geraten. Und sie wollte sich jetzt eigentlich nicht gegenüber irgendwelchen fröhlich gestimmten Leuten irgendwie verhalten müssen. Lieber eine Tour ohne Lizenz und Versicherung. Nach Grutzkow, wie gesagt. Grutzkow mit der Burg an der Ucker.

Im Auto roch es ausgesprochen nach Frittenfett und Knoblauch. Also wirklich Pole? Sie fuhren nur wenige Kilometer und kamen an einem Glas-Beton-Palast mit übergroßem Parkplatz vorbei. Der Potsdamer Platz mitten auf dem Lande. Einige große schwarze Limousinen, die den alten Skoda mit hohem Tempo überholt hatten, bogen nach dorthin ab. Zwei waren feldgrün, die anderen hatten dunkle Fensterscheiben. Ansonsten kein Lebenszeichen. Die Frau wollte wissen, was das sei, Mormonentempel oder Otto-Versand? „Ist tot“, sagte der Pole, „war Erlebnisbad, aber ist pleite.“ – „Und die Autos?“ wollte die Frau wissen. „Treffen sich manchmal. Immer dieselben.“ – „Welche selben?“ – „Pole sollte nicht wissen, was das ist. Man sagt, da treffen sich ‚Deutsche’.“ Na klar, dachte sie, wer sonst? Bis sie schließlich andeutungsweise heraushörte, herauszuhören meinte: Nazis. Da würden sich Nazis treffen. Und keiner würde hingucken. Sie hatte Autokennzeichen aus Berlin, Braunschweig und Pirna in Sachsen ausgemacht. Also dann wohl ein überregionales rechtes Zentrum. „Merkt man in Grutzkow etwas davon?“, wollte sie noch wissen. Denn dann könnte der Pole gleich wieder umdrehen und sie zurückbringen. „Die wissen da gar

nichts, überhaupt nichts“, antwortete er, und das klang schon verächtlich.

Nach einer Weile schob er nach: „Ist besser so, nichts wissen.“ Ansonsten redeten sie nicht viel; aber die Frau erfuhr, dass man ab heute die Uckerbahn umsonst benutzen konnte. „Warum das?“ – „Keiner fährt mehr mit Bahn. Jetzt will Bahn Kunden locken.“ Sie hatte noch nie von einer solchen Kulanz der Bahn gehört. Der Pole erklärte: „Wollte abschaffen Bahn. Aber Protest. Sagen: Wenn Bahn weg, Gegend tot. Aber Bahn sagt anders: Weil Gegend tot, darum Bahn soll weg. Jetzt machen letzten Versuch.“ – „Warum ist das so, dass keiner fährt?“ – „Die armen Leute, alle sehr alt, was fahren die schon Bahn?“ Die Frau mit den braunen Lippen war noch im letzten Jahr mehrmals mit dem „Rasenden Roland“ gefahren, als sie auf Rügen gewesen war. Holzbänke, den Qualm der Dampflok in der Nase – toll! Aber Einheimische hatte sie auch dort nicht bemerkt. Im Radio hatte sie mal von der Schmalspurbahn „Pollo“ gehört, die durch die Prignitz gefahren war, dann stillgelegt wurde, schon zu DDR-Zeiten, und die jetzt von einem Wahnsinnigen wieder aktiviert wurde. Aber sie kennt nicht den neuesten Stand, weiß nicht, ob das Projekt nicht doch gescheitert ist. Was sie da eben auf dem Bahnhof Pasewalk gesehen hatte, war nicht gerade attraktiv: nur ein Schienenbus Baujahr 1992. Das konnte sie nicht so anlocken wie der Rasende Roland. Nur die altmodischen Fahrkarten, die es offenbar umsonst gab, hätten was gehabt.

In der vergangenen Nacht war die Entscheidung gefallen Früh um sechs – sonst durchaus nicht ihre Zeit – hatte die junge Frau einen Zettel neben den Brotschneider gelegt: „Ich komme nicht wieder. M.“ Gerd, ihr Geschäftspartner, mit dem sie auch noch verheiratet war, hatte geschlafen. Falls er nachts überhaupt in die Wohnung gekommen war. Sie hatten zwei Schlafzimmer. Inzwischen dürfte er das gelesen haben. In den Stunden vorher war ein

www.psverlag.de

Gedicht entstanden. Nicht aus lyrischer Laune, sondern weil sie mit etwas fertig werden musste.

Heimlich dehnt sich die Nacht.
Unheimlich mehr.
Kein Zeichen von Wärme.
Geh aus der Stadt, aber geh!
In eine Landschaft vielleicht,
Wo die Auen zerfließen.
Wo keiner die Tränen sieht.

Der Zug, kurz vor neun Uhr vom Lehrter Bahnhof abgefahren, war um halb elf in Pasewalk angekommen. Seit zwei Tagen hatte sie definitiv gewusst, dass sie aus Berlin weg musste. Und hatte sich dafür die Uckermark ausgesucht. Kurz vorher hatte sie im „mitWoch" den Wunsch gelesen, den Berliner Kultursenator wegen Unfähigkeit in die Uckermark zu verschicken. Gemeint war: in die Wüste – oder nach Sibirien – oder dahin, wo der Pfeffer wächst. In der Uckermark wohnten laut Zeitung nur noch 30 Bewohner pro Quadratkilometer. Wer würde, wenn sie an die Ucker ginge, jemals dort nach ihr suchen? Wer würde überhaupt nach ihr suchen?

„Na, statt der Bahn gibt es ja Sie, mit ihrem Auto." Der Pole runzelte allerdings die Stirn. „Ja, das Polentaxi. Ich bin Kasimier Glatz." – „Ich bin Marta – äh, Martina – äh – Habus." Seit gestern nannte sie sich wieder Martina mit Vor- und Habus mit Nachnamen: ihre Mädchennamen, und der Pole war der erste, dem sie das sagte. „Sie könnten wohl ... alle Fahrgäste befördern im Kreis?" – „Ja, könnte ich, wenn nicht Ach, egal!" Er wollte nicht weiter darüber sprechen. „Ja, was heißt ‚egal'?" Der Pole zögerte lange, bestimmt zwei Kilometer, bevor er redete. „Ich habe beworben: Will kombiniertes Taxi machen in Kreis, wenn Bahn weg ist. Aber Amt sagt Nein. Soll kein Pole machen. Darum finde Kacke." Marta, jetzt also Martina, verstand: Die Gratisbahn störte ihn – und die Gewerbeverweigerung auch. Aber was ein „kombiniertes Taxi" ist, fragte

sie nicht. Wahrscheinlich so was wie jetzt gerade. Taxi mit Knoblauchgeruch.

Sie fuhren an einer riesigen Anlage vorbei. Diesmal nicht mit dem Flair des Potsdamer Platzes, sondern dem eines Kernkraftwerkes. 20 Silos, wie Dinosauriertonnen auf Stelzen. „Silos“, sagte Kasimier, „braucht jetzt keiner.“ Martina dachte: Ganz neu – und schon Ruine. Sie erzählte von Nordrhein-Westfalen. Dort hatte man solche Silos für die Eventkultur hergerichtet, nachts beleuchtet, Theateraufführungen usw. Einen Park haben sie dort aus der Industriebrache gemacht. „Und wer wird hier kommen zu Event?“ fragte Kasimier. „Siehst du ja bei Spaßbad. Geht keiner hin. Gibt keinen Spaß hier.“ Die Frau konnte ihm nicht antworten. Sie wollte nun wissen, ob er die Uckerburg kenne. Er zögerte. Dann sagte er: „Die Burg von Grutzkow. Da gehen Arme und Reiche rein. Montags gibt es Tasse Kaffee für 25 Cent.“ – „Und? gehen viele Leute hin?“ Es kam ein unentschiedenes „Ja ... Aber weiß nicht, ob die richtig sind. Wenn sie dorthin gehen, bestellen sie nicht mehr bei Pizzeria.“ Der Konkurrent, mutmaßte Marta-Martina. „Sie haben eine Pizzeria?“ – „Haben? Habe nicht, arbeite bloß für eine. Fahre Essen aus. Und Sie? Künstlerin?“ Er staunte wieder über die braunen Lippen. Die Frau hütete sich, ihm das zu sagen. Sie macht was Nützliches, ist Produktdesignerin, nicht Künstlerin. Aber erklär mal einem den Unterschied! „Freunde von früher arbeiten auf der Burg.“ – „Sind Sie aus Westen.“ Martina war perplex: Entweder hatte er das geschlussfolgert aus ihrer unentschiedenen Ortsangabe vorhin oder er wusste mehr über Grutzkow, zum Beispiel wo die Kontakte der Burgbewohner hingingen. Sie antwortete etwas anderes: „Sind wir jetzt nicht alle im Westen?“ – „Polen ist nicht weit. In Pasewalk sind alle in Osten, aber Polen denken, sind in Westen.“ Das verstand die Frau aus Berlin nicht ganz, aber als Pole konnte er das wohl beurteilen. Aber momentan wusste sie selber nicht, wie westlich sie war – seit gestern, seit ihrer Flucht. Oder wie

östlich sie werden sollte, wenn sie hier klarkommen wollte. Wie ist „östlich“? Sie erinnerte sich, dass Sara ihr jedes Mal die Hand gegeben hatte, wenn sie sich getroffen hatten. Das war neu für sie gewesen. Oder dass Sara einen Fehler zugegeben hatte, bevor ein anderer ihn kritisiert hatte. Das hatte sie bis dahin auch nicht gekannt. Und ihre penetranten F 6-Zigaretten. Sara kam halt aus dem Osten. Was war noch östlich? Spreewaldgurken und Rotkäppchensekt, das wusste sie aus „Good bye Lenin“. Hier nun lag schon fast Pommern, und östlicher ging es nicht. „Pommerland ist abgebrannt“, hatte ihre Großmutter gesungen. Oder hieß es „ausgebrannt“? War das hier, genau genommen, schon Pommern? Sie hatte in Berlin keine vernünftige aktuelle Karte von dieser Region bekommen und hatte daher im Antiquariat eine riesen DDR-Karte gekauft. Auf der hieß die Gegend einfach Bezirk Neubrandenburg. – Kasimier sagte noch: „Westdeutschland ist wie England, Ostdeutschland ist wie Schottland, Polen ist wie Kolonie. Überall selbe Königin, aber Unterschied groß.“

* * *

Die alte Frau Schubbutat ist gerade ganz durcheinander. Nelson ist nicht heimgekommen und Feodora hat Migräne. Ihren anderen Katzen geht es aber gut. Oder lassen sie sich bloß nichts anmerken? Die beiden jedenfalls machen der alten Frau Sorgen. Sie hat lange gebraucht, das Verhalten der Katzen zu verstehen und ihre Sprache zu erlernen. Die ersten Grundbegriffe waren einfach, das ABC. Aber dann! Und jede Katze ist anders. Brigitte Schubbutat hat es, durch Einfühlung und Geduld, schon recht weit gebracht. Sie kann zum Beispiel schwören, dass Feodora wirklich wegen Nelsons Abwesenheit so depressiv ist. Alle Symptome sprechen dafür. Die Frau lauert schon lange vor der Tür, aber Nelson kommt und kommt nicht. Sie ruft, weint katzengleich. Sie kann inzwischen

Katzenstimmen nachahmen. Wenn er das jetzt hören könnte, würde er sicher kommen. Aber heute geschieht nichts.

Wer jedoch kommt, ist der Pfarrer – nicht wegen des Geheuls. Er will sie einfach besuchen. Drei Tage nach ihrem 70sten, na ja, geht gerade noch. Aber sie will ihn nicht reinlassen. Sie lässt keinen in ihr Haus. „Die Katzen mögen das nicht." Der Pfarrer ist nicht beleidigt, er kennt das, seine Frau hat auch eine. Katzenhalterinnen sind halt anders. Obwohl – es verunsichert ihn schon. Denn es ist sein erster Besuch, und Frau Schubbutat ist eine der wenigen Kirchgänger Grutzkows. Und: hat die alte Frau denn kein „Menschenzimmer"? Er hatte sich vorgenommen, zu ihrem „runden" Geburtstag zu gehen – aber nun? Er weiß einen Ausweg: „Dann kommen Sie doch mal zu mir!" Sind ja keine 50 Meter. Brigitte Schubbutat besucht den Pfarrer aber nur Karfreitag, Erntedanktag, Totensonntag und Heilig Abend. Das sind ihre Kirchgänge; die waren ein Muss, schon in Ostpreußen. „Oder meinen Sie: zu Hause besuchen?" – „Ja, meinte ich eigentlich. Da ist dann auch gleich unsere Katze." Brigitte Schubbutat sagt als einzige im Dorf nicht „Pastor"; sie kommt von Gumbinnen, da sagte man „Herr Pfarrer". Der Pfarrer heißt Wend, aber sie nennt ihn nie mit Namen; auch das wie in der alten Heimat. „Wenn sie einen Gottesdienst für Haustiere machen, Herr Pfarrer, komm ich sogar in die Kirche, auch ohne Heilig Abend oder Erntedank." Das ist ein Angebot. „Da muss ich ja Katzensprache lernen. Eine Predigt halten, die die Tiere verstehen. Wie Franz von Assisi mit den Vögeln." Den kennt Brigitte Schubbutat nicht. „Franz ist ein katholischer Name." – Das mit der Katzenpredigt scheint der Pfarrer wohl ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Fast will sie ihn nun ins Haus bitten. Da könnt' er gleich mal anfangen zu lernen. Und er denkt still: Ich habe schon so oft gegen Wände geredet. Das kann mit den Tieren auch nicht schlechter gehen. Dann sagt die alte Frau noch: „Ich möchte mal gerne mit Ihrer Frau sprechen." Uli Wend wundert sich: „Wieso, sind Sie

krank?“ Seine Frau ist nämlich Physiotherapeutin. „Es ist nicht wegen einer Krankheit.“ – „Na, da bin ich ja wirklich neugierig ...“ – „Aber nicht nach acht“, sagt Brigitte Schubbutat noch, „denn da bin ich schon im Bett. Und vielleicht kann sie mir auch gleich noch etwas sagen über Nelson, der ist nämlich weg.“ Der Pfarrer verspricht, seine Augen aufzuhalten und es auch seiner Frau zu sagen. Die ist doch wirklich und wahrhaftig die einzige im Dorf, die noch eine Katze hat. Aber eben nur eine! Die meisten anderen haben Hunde, die alte Schwabe aber einen Wellensittich und Schafe. Landwirtschaft gibt es nicht mehr im Dorf seit der Wende 1990.

Dann ist Brigitte Schubbutat wieder allein. Allein ist sie aber eigentlich nie. „Wir sind eine WG“, sagt sie immer. Und sie sagt auch: „Ich wohne bei den Katzen – nicht die bei mir.“

Sie war gerade beim Kochen gewesen, als sie Nelsons Fehlen bemerkt hatte. Neuerdings verschwinden immer häufiger Katzen und kommen nie wieder. Keiner im Dorf kann das beurteilen, nur sie. Darum interessiert es auch niemanden, wenn sie davon spricht. Eigentlich hatte sie nur für sich und die Katzen nur die Suppe von gestern warm machen wollen. Suppe mit einem bisschen was drin. „Unsere Wochensuppe.“ Zu mehr reicht es ja nicht. Wegen des Geldes, aber auch wegen der Zähne. Eine Extraversicherung für Zähne kann sie nicht bezahlen, nicht mit der Rente von 500 Euro! Ein bisschen Milch für die Vierbeiner ist der einzige Luxus. H-Milch nehmen die ja nicht! Da die alte Frau um viertel sechs morgens aufsteht, isst sie schon um halb elf Mittag. In der Winterzeit macht sie allerdings alles eine Stunde später. Um halb elf kann sie also sowieso keinen empfangen. „Katzen fressen nicht“, sagt Brigitte Schubbutat, „Katzen speisen“. Sie findet Messer und Gabel eigentlich barbarischer als die Instrumente der Tiere: Pfoten, Lippen und Nase. Katzen sind kultiviert. Und, sagt sie immer, Kochen oder Braten ist gewalttätiger als rohes Fleisch zu reißen.

Katzen wollen warmes, frisches Fleisch, wir aber altes, abgelagertes, also Leichenfleisch. – Brigitte Schubbutat ist ganz in ihren Katzen aufgegangen. Das hat angefangen, als der einzige Sohn nicht mehr kam. Vor fünf Jahren war er zum letzten Mal hier – bei Nacht und Nebel, ganz verwirrt, nur für wenige Stunden. Das war wie 1945 gewesen, als sie die alte Heimat hatten verlassen müssen. Ganz plötzlich war der Befehl damals gekommen. Und ganz plötzlich und heimlich war 2005 der Sohn erschienen, auf der Flucht, und wie verrückt. Erst danach, als Bernd dann gar nicht mehr kam, hatte sie sich der Katzen erbarmt.

* * *

Als Kasimier mit Martina im Auto an der Grutzkower Uckerburg ankommt, will diese ihren Chauffeur zu einer Tasse Kaffee einladen. Die Burg hat ein Restaurant, das Sara Nitschke führt, bei der sie vorgestern Abend angerufen hatte: „Du, ich muss weg aus Berlin. Kann ich zu Dir kommen? Könntet Ihr mich ...“ Sara hatte, vielleicht etwas zu schnell, gefragt: „verstecken?“ Nach einer Pause hatte Martina, damals noch Marta, reagiert: „Nicht wirklich; ‚aufnehmen’ klingt besser.“ Aber Saras „verstecken“ war gar nicht so falsch gewesen. Die hatte dann so reagiert: „Wunderbar, ich bin gerade ein bisschen schwanger geworden. Vielleicht kannst Du hier helfen.“ – „Für welche Zeit?“ – „Na, mindestens bis der Knabe da ist. Und anschließend brauch’ ich ’ne Amme.“ Das schien ein Glücksfall zu sein. Außer dem Amme-Angebot, von dem sie nicht wusste, wie sie es umsetzen sollte.

Kasimier möchte nicht mit ins Café kommen. „Alte Freundinnen treffen sich – da störe!“ Die Burg scheint ihm ja ohnehin nicht zu liegen. Vielleicht ärgert ihn der Dumping-Kaffee für 25 Cent mehr als das Treffen zweier Freundinnen – für ihn als Pizza-Fahrer sicher heftige Konkurrenz. Oder ist es etwas anderes? „Dann sehen wir

uns woanders.“ – „Ja, bin im Pizza Schad in Pasewalk.“ Das kann sie sich merken. Als Studentin hat sie oft bei Pizza Schad gearbeitet. „Oder Montag mal hier.“ Aber Kasimier schüttelt den Kopf. Er wird nie in diese Kneipe gehen. Nie!

Die Burg ist eine halbwegs sanierte Ruine. Der Grundriss ihrer Außenmauern ist fast ein Stück vom Halbkreis. Ein Turm, der zum Abschluss einen gemauerten Kegel drauf hat, einen schmalen Zuckerhut. Eine bunte Fahne auf dem Dach soll wohl sagen: „Die Herrschaften sind da.“ Die Herrschaften hier sind keine Herrschaften oder Besitzer, sondern Pächter: die Pächterin ist eine Freundin seit der EXPO 2000 in Hannover, deren Mann kommt irgendwo aus Sachsen. Oder Thüringen? Der Innenhof ist frisch gepflastert, aber im alten Stil. Zwischen den Katzenköpfen wächst Gras. Seitlich ein Haus, das einst etwas weniger herrschaftlich gewesen zu sein scheint als die Burg. Sie sieht dort ein neues Edelstahlgeländer und eine ebenfalls frische Holztreppe, daran ein Schild: „Alter Stall. Gästezimmer.“

Sie bewegt sich in Richtung Café. Der Eingang ist durch ein buntes Transparent gekennzeichnet. Was bedeutet das Wort „Rondo“? Kasimier ist noch immer neben ihr. „Ach so, bezahlen.“ Wie viel? Sie denkt, 40 Cent pro Kilometer. Sie rundet auf, Kasimier ist zufrieden. Er zieht sie zur Seite und sagt: „Er soll erzählen von Bahn und von Protest. Dann wissen, warum ich nicht in Burg reingehe.“ Aha, ein Konflikt zwischen Männern. „Ja, mach ich. Also dann, man sieht sich!“ Kasimier steigt ins Auto, Martina geht ein paar Stufen hinab in die Gaststube. Daneben führt eine andere, ebenfalls neue Treppe aufwärts in die erste Etage der Burg. „Die Ausstellung öffnet um 14 Uhr.“ Also in einer Stunde.

Sara bedient gerade zwei ältere Ehepaare, deren Männer sich witzig finden und sowas wie ironisch sein wollen. Die Ehefrauen kichern nur: man hat den Eindruck, dass sie genug zu reden hätten, wenn die Männer nicht da wären. Diese verlangen laut nach dem

Burgfräulein. Hahaha! Dem schwangeren Burgfräulein, denkt Martina. Außerdem diskutieren sie über den neuen Zweieinhalbliterwagen aus Indien, und dass man als Fahrer eines richtigen Autos mit dieser Kleinheit auf der Straße nicht zurecht kommt. „Immer fummeln die um einen rum – furchtbar." – „Und da sitzen auch ganz andere Menschen drin." Der kleine Inder war bis gestern Martinas Firmenauto gewesen. Ich, zum Beispiel, denkt sie. Ich bin also ganz anders. Und was für Vögel sind die? Sie hat inzwischen hinter der Säule Platz genommen. Die BMW-Fahrer – es sind bestimmt welche – wechseln das Thema, als ob sie den Fremdkörper im Raum bemerkt hätten, und beschreiben sich nun gegenseitig den schönen Blick aus dem Fenster. Reine Heuchelei, glaubt die Frau, der Blick ist ihnen scheißegal. Schließlich reden sie vom Angeln. „Mensch, fast hätte ich die Regenwürmer vergessen", sagt der ältere. Er steht auf und geht zu Sara in die Küche. Nach kurzer Zeit kommt er mit einer kleinen Tüte zurück. Martina denkt nicht über Regenwürmer aus der Küche nach.

Sie hat inzwischen ihre Bagage abgestellt und wartet, dass Sara an ihren Tisch kommt. Sara ist rothaarig von Natur. Martina hat das immer bewundert. Aber die vielen Sommersprossen! Es sind mehr dunkle Flecken auf ihrer Stirn als helle. Sara hat sich schon immer gut damit arrangiert. Sie gehört zu den Frauen, die Rubens gern gemalt hätte: Üppig, ohne dick zu sein. Und daran hat sich auch in den letzten Jahren nichts geändert. Saras Café befindet sich in einem uralten Gewölbe, vier Sandsteinsäulen tragen es. Alles ist frisch hergerichtet. In einen gotischen Alkoven ist geschickt eine moderne Küche eingebaut, die zur Gaststube hin nicht abgeschlossen ist. Sie sieht den alten Toaster Royal Rochester, diese Berühmtheit. Die Fenster sind neue Kastenfenster. Martina bemerkt: kein Tropenholz. – Die Freundinnen haben sich seit Jahren nicht gesehen, nicht gehört, nicht geschrieben. Nach dem Firmenstart in Berlin hatten Martina und Gerd ihren ersten Katalog geschickt –

damals nur 24 Seiten. Zu jener Zeit ging Sara gerade an die Ucker. Und nun – ein Wiedersehen unter diesen Bedingungen, auf der Flucht, in einer gottverlassenen Gegend, in einer prekären Lage, mit unpassenden Gästen, in einer nicht wirklich zu Ende sanierten Burg, in der Nähe eines Nazizentrums, bei einer schwangeren Freundin.

Als Kasimier noch neben Martina gestanden hatte, hatte Sara sie nur knapp begrüßt. Jetzt setzt sie sich zu ihr; und da wird sie anders, zumal als die Gäste gegangen sind. „Der Herr Pole musste nichts mitkriegen von unserer Herzlichkeit“, erklärt sie, „und die neureichen Angler auch nicht.“ – „Hab schon bemerkt: Keine große Liebe unter den Menschen“, erwidert die Freundin. Sehr schnell und ein bisschen laut sagt Sara: „Es ist nicht, weil er Pole ist.“ Die Frauen drücken sich, fragen einander aus – so schnell, so viel, dass gar keine Antwort möglich ist. „Du siehst gut aus.“ – „Du erstmal.“ Martina spricht nicht von den ersten Falten, Sara nicht von den paar grauen Strähnen. Sind auch nicht der Rede wert. Sara bewundert ihre Freundin. Martina sieht ziemlich so aus wie Cosma Shiva Hagen. Die Lippen sind allerdings etwas schmaler und mit braunem Lippenstift angemalt. Sara fragt sich, ob sie das früher schon gemacht hat. Heute machen das manche Naziweiber. Und die Ohrläppchen sind ein Minimum länger als bei der Hagen. Dazu ein Leberfleck im Anschluss an die rechte Augenbraue. Sie trägt keinen Mittelscheitel mehr. Und eben graue Strähnen, wenn auch nur wenige. Sara weiß: „Heute werde ich keinen Gast mehr haben, höchstens den Pastor, wenn er vom Telefondienst kommt. Seine Frau ist oft in Polen; dann fängt hier sein privater Tagesteil an. Touristen kommen heute nicht mehr. Die Angler aus Berlin eben waren die letzten.“ – „Kommen die extra aus Berlin?“ – „Sie kommen für ein paar Tage und angeln. Das eine Paar hat ein Haus hier, oben am Haff, genau gesagt. Das sind die Leute, die noch eine richtig gute Pension kriegen. Ein paar andere Kunden sind Jäger. Das sind so

Rechtsanwälte aus Mannheim oder Chefärzte aus Osnabrück.“ Sara kann sich jetzt also ganz auf die Freundin konzentrieren. Das Gespräch irrt ein bisschen umher. Was soll sie fragen, was soll die Freundin antworten? War die Flucht eine Flucht? Was macht Gerd in Berlin? Und all das. Man testet einander, schleicht sich vorsichtig an die Freundin heran. Behutsam und freundschaftlich. Sara stellt ihren Mann vor, als der hereinkommt – mit einer riesigen Handwerkerschürze bekleidet. Er heißt auch Gerd, Martina kannte ihn bis eben nur von der Website der Burg. Sie beschließt, ihn Gerhard zu nennen. „Mein Bedarf an ‚Gerd’ ist gedeckt“, erklärt sie. Ger(har)d hat lockige und blonde Haare; im Kindergarten haben sie ihn darum „Gerda“ genannt. Jetzt hat er sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Geht beim Glasblasen nicht anders. Gerd ist Glasbläser. Martina fragt: „Wie läuft das Blasen?“ Sara kichert; Ger(har)d antwortet ohne Hintergedanken: „Ja, eben sehr gut. Ich verkaufe Sektkelche in Massen. Jede Woche drei.“ Drei und Massen – das ist wohl ein Witz. Aber der Mann sagt es ohne Mienenspiel. Martina wird nicht klar, ob seine Antwort nun ironisch oder ernsthaft ist. „Drei Stück oder drei Dutzend?“ Gerd weicht aus. In Martinas Berliner Firma war das zuerst auch so gewesen: Drei Verkäufe die Woche waren schon toll gewesen ... Sie fragt weiter, welcher Art ihre Hilfe denn sein könne. Vielleicht Glas zum Schmelzen bringen? Aber Sara besteht auf ihrer Schwangerschaft „in der sechsten Woche“ und möchte, dass Martina sie hier im Café unterstützt – nicht Gerd-Gerda-Gerhard in der Werkstatt. „Das sehn wir dann später.“

* * *

Heinzi und Detlef sind Schulfreunde gewesen, 1975 eingeschult – damals gingen die Grutzkower noch in Sandikow zur Schule, nicht in Pasewalk. Ja, gab noch Kinder damals! Jetzt sitzen sie gerade bei

Detlef im Zimmer. Also in Schwabes Haus, oben unterm Dach. Detlef ist Dagmar Schwabes Sohn. Er ist Gärtner und Florist, der einzige männliche Florist im Uckerkreis, wie er behauptet. Seit 1988 hatte sämtlicher Blumenschmuck in Grutzkow und Sandikow von ihm gestammt – bei Hochzeiten, Beerdigungen, Versammlungen. Als er dann im Kreis keine Arbeit mehr kriegte, ist er nach Polen gegangen. Das war ihm nicht leicht gefallen. Er hatte wirklich alles versucht, aber nichts war! Und die Frage: Westen oder Polen? Die hat ihn lange gequält. Aber dann sah er die Chance im Osten. Die Entfernung von Poznan nach hier ist ihm allerdings zu groß. Das merkt er jetzt. Doch was sollte er damals anderes tun? Seit er seine Polin geheiratet hat, kommt er kaum noch nach hier. Die ist gerade an die russische Grenze gefahren, um ihren Stiefvater zu beerdigen; und daher ist Detlef jetzt mal nach Hause gekommen. Er hat Heinzi eingeladen zum Bier, wie früher, und sie sitzen und sitzen. Der Fernseher läuft, irgendwelche schweißigen und dämlichen Weiber streiten sich um irgendwas. Das Bier geht gut weg. Heinzi war nach der 10. Klasse Traktorist geworden. Er hatte schon immer leidenschaftlich gern an Apparaten herumgefummelt. Dann hat er bei der LPG gearbeitet. Seit 1985 und bis 1990, als die zur Agrargenossenschaft wurde. Zuletzt ist er kaum noch gefahren, hat immerzu repariert. Dann mal arbeitslos, mal Kraftfahrer für Firmen, die schnell wieder verschwanden, wieder arbeitslos und noch mal ein kurzer Job. Drei Jahre war er Fuhrparkverwalter bei der Bundeswehr in Malthin gewesen. Da hatte er unglaublich wenig zu tun gehabt – ein toller Job! Er hatte während der Arbeitszeit „Ende einer Dienstfahrt“ von Böll gelesen. Hatte ihm einer geliehen. War immer noch so wie damals, ungemein sinnlos. Gegen die Bundeswehr konnten Pazifisten eigentlich nichts haben! Aber die Bundeswehr war ja dann ja aus Malthin abgezogen. Im vorigen Sommer war er am Haff Schwimmmeister gewesen. Aber dann im Herbst wurde er wieder arbeitslos. „Ich find keine Arbeit mehr“, sagt er, „ich muss

selber eine erfinden.“ Heinzis Hobby sind Modelleisenbahnen Marke Piko, Spur H0; und er hatte bis vor einigen Jahren alles, aber auch alles gekauft, was das Herz begehrte und was der Handel lieferte. Dann kam die Geldknappheit, und die hängte ihn ab. Aber wenn in den benachbarten Städten Modellbahn-Ausstellungen sind, geht er immer noch hin. Im Verband ist er jedoch nicht mehr. Er kann den Beitrag nicht bezahlen – und er kann vor allem nicht mithalten, wenn die Modellbahnfreunde über die Erweiterung ihrer Anlagen diskutieren. Dafür repariert er umso mehr, reparieren statt neu kaufen. Bei den Ausstellungen kommt er mit Modelleisenbahnern ins Gespräch. Er kennt sie ja noch alle. Dann bietet er sich als Bastler an. Viele können zwar tolle Anlagen bauen, aber in den Loks drinnen, da kennen sie sich nicht aus. Im März hat er fünf Stück mit nach Hause gebracht und zehn Tage dran repariert. Das ist seine Welt; und es hat Essen und Trinken für eine Woche gebracht. Aber er muss es illegal machen und zum drittel Preis, den der Piko-Service verlangt. – Als er in das kleine Giebelzimmer bei Fritz gezogen war, hatte er seine Anlage abbauen müssen, die ganze Platte zwei mal drei Meter. Das war eine Nachbildung der Ucker-Auen. Könnte er jedem Heimatmuseum anbieten, so genau war alles nachgemacht. In das kleine Zimmer hatte er ziehen müssen, weil er die alte Wohnung nicht mehr bezahlen konnte. Ihm war ja auch seine Lebenskameradin weggelaufen, Marianne, die war in ein Seniorenheim nach Baden-Württemberg gegangen als Kochfrau. Manchmal schreibt sie eine Ansichtskarte. Doch er antwortet nicht. Aber die Eisenbahn: Im Sommer, wenn man sowieso mehr draußen ist als drinnen, hat er einen Teil in seinem Zimmer aufgestellt: Wenn andere fernsehen, fährt er mit seiner Bahn. Er hat die Strecke von Grutzkow nach Sandikow nachgebaut. Wenn er nachts mal aufs Klo muss, passt er immer sehr auf, dass er nicht auf die Anlage tritt; denn die ist empfindlich.

Das mit Beruf und Arbeitslosigkeit kennt Detlef schon; Heinzi erzählt es jedes Mal. Er selbst kann mehr Neues berichten. Zuerst erzählt er, wie es in Poznan so ist. Er arbeitet zur einen Hälfte in einem Landschulheim und ist dort für den Garten zuständig. Nachmittags leitet er dann Arbeitsgruppen: Floristik und Kräuter. Die Schüler lernen alle Deutsch, die verstehen ihn. Und bei ihm lernen sie Worte, die die Lehrer nicht kennen – vor allem biologische und ordinäre. Die meisten wollen später in Deutschland ihr Glück machen. „Die kapieren nicht, warum ich zu ihnen gekommen bin. Wo doch Deutschland so toll ist. Mensch, wenn die wüssten, was hier los ist ...“ Die Schulleitung lässt ihn machen, und die Kinder kommen gerne. Zur Floristik natürlich fast nur Mädels. „Das sind die zukünftigen rassigen polnischen Weiber.“ Er schnalzt mit der Zunge, ja, Blumenmädchen, aber mehr erzählt er nicht, obwohl gerade das Heinzi interessiert hätte. Der wiederum spricht von seinem Schwimmmeistersein und von den vielen jungen Frauen, die er gerettet hat. Detlef denkt, sind denn alle Mädels in Mönkebude Nichtschwimmerinnen? Die scheinen ja allesamt geradewegs in seine Arme reingeschwommen zu sein und sich dabei noch schnell den Bikini-Oberteil abgestreift zu haben. Und Heinzi ist keine Schönheit. Er hat kaum Zähne im Mund und kaum noch Haare auf dem Kopf. Und das mit 42! Er ist Brillenträger – stark weitsichtig. Heinzi ist nicht groß; vor allem hat er kurze Beine. Wenn er sitzt, merkt man nicht, wie klein er eigentlich ist; er ist ein Sitzriese. Er kann jedenfalls gut flunkern. „Jetzt ist tote Hose“, sagt er. Dass er immerhin einen Nebenverdienst als Glassammler hat, muss Detlef ihm erst aus der Nase ziehen. Das ist ja nichts zum Vorzeigen, hat Heinzi gedacht und hat den Job verschwiegen. Altglassammler für Gerd, den Glasbläser. Außerdem darf das Arbeitsamt davon nichts wissen. Aber Detlef findet das gar nicht so dumm. „Wir haben da einen schwer reichen Polen bei uns um die Ecke, der holt überall was raus aus allem möglichen. Um dessen Haus herum siehst Du

bloß Berge von altem Zeug. Und irgendwann ab und zu ist alles weg – und ’ne Woche später fährt er seinen neuen Daimler ... Ja, da liegt ja auch mehr rum als bei uns ... Wo nichts gekauft wird, wird auch nichts weggeschmissen“, sagt er, und: „Der Pole an sich sammelt nicht so wie der Deutsche. Außer diesem.“ – „Die Westfirmen bringen ihren ganzen Verpackungsschruz da hin“, weiß Heinzi, „aber um Entsorgung kümmert sich keiner.“ Ja ja, das ist Kapitalismus. Beide überlegen, was hier so rumliegt und was Geld bringen könnte. Vielleicht sollte man Goldwäscher an der Ucker werden? Aber Tellerwäscher bringt wahrscheinlich mehr. „Aber ernsthaft, wo Deine Flaschen liegen, da liegt auch noch anderes!“ Detlef erinnert sich an Taschen, die von reichen Polinnen in Poznan getragen werden, die werden aus alten Tetrapack-Kartons gemacht. Tetrapacks sammeln! „Ja, soll ich vielleicht Weihnachtssterne daraus basteln?“ fragt Heinzi. „Oder denkst Du, dass die Schulze Tetrapack-Handtäschchen trägt?“ Ja, stimmt, das ist mehr was für die Großstadt. „Denn biete die Dinger doch auf der Burg an für die Berliner.“ Das wär vielleicht nicht mal schlecht. Detlef denkt, wenn Heinzi es nicht macht, bring ich mal polnische Dinger mit für den Burgladen, da könnten sie das Zeug probeweise verkaufen. Aber er sagt es nicht. Ihm fällt aber noch was ein: Um manche Blumen sind Drähte gewickelt, damit die Blüten besser stehen. Die kann man doch wieder verwenden. „Du gehst jede Woche über die Friedhöfe und pulst die Drähte da runter. Und im Frühling die Drähte von den ganzen Tannengestecken, die dann alle auf dem Abfall liegen.“ – „Irgendwie ... ja ... aber lecker ist das nicht gerade.“ – „Aber es ist was eigenes.“ – „Stimmt, ich wäre mein eigener Herr.“ „Klar, aus Scheiße Geld machen!“ Detlef denkt, wenn das so unglücklich weiterläuft mit meiner Frau, wenn die immer nur als Stewardess in Flugzeugen sitzt, Warschau – Delhi und zurück, dann kann ich auch wieder nach hier ziehen, in Mutters Haus. Seltener würden wir uns dann auch nicht sehen. Wenn aus Heinzis Ideen etwas

Ernsthaftes wird, könnte man das zu zweit angehen. Aber – Quatsch, was sollen diese Flausen? Vater ist im Westen, er im Osten, und hier in der Mitte ist doch nichts los. Hier ist ja wirklich gar nichts los.

Aber als sie sich verabschieden, als das Bier alle ist, gibt er Heinzi seine E-mail-Adresse. Heinzi hat allerdings keinen Computer. Er ist Freak von kleiner Eisenbahntechnik, aber die Computerei, nee, das ist nicht seins. „Aber wenn was ist, kann ich ja auf die Burg gehen und mailen." – „Ja, wenn sich was entwickelt mit SERO – das würde mich echt interessieren!" SERO hat er das genannt, die alte DDR-Firma „VEB Sekundärrohstofferfassung." Die ist doch vor ein paar Jahren endgültig pleite gegangen. Aber die kann man neu gründen.

* * *

Die alte Frau steht schon am Zaun, als Frau Pfarrer erscheint. Brigitte Schubbutat guckt sie mit ihren schräg gestellten Augen erwartungsvoll an. Ihr Gesichtsschnitt ist wirklich auffallend. „Haben Sie Nelson gesehen?" Die Augenbrauen der alten Frau sind stark und noch ganz dunkelbraun, das Kopfhaar aber ist fast weiß. Frau Pfarrer heißt Anette – mit einem N. Sie hat wirklich auf der Dorfstraße eine schwarze Katze mit einem weißen Augenstreifen gesehen. „Ich glaube ganz bestimmt, es war Nelson. Aber im selben Augenblick fuhr der Pole da lang – und dann habe ich nichts mehr gesehn." – „Meine Güte, wenn der die Katze geklaut hat, landet sie im polnischen Kochtopf", murmelt Brigitte Schubbutat. „Oder auf seinen Pizzas." Sie kennt die Polen von Ostpreußen – na ja, eigentlich nur aus den Erzählungen der Mutter, die immer nur „Pollacken" gesagt hat. Hier in Grutzkow, in den Jahren nach der Flucht, wurde sie selbst immer „Pollacke" genannt. Eines ist klar, egal was der Pole heute gemacht hat: Immer öfter verschwinden Katzen und

kommen nie zurück. Anette Piper weiß auch nicht. Sie denkt ständig an eine Rotte von riesigen und bildhässlichen Ratten. Als sie vor drei Tagen spätabends aus Koszalin zurückgekommen war, also aus Polen, hatte sie sie gesehen. Sie hatte das Auto abgestellt, und während sie die 200 Meter zum Haus ging, war sie völlig unvermutet auf diese Zusammenballung gestoßen. Es war fast Vollmond gewesen, und das hatte dadurch alles noch gespenstischer gewirkt. Übergroße und verunstaltete Viecher. Ratten waren ihr sowieso ein Graus. Aber diese waren extrem gewesen. Und sie bewegten sich auch völlig anders. Elastisch wie Panther und gruselig. Sahen total rosa aus wie Schweine und hatten nur ganz kurze Schwänze. Und das unter der bleich-bläulichen Mondbeleuchtung! Sie hatten die Ecke zwischen Dorfteich und dem Weg zu Anettes Haus in Beschlag genommen. Bestimmt zwölf Stück. Das merkwürdigste war gewesen, dass sie nicht von der Stelle wichen, als Anette herankam. Jedes einzelne Vieh bewegte sich zwar, aber die ganze Rotte blieb an derselben Stelle. Wie ein Ameisenhaufen im Wald. Sie hätte wahrscheinlich drauftreten können – aber was hätten die dann gemacht? So war sie denn um die Kreaturen herum gegangen. So weit war es also schon gekommen: Die Menschen gingen weg von Grutzkow und die Ratten kamen. Das Bild konnte Anette nicht vergessen. Die Frau denkt überhaupt immer öfter, dass sie hier nicht mehr leben kann. Und sie fragt sich, ob Nelson denen zum Opfer gefallen ist? Aber sie will keine Panik machen und behält das Rattenerlebnis für sich. Keiner außer ihr weiß von dem ekligen nächtlichen Zusammentreffen.

Frau Schubbutat hat auch etwas ganz anderes auf dem Herzen. „Ich habe Sie her gebeten wegen der auffälligen Kräuter, die am Weg Richtung Ucker wachsen.“ Anette weiß, dass die schon seit Jahren da stehen. „Aber jetzt wachsen sie viel mehr als früher“, glaubt Frau Schubbutat. „Stimmt das?“ fragt Anette, „und warum?“ – „Ja“, antwortet die alte Frau, „seit die Agrargenossen-

schaft pleite ist.“ Sie kann das beurteilen, denn sie wohnt schon immer hier. „Dann haben sie keinen Stickstoff gemocht“, mutmaßt Frau Piper, „denn den haben sie ja damals maximal verschleudert.“ Frau Pfarrer heißt nicht Frau Wend. „Wir sind aber verheiratet.“ So was gab es früher auch nicht, dass die Frau anders hieß als der Mann – außer bei Tänzerinnen und Sängerinnen und, natürlich, bei „Verhältnissen“. Aber sonst ist sie nett. Sie kann einem die Migräne wegzaubern wie kein anderer. Eine halbe Stunde hält sie bloß deinen Kopf ganz sachte fest – und wenn sie es sechsmal gemacht hat, bist Du gesund. „Ja, das hat sie von ihrem Mann, und der hat es von Jesus“, schmunzelt Brigitte Schubbutat. Anette Piper widerspricht nicht. Die Lehrgänge für Craniosacraltherapie zu finanzieren war allerdings auch nicht von Pappe gewesen. Und Osteopathie war noch dazu gekommen. Was das nun mit Jesus zu tun haben soll? Immerhin, Jesus legte den Kranken auch die Hände auf – und sie wurden gesund. Also streitet sie nicht mit der alten Frau. Obwohl ihr Mann diese „sauteuren“ Lehrgänge zuerst gar nicht gut fand – damals, als er noch voll verdiente. Aber ihr Mann ist nicht Jesus.

Aber jetzt geht es um die Kräuter. Brigitte denkt, dass man bestimmt Menschen helfen kann, wenn man die Blätter oder die Blüten als Tee zubereitet. Und ob Anette nicht mal ein Buch besorgen kann über Beinwell. Sie hat nämlich den jungen Herrn Schwabe gefragt, wie die heißen. Auf dem kleinen Zettel, den sie mit ihren großen Händen aus der Tasche zieht, steht: SYMPHYTUM OFFICINALE. Anette ist beeindruckt. Die alte Frau ist doch nicht so total auf die Katzen fixiert! „Ja“, sagt sie, „so ein Buch habe ich wohl zu Hause. Glaube ich.“ Sie verschwindet und ist nach einer knappen halben Stunde tatsächlich schon zurück.

Frau Schubbutat wohnt am Dorfrand und nur zwei Häuser von Pfarrers entfernt. Anette zeigt ihr die Seiten über Symphytum. „Damit kann man bestimmt hundert Menschen helfen. Das ist gegen

Wunden an der Haut und gegen Gliederschmerzen. Es soll auch schon gegen das Restless Legs Syndrom geholfen haben. Man muss die Wurzeln ernten, trocknen, zerschneiden und in Tüten füllen.“ Völlig überzeugt ist Anette nicht, dass das bei rastlosen Beinen helfen kann. Sie versteht was von Craniosacraltherapie und hat gerade gelesen, dass man damit auch Rastlose Beine beruhigen kann. Aber Beinwell, ja, vielleicht bei leichten Fällen, oder als Zusatz. Craniosacral ist halt schweinisch teuer, weil keine Kasse die Behandlung bezahlt. Oft denkt Anette Piper, alternative Medizin ist doch gerade was für Arme: wenig Hightech, wenig Chemie, nur die Personalkosten. Aber gerade Reiche leisten sich Alternativmedizin. Das ist doch pervers! Brigitte Schubbutat hat ganz andere Zweifel, nämlich dass dieses Kraut vielleicht auf der Roten Liste steht. Von der Roten Liste reden sie immer im Radio, um halb zwölf im Umweltfunk, wenn sie ihr Mittagbrot isst. Anette Piper erklärt, dass sie mal rumhorchen will, wie man da am besten vorgehen kann.

Brigitte braucht dringend Geld – wegen ihres Sohnes. So eine Art Weihnachtsgeld – das wäre ganz nötig. Vielleicht kann sie die Kräuter verkaufen. „Melden Sie sich bald?“ – „Ja, ich versuch es.“ „Und wenn Sie den Polen sehen, fragen Sie nach meinem Nelson!“

Mutter Schubbutat setzt sich vor das Haus. Gestern war Post von ihrem Sohn Bernd gekommen. Früher hatte er Geheimforschung für die DDR gemacht, und jetzt ist er in der Klapsmühle. Eigentlich ist der ihr einziger Mensch. In ihr Haus lässt sie schon lange keinen mehr – wegen der Katzen. Aber auch, weil kein Mensch außer Bernd hier reingehört. Sie spricht mit allen Leuten des Dorfes, aber nur vom Gartenzaun aus. Und ohne den Sohn ist die Welt leer. Jetzt hat Brigitte Schubbutat Angst. Bernd war durchgedreht. Er war zu DDR-Zeiten Wissenschaftler. Bei der Überprüfung der Wissenschaftler 1990 schien alles in Ordnung gewesen zu sein. Er wurde in ein Bundesinstitut übernommen. Und 2005 ist er verrückt geworden. Da haben sie ihm Schlimmes angetan. Seine Mutter weiß

nicht genau, was. Nur dass er jetzt in Neubrandenburg in der Psychiatrie sitzt. Einmal im Monat fährt sie hin. Der Pole bringt sie. Die Bahn ist viel zu umständlich. Und im Zug anderen Leuten auf der Fahrt Rede und Antwort stehen – nein. Und nichts erzählen geht auch nicht – nicht hier auf dem Dorf. Die Bewohner von Grutzkow sollen also gar nicht erst wissen, wohin sie fährt. Zudem muss sie abends zurück sein wegen der Katzen – und da fährt die Bahn nicht mehr. Um halb sechs geht der letzte Zug ab Pasewalk. Da müsste sie ja schon um drei wieder von Bernd weg ... Und wenn man ihn nun aus der Anstalt entlassen will? Sie erinnert sich zum X-ten Mal an ihren letzten Besuch dort: „Mutter, es geht mir besser. Ich komme bald raus, vielleicht schon zum 1. September. Ich komme nach Grutzkow." Ja, wohin soll er auch sonst? Aber wohin soll er in Grutzkow, jetzt, wo sie all die Katzen hat?

Die alte Frau freut sich. Das einzige Kind, der einzige Mensch. Doch dann stöhnt sie auch wieder: Dass man doch als Mutter immer und ewig dasein muss für die Kinder! Wann wird Bernd mal für sie dasein? Er wird jetzt 50 – der kriegt ja nichts mehr! Und mit seiner angeblichen Vergangenheit! Geld hat er an sie überwiesen bis 2005, aber dann war Schluss. Und ihre Rente ist so niedrig! Sie ist Köchin bei der LPG gewesen – das bringt jetzt nicht viel! Natürlich wird sie irgendetwas organisieren. Aber wie? Bernd weiß ja noch nichts von den Katzen! Und sie hat keine Ahnung, wie er zu Katzen steht. Vielleicht sollte sie doch mal mit dem Pfarrer sprechen. Vielleicht nimmt auch die Frau Pfarrer ein paar Tiere zu sich – nur vorübergehend, bis der Sohn sich gewöhnt hat! Aber erstmal soll die ihr beim Beinwell helfen.

Tatsächlich ist Uli Wend gar kein Pfarrer mehr. Jedenfalls jetzt nicht mehr. Aber das ist eine lange Geschichte. Wend hat gerade ein großes Manuskript beim Verlag liegen, ein Essay über das Schrumpfen in Deutschland. Eine Mischung aus Soziologie, Alltagsmoral, Politik und Theologie. Aber Schrumpfen ist ein Tabuthe-

ma – wie im Mittelalter der Atheismus oder in der DDR die Religion.

Zwei Verlage hatten ihm abgesagt; acht andere hatten nie geantwortet. Der elfte macht nun das Buch, endlich. Diese zehn Neins waren hart gewesen für Uli Wend. Sie hatten da auf ihren Verlegerstühlen gar nichts wahrgenommen, was doch auf der Hand lag, und wovon er schrieb: Weniger Geburten, weniger Erdöl, unbewohnte Zwanziggeschosser, schmalere Renten, feste Anstellungen in ordentlichen Berufen fast ausgestorben, Wahlbeteiligung sinkt ohne Ende, jeden Tag sterben Tierarten aus, die Arktis schmilzt weg. All das hatte Wend im ersten Teil beschrieben, und wenn ein Verleger überhaupt geantwortet hatte, dann mit Sätzen wie: „Aber das wollen wir doch nicht, Herr Wend." Als ob er da Utopien ausgemalt hatte, die man bei gutem Willen verschönern könne, bis „wir es wollen"! Als ob das nicht alles längst mitten im Gange wäre. Als ob man das bremsen könne durch Nichtbemerken! Das hatte ihn jedesmal neu verrückt gemacht. Dann hatte er gedacht: Nicht das Sinken und Schrumpfen und Schmelzen und Schwinden ist das Problem, sondern die Blinden und Tauben, die gerade abstürzen und nichts mitkriegen, die den Zusammenhang ihres Schicksals nicht bemerken. Aber nun hatte sich ja ein Verlag gefunden, einer mit Augen und Ohren und mit verlegerischem Mut. Vergangene Woche hatte die Lektorin die ersten bearbeiteten Seiten nach Grutzkow zurückgeschickt. Sie hatten sich geeinigt, dass sie Stück für Stück druckreif machen würden. Wend hatte umgestellt, weggestrichen, neu formuliert, anders argumentiert, zugespitzt, entschärft, Zitate überprüft und-und-und. Anette war in Polen, und er hatte die Nächte durchmachen können. Er lutschte dann „AirmenBeans", ein Mix aus Kaffee und Guarana; das hielt ihn lange wach. Der Besuch bei der alten Schubbutat war praktisch der erste „Auslauf" seit fünf Tagen. Jetzt ist er froh, mit dem ersten Teil durch zu sein, zumal Anette nachhause gekommen ist. Er gab dem Eingangskapitel

schließlich noch einen anderen Titel: „Gesellschaft des Weniger“. Der Verlag hatte „Es schrumpft und schrumpft“ nicht so gut gefunden. Obwohl es eigentlich genau das war. Dann mailte er alles zum Verlag in der Nähe von Berlin. Wend war erleichtert; aber die Erleichterung hielt sich in Grenzen. Denn jetzt war der nächste Teil dran.

* * *

Nachdem sie das Cafe zugemacht hat, führt Sara die Freundin zu dem Haus neben der Burg, die neue Eichentreppe hinauf zum „Alten Stall“. Gerhard schleppt die Taschen hinter den Frauen her. „Natürlich Kost und Logis frei!“ – „Das Rad kann wohl unten bleiben.“ – „Klar, wir sind ja nicht in Berlin.“ Ein kombiniertes Wohn-Schlafzimmer, eine Miniküche, amerikanisch mitten im Zimmer, das Bad. In einer Ecke ein Computer von Apple. „Wir dachten, für Dich als Designerin muss es ein Mac sein“, erklärt Sara, „da haben wir meinen hier reingestellt.“ Schön ist der Mac ja wirklich, aber designen will Martina jetzt eigentlich nicht. Vom Fenster hat man einen Blick auf Feld-Wald-Fluss-Dorf. Richtig schön – und völlig ruhig. Ruhig bis zur Totenstille. „Wart mal ab“, sagt Gerd, „die Nachtigall kann furchtbar sein. Heißt nicht umsonst, dass die Nachtigall schlägt!“

„Sagt mal ganz ehrlich“, fragt Martina: „Kann man hier leben?“ Das kommt jetzt überraschend für Gerd und Sara. Sie gucken sich an. War nicht sie, die Fragerin, hergekommen, weil sie in Berlin nicht mehr leben konnte? Sara fragt zurück: „Wegen der Nachtigall?“ Im selben Moment ulkt Gerd: „Natürlich kann hier kein Mensch leben, siehst Du doch.“ – „Ach Gott, ja äh, nein ... ich wollte euch jetzt nicht ... Aber wegen des Dörflichen. Ich meine, fehlt Euch da nicht was?“ Die beiden Neudörfler lachen, sagen im Duett ein lang gezogenes „Jaaa. Man kann.“ Gerd fügt noch hinzu:

„Man kann nur hier leben. Verstehst du? LEBEN!“ Sara definiert das ein bisschen: „In der Stadt zwingt die Stadt Dir ihren Rhythmus auf. Hier kann ich den Rhythmus selber machen. Auch einen städtischen, wenn ich mag. Das ist mein eigener Rhythmus. Oder ich werde freiwillig ländlich. Ja, dann ist es auch gut.“ – „Wie jetzt? Das Städtische selber machen? Zum Beispiel?“ Gerd erklärt: „Zum Beispiel das Aufstehen. Hier stehen alle um sechs Uhr oder halb sechs auf. In Berlin gibt es um acht Uhr die ersten Brötchen zu kaufen. Und wenn Du Dir irgendwo vorher welche holst, ist das asozial. Da musst Du zwangsläufig bis acht im Bett bleiben.“ – „Und hier musst Du früh raus, sonst bist Du auch wieder asozial, nur andersrum“, kontert Martina. „Muss ich eben nicht. Wir stehen nie vor zehn auf. Das ist unser Großstadtleben.“ – „Außer wenn der Klempner kommt. Der kommt immer punkt sieben. Und außer als das Kind noch ne Stulle gemacht kriegen musste zur Schule.“ Martina denkt, na gut, sie scheinen sich eingelebt zu haben. Bisschen verbauert, aber mit Fassade. Aber, fragt sie, ob die Berge nicht auf die Dauer doch fehlen? Auch das wollen sie nicht wahr haben und zeigen „da hinten“ einen 20 Meter-Hügel: „Unsere Alpen“, sagt Sara. „Ihr legt Euch da was zurecht.“ – „Stimmt“, sagt Gerd, „das mit den Alpen sieht nur Sara so. Es ist ganz einfach sauflach hier. Smog allerdings, weil die Stadt im Kessel liegt, nee, sowas geht hier nicht. Anders als in Deinem Stuttgart. So herum sehe ich das.“ – „Weißt Du“, fällt Sara ein, „ganz ehrlich, das ist hier schon eine völlig neue Welt für uns. Als wir her gingen, hätten wir nicht gedacht, wie anders hier alles ist. Wir wollten ein bisschen Großstadt hierher bringen. Meine Idee von der Kulturburg. Moderne Gemälde für dumme Dörfler. Aber man kann hier auch scheitern. Können kann man das.“ Die Andeutung ist recht nebulös; wo wäre der Ort, an dem man nicht immer auch scheitern könnte? „Dreißig Kilometer von hier“, erzählt Sara, „hatte eine tolle alte Dame ein Modemuseum aufgemacht in einem sanierten Schloss. Es war abso-

lut super, ihre eigene Sammlung von 50 Jahren! Aber keiner wollte das sehen, auch kein Tourist. Sie ist dann gestorben, ich glaube, vor Kummer.“ Gerd ergänzt, erklärt: „Wir hatten mal gedacht, hier würden Ausstellungsbesucher oder Konzertpublikum übernachten – und die würden auch das Dorf ein bisschen prägen. Aber das funktioniert nicht. Die Besucher kommen zwar zu den Events, aber sie übernachten nicht hier. Dieser Gebäudeteil, der Alte Stall mit den Gästezimmern, der ist ein Flop.“ Von Events in Industrieruinen, die nicht funktionieren, erinnert sich Martina, war gerade vorhin im Auto die Rede. Sie will den beiden etwas Gutes tun und sagt: „Aber immerhin, der Kaffee eben hat geschmeckt wie in Zehlendorf.“ Sie hat ja bis gestern im feinen Stadtteil Zehlendorf gewohnt, U-Bahn-Station „Onkel Toms Hütte“. – „So, hat er geschmeckt?“ fragt Sara. „Das kann nicht sein. Die Leute hier wollen ihren Rondo haben, eine alte DDR-Marke. Sie trinken nur Rondo. Du hast den eben auch getrunken. Und in Zehlendorf gibt es den bestimmt nicht.“ Rondo? Vorhin die Fahne am Café! Noch aus der DDR? Mein Gott! Martina will das mit „Suchtverhalten“ erklären. Ossis rauchen ja auch noch F 6, Karo und Cabinet. Sie will testen: „Und was raucht Ihr?“ – „Nichts – außer in Stressmomenten.“ Sara, die ursprünglich aus Dresden kommt, hatte nur und bloß F 6 geraucht, als Martina sie kennen gelernt hatte. Martina fängt an von ZIGGI zu schwärmen, aber weder Sara noch Ger(hard) geht darauf ein. Anscheinend kennen die ZIGGI nicht. Eben doch verbauert. Nun decken beide Gastgeber sie zu mit Beweisen, dass Ostkaffee wirklich anders schmeckt. „Sagt mal, wählt Ihr die Linken?“ – „Du, es gibt geheime Wahlen in Deutschland“, reagiert Gerd, „aber hier in Grutzkow wählt kein Mensch, nur einer, der alte Göricke.“ – „Aber beim Kaffee ist es nicht geheim.“ Ist ja gut, ist ja gut, denkt Martina. Gerd kommt aus dem Thüringer Wald; danach war er zwei Jahre Filmvorführer in Dresden Neustadt, später ist er nach Weimar gegangen; dort hat Sara ihn kennen gelernt. Martina fragt

sich, ob ein Glasbläser überhaupt Geschmacksnerven hat. Wenn nicht, kann er natürlich auch F 6 rauchen. Zum Thema Zigaretten meint Sara noch: „Auf Ost- und auf Westzigaretten stehn übrigens dieselben Sprüche drauf von wegen Gift und Tod. Das nur zum Thema Deutsche Einheit.“ Martina sagt: „Ach Gott, gleich so dramatisch!“, und sie denkt an Kasimiers Einteilung England – Schottland – Kolonien. Dann sind Sara und Gerhard Schotten. „Auf der ZIGGI steht das auch“, reicht Martina noch nach; aber sie gehen wieder nicht auf ZIGGI ein.

„Wir gehn erst mal. Um sieben gibt es Abendbrot.“ – „Wo?“ – „Wie immer, in der Küche.“ Also nicht in der Gaststätte. Wo genau wohnen die beiden überhaupt? Hier im Alten Stall ja wohl nicht. Bei „wie immer“ erinnert sie sich an Hannover 2000, an ihre Zeit auf der EXPO, an die Wichtigkeit des gemeinsamen Frühstückens. Sie hatten da Jobs im deutschen Pavillon und mussten die übergroßen Gipsköpfe übergroßer Deutscher bewachen. Dort haben sie sich kennen gelernt und intensiv zusammen gelebt. Martinas Standplatz war neben dem Kopf von Kant gewesen, Immanuel Kant. An dessen Unterlippe konnte man sich gut anlehnen. Kant hatte eine schön vorstehende Unterlippe, und die befand sich genau in ihrer Po-Höhe. Das war sehr bequem gewesen. Dafür hatte sie ihn geliebt. Sara hatte bei Karl dem Großen gestanden; der stand sich nicht so gut. Damals hatte sie, wenn Akademiker sie fragten, was sie beruflich macht, gesagt: „Ich befasse mich mit Philosophie. Ich lehne mich im allgemeinen an Kant an.“ Dann hatte nie einer weiter gefragt. „Ach, eine Sache noch. Ich hab nicht nur meinen Nachnamen geändert, sondern auch den Vornamen. Ich bin Martina Habus.“ – Nach einer halben Minuten fällt Gerd ein: „Und ich bin ein Bleianspitzer.“ Dann zeigt er auf Sara und sagt: „und das ist ein Krokodil ... Was soll denn das? Warst Du vielleicht mal heimlich bei der RAF und denkst, dies hier sei die DDR?“ – „Ich glaube eher, Du verstehst mich nicht ... Habt ihr noch ’nen Augenblick Zeit?“ –

„Reicht es nicht zum Abendbrot?“ – „Nein, bitte, gleich!“ – „Na, denn man tau“, räumen die beiden angenervt ein. Jetzt setzen sie sich doch noch hin. „Also, das ist keine Umbenennung. Ich habe eigentlich immer Martina geheißen, aber seit der Pubertät fand ich das so uncool. Daher kennen mich alle nur als Marta – Du auch, Sara, anders kennst du mich gar nicht. Und jetzt kehre ich einfach zurück zur Geburtsurkunde. Und Kohtz – also die Zeit mit Gerd ist einfach vorbei; und ich regle das ganz schnell in Berlin.“ – „Ch, ch, da muss ich mich aber erst dran gewöhnen!“ Gerd murmelt: „Marta Kohtz wird Martina Habus und geht von Berlin nach Grutzkow. Na, mal sehn, was da noch kommt. Hoffentlich keine Geschlechtsumwandlung. Wär schade drum ...“ Martina sieht jetzt schon aus, wie Cosma Shiva Hagen in wenigen Jahren aussehen wird. Allerdings hat sie blaue Augen. Das geht natürlich eigentlich nicht. Aber Geschlechtsumwandlung wäre wirklich schade. Sie sagt noch mal: „Bitte, das mit dem Namen ist wichtig für mich – und für Euch auch. Glaubt es mir!“ Das verstehen die beiden nicht. Aber, wie gesagt, erstmal Abendbrot.

Martina packt aus, räumt den Schrank ein, während ihre Gastgeber verschwinden. Gummistiefel hat sie nicht mitgebracht; dumm, denn so was wäre hier wohl passender gewesen ... Aber vier Paar Hackenschuhe sind da. Ohne die kann sie gar nicht laufen. Ihr Adressbuch verstaut sie hinter den Strümpfen. Sie will es nicht benutzen. Aber in Fetzen zerreißen – nein, das auch nicht. Sie hatte vorgestern mal dran gedacht. Aber sie braucht sich keine Symbole zu setzen. Ihr Abgang aus Berlin war vernünftig überlegt. Sie muss sich jetzt nichts beweisen. Und vielleicht gibt es ja auch einen Weg zurück. Wenn es „Wege zurück“ überhaupt gibt. Ihr Ethiklehrer hatte immer gemeint: Nein, es gebe kein Zurück – nie und hinter nichts. Sie hat das Handy weggeschmissen, ihr MacBook hat sie in Berlin gelassen. Mit dem Handy – das war Absicht. Aber das MacBook zu vergessen: Dummheit. Das wäre nicht nötig gewesen, du

Liese! Erst als sie hier den ältlichen iMac gesehen hatte, war ihr das eingefallen. Mann, Mist! Da hatte sie doch so einiges gespeichert. Und ziemlich neu war es auch. Wirklich doof und ziemlich unprofessionell! Das mit dem fehlenden Handy aber ist OK. Sie will jetzt nicht erreichbar sein – für keinen. Nur bei ihrer Mutter, die südlich von Stuttgart lebt, wird sie sich mal melden. Die Mutter lebt allein, der Vater war schon vor ewig langer Zeit plötzlich verschwunden. Die Mutter war hart geworden danach, und das einzige Kind hatte wechselweise als Partnerersatz, als Notrufsäule oder als Blitzableiter dienen müssen. Am wenigsten als Kind. Jetzt wurde die Mutter hinfällig und irgendwann würde sich die Frage stellen, ob die alte Frau in ein Heim gebracht werden würde oder ob sie bei der Tochter würde leben können. Jedenfalls konnte man jetzt die Anrufe nicht noch weiter reduzieren und schon gar nicht ganz unterlassen. Wie auch immer, für diese Anrufe, mindestens für die, braucht sie wieder eine eigene Nummer. Wieder ein Handy, denn niemand soll wissen, wo sie gerade ist. Aber der Kauf hat Zeit. Sie hat die Mutter nie mit Anrufen verwöhnt, und das hatte auf Gegenseitigkeit beruht. In 14 Tagen würde sich schon eine Gelegenheit finden. Bis dahin ging es vielleicht mal mit Saras Gerät.

Manchmal klopfte ich
An ihrer Tür,
Hoffend auf Worte.
Aber das Haus
Blieb stumm.
Wir haben uns nichts
Zu sagen.
Nur der Pflichtteil
Verbindet uns noch
Laut Gesetz.

Das Abendbrot bringt zwei Erkenntnisgewinne. Erstens: Sara ist nicht nur schwanger, sie ist auch Mutter. Deswegen vorhin der Satz

www.psverlag.de

vom Stullenmachen für das Schulkind. „Stief“, korrigiert der „Sohn“ – und lacht. Alle lachen mit. „Stief“ klingt immer irgendwie nach „Hexe“. Steffen ist gerade dabei, 17 zu werden. Ger(har)d hat ihn mit in die Beziehung gebracht. Martina erfährt nur noch, dass er ein Einzelgänger ist und keine Freundin hat. Das sagt sein Vater. “Musste das jetzt sein?“ fragt Steffen. Martina sagt: „Ist ja denn wohl bei dieser Bevölkerungsdichte hier kein Wunder.“ Der Junge guckt sie dankbar an. „Und das ist also“ (Sara überlegt, will nichts falsch machen) „Martina Habus, mit der ich zusammen auf der EXPO gejobbt habe, zusammen in einer WG war und so weiter.“ Denn bisher hatte sie Steffen noch gar nicht gesagt, wer die Besucherin ist. Martina hat Industriedesign studiert in Münster. Sie hatte zum Studium so weit wie möglich weg gewollt von zu Hause. Die EXPO hat sie dann natürlich interessiert. Sara ist zur gleichen Zeit in Weimar Kulturwissenschaftlerin geworden. Und Gerd war „schon immer“ Glasbläser, hatte in Lauscha gelernt und lebte seit Mitte der Neunziger bei Sara in Weimar. Zwischendurch ein bisschen Dresden, als es mal nicht mehr ging zu zweit. „Ach ja“, fällt es Martina ein, „ich hab euch auch was mitgebracht – schnell noch mitgenommen: zwei Teigausstecher.“ Alle staunen. Was man alles so verschenken kann! „Das war mein vorletzter Entwurf in Berlin. Damit kannst Du Ravioli ausstechen und musst hinterher die Ränder nicht festdrücken.“ Gefräster massiver Messing. Sara erinnert sich: „Vor sechs Jahren dieser abgefahrene neue Uralt-Toaster, jetzt das. Allmählich füllt sich das hier.“ – „Wer kauft so was eigentlich?“ fragt Steffen. Martina antwortet: „Das regelt sich über den Preis: Stück 86 Euro.“ – „Für den Pizza-Service also zu teuer“, stellt der Knabe fest. Ja, so ist es wohl. Gerd freilich würde gerne 32 davon haben. „Wenn Du schon abhaust, hättest Du auch nen ganzen Sack davon mitgehen lassen können.“ Das ist seine Art, „Danke“ zu sagen. Steffen rechnet: Das wären dann über 2500 Euro. „Dann könnte man“, erklärt Gerd, „die Holzgriffe noch weiter

beschnitzen und ein Schachspiel daraus machen.“ – Seine Frau versucht ihn zu dämpfen: „Hallo, Du bist Thüringer – schnitzen tun die Erzgebirgler?“ „Also gut“, sagt er, „aber wenn es mit der Bläserei mal nicht mehr geht, schnitze ich.“ – Martina sagt bloß: „Blas Dir doch dein Schachspiel alleene – oder schnitz es. Da steckt meine Arbeit drin; und die hat mit Schnitzen nix zu tun.“ Und sie guckt an Gerd vorbei. Männer! „Und so was stellst Du also her“ wundert sich Steffen, „ganz schön quer.“ – „Ist wohl jetzt auch vorbei“, murmelt Martina. Sara erinnert ihn an den alten Toaster im Café – „den habe ich damals, ganz zuerst, von Marta gekauft“. Sie sagt „Marta“, denn damals hieß die ja so. Ja, den Royal Rochester ... Martina stellt zum ersten Mal fest, dass sie dieses Gerät nie selbst benutzt hat. Erst designen und dann missachten!

* * *

Brigitte Schubbutat hat schon um fünf Abendbrot gegessen. Jetzt geht sie rüber zu Walter Göricke. Als Kinder haben sie zusammen gespielt. Aber die Eltern von beiden hatten das eigentlich nicht gewollt. „Die kommt aus dem Osten. Flüchtlingskind. Die haben ja nichts“, hatten Walters Eltern gesagt. Die alten Görickes waren Bauern mit 120 Morgen Land gewesen. Damals sagte man noch „Morgen“. Sie hatten den größten Hof von Grutzkow, natürlich außer der Gutswirtschaft. Brigittes Mutter war aus dem hintersten Ostpreußen geflohen, von einem Dorf bei Gumbinnen, allein mit dem Kind. Der Vater war dann nicht aus dem Krieg zurückgekommen. Und die Mutter hatte ihre Tochter nicht losgelassen: Partnerersatz. So hatte Brigitte nie geheiratet. Irgendwie ohne Sinn und Verstand war 1959 das Kind gekommen. Da war ihre Mutter schon todkrank gewesen. Walter Göricke hatte eine aus dem Dorf geheiratet. Das war nicht besonders gut gegangen. Brigitte war dann Betriebsköchin bei der LPG geworden. Jetzt ist Walters Frau längst tot;

und Brigitte und Walter wohnen nebeneinander. Es ist eine stille gute Nachbarschaft – im Hintergrund mit einem „Es hatte mal was werden können."

Häufig fragen die beiden Alten einander um Rat. Heute geht es um die Kräuter. „Frau Pfarrer hat herausgekriegt, dass man die ernten und verkaufen kann." Walter Göricke mag dieses „Frau Pfarrer" nicht; er ist Atheist. „Muss man die nicht in Reih und Glied anbauen und richtig düngen und sauber halten?" – „Wohl nicht, wenn sie's sagt ... Sind ja wild. Wachsen ja nicht in Reih und Glied." Walters Frau war immer zum Heilpraktiker Bellmann nach Greifswald gefahren. Walter hält nichts davon, aber er kennt das alles. Brigitte erläutert, worum es ihr geht: „Ursprünglich war das ja meine Idee mit den Heilpflanzen. Aber jetzt soll ich die Erlaubnis für die Ernte einholen." Und das passt ihr nicht, das will sie nicht. – Walter war früher, bevor er Bürgermeister geworden war, Helfer der Volkspolizei gewesen. Alles zu DDR-Zeiten. Die Vorschriften von damals, die kennt er noch. Aber jetzt? „Hier kommt doch nie einer vom Staat hin. Das bisschen Staat, das sich in Pasewalk noch rumtreibt – die haben bestimmt gar keine Rote Liste mehr in ihren paar Büros. Die stehen ja selber schon auf der Roten Liste, hahaha." Bei den letzten Wahlen hing nicht mal ein Plakat in Grutzkow, von keiner Partei. „Uns gibt es doch schon gar nicht mehr für die Regierenden. Wir müssen selber Polizei spielen." – „Na", sagt Brigitte, „dann hol mal Deine rote Armbinde von der VP raus und die Trillerpfeife und spiel Staat. Hauptsache, du erklärst mir, was ich machen soll, Walter." Walter möchte nichts Falsches sagen. „Geh doch mal zum Wend ran, Brigitte, der war doch gerade bei Dir. Wend hat doch bestimmt einen Stempel von der Kirche, und der schreibt Dir bestimmt einen Schrieb, dass das da Kirchenland ist und dass er die Ernte genehmigt. Kannst ihm dann ja den Zehnten geben von Deinem Profit." Der alte Heide, denkt Brigitte, was weiß denn der von Kirche? Aber die Idee ist nicht schlecht. Der Kirche

glauben sie bestimmt. Noch eine Frage: „Walter, die Kräuter: eigentlich sind die doch Volkseigentum ...“ – „Stopp! Volkseigentum gibt’s nicht mehr. Heute nennt man sowas Öffentliche Güter.“ Das sind aber jetzt Feinheiten ... Aber Öffentliche Güter – die kann man sich doch einfach nehmen. Zum Schnappen von Luft braucht man ja auch keinen Schein vom Amt! Oder doch? Aber wenn sie auf Kirchenland stehen, wie ist es dann? Wenn sie auf der Roten Liste stehen, ändert ja die Kirche auch nichts dran!

Das „Essen auf Rädern“ kommt; komisch, warmes Essen zum Abend. Walter steht auf, geht dem Essenmann entgegen. Er war früher in der SED – musste man ja als Bürgermeister. Als die zur PDS wurde, ist er drin geblieben, und später wieder, als sie „Linke“ wurde. Da erst recht! Nee, da hat er jedes Mal Charakter gezeigt. Einen Verein, der in Not ist, den verlässt man nicht. Und die Linke hat jetzt einen Essendienst für ihre Veteranen aufgebaut. Zuerst haben das die Nazis gemacht, von der NPD, das lief gut. Aber dann kam die Linke und machte denen Konkurrenz. Bei den Linken war der Kohl nicht so doll durchgekocht; und die Saucen waren besser. Darum gingen alle von der NPD weg zu den Linken. Brigitte denkt, das sollte mal lieber die Kirche machen, die hat auch so viel Alte. In Grutzkow wohnen fast nur Veteranen. Laut sagt sie: „Na, dann verschling mal die Rotwurst von der Arbeiterklasse. Da hat Deine Leber nachts ordentlich was zu tun. Wir haben schon gegessen, die Katzen und ich. Und Danke für den guten Rat.“ Das hört Walter schon gar nicht mehr, er ist mit dem Essgeschirr im Gange. Männer können immer nur eins, und der Essendienst hat es eilig. Bei der Linken essen viele.

* * *

Wenn die Schule zu Ende ist, sitzen Steffen und Nicole häufig im Pizza Schad. Es nieselt; ein Ende des Scheißwetters ist nicht abzuse-

hen und die Bahn fährt erst um halb vier. Solange sie überhaupt noch fährt. Die Schultour des Busses ist längst gestrichen worden – für wen sollte der auch fahren? Kinder sind hier Mangelware. Im Gymnasium weiß noch niemand, wie sie zur Schule hin und zurück kommen werden, wenn die Bahn endgültig stillgelegt ist. Auch der Direktor nicht. Sie nennen ihn Olly, und er ist ziemlich gut. Das Gymnasium ist seit vier Jahren nur noch zweizügig. Da gibt es natürlich kein Kurssystem. „Das ist wieder wie in der DDR", sagen die Alten. „Geht doch", sagen sie. So kann man auch bei kleineren Schülerzahlen Gymnasien haben. Der Olly hat das vor zwei Jahren eingeführt: Nur noch Klassen und ein paar Arbeitsgemeinschaften. Und immer mehr Aufgaben über Internet. Es gibt feste Termine, wo man von zu Hause mit dem AG-Leiter chatten kann – ja muss. Dadurch kommen sie öfter schon zum Mittag nach Hause. Der Staat wollte diese Art von Schule nicht. „Wir müssen das Niveau halten", war dessen Motto. Da haben sie im Uckerkreis einen Schulverein gegründet, und seitdem geht alles gut. Ein Reicher hat viel Geld gespendet, anonym, so dass sie das Schulgebäude vom Staat mieten konnten. Man sagt, es war der Gutsbesitzer von Kasin, dieser alte Rechtsanwalt aus Bremen. Aber keiner weiß es wirklich. Jedenfalls schickt immer eine Anwaltskanzlei aus Hamburg das Geld von „Anonymus". Von den Eltern, die ihre Kinder aufs Gymnasium schicken, ist es jedenfalls niemand. Jedes Jahr, wenn das Geld kommt, gestalten sie im Lateinunterricht ein riesiges Transparent: GRATIAS ANONYMO. Erst hatten die Schüler „Anonymus" geschrieben, aber der Pauker hatten ihnen beigebracht, dass es ein Dativ sein muss. Seitdem klappt es. Das Transparent hängt dann vier Wochen an der Turnhalle, zur Straße hin. Vielleicht kommt ja der Sponsor anonym vorbei, sieht es und kichert in sich rein. Ansonsten: Das Experiment mit der Schule läuft jetzt ganz gut. Wenn nicht, müsste man nach Neubrandenburg zur Penne fahren. Nachts fahren, am Tag Unterricht ... Unmöglich! Steffen und Nicole sind die

einzigen aus Grutzkow. Mehr gibt es nicht – nicht in der ersten, nicht in der zwölften Klasse und nicht dazwischen. Erstens die wenigen Kinder überhaupt, und dann schicken noch manche Eltern ihre Kinder woanders hin. Wegen des Niveaus – so ein Quatsch. Die wissen nicht, was bei uns läuft. Früher kamen viele aus Malthin, aber von da ziehen ja jetzt alle weg, seit der Armeestandort geschlossen wurde. Das ehemals berühmt-berüchtigte Malthin-Carpin. Auch die paar von dort sitzen manchmal hier bei Pizza Schad. Aber man redet kaum miteinander. Die sind da alle geschädigt durch die Auflösung. Früher wurden sie mit Bundeswehr-Autos zur Schule gefahren, jetzt sitzen sie hier und fühlen sich wie Assis, geben aber an wie sonst was. Das haben sie noch an sich von damals. Heute sind die beiden Grutzkower zum Glück allein. Der Pizza-Service ist nur ein Bringdienst. Direkt in der Pizzeria darf man nichts essen. Aber wer kontrolliert das schon? Der vertrocknete Staat in der Uckermark hat keine Leute dafür; wie gut! Aus der Küche kommt ein nicht genehmigungsfähiger Fettgeruch heraus. Neben der Tür stehen vier wacklige Stühle, eine alte Gartenbank und ein viel zu niedriger Tisch. Nicole denkt, alles gut und schön, aber dieses alte Fett müsste die Hygieneinspektion wirklich mal kontrollieren. Die Sitzecke ist schmuddlig. Aber irgendwie ist es doch gemütlich. Auf den Plastikblumen hat wohl noch nie jemand Staub gewischt. Ginge auch nicht, weil der Staub zur Hälfte aus Fett besteht. Offiziell sitzen hier nur der Fahrer, der Koch oder der Telefonist. Der Fahrer ist Pole, der Koch Pakistani, der Telefonist meist ein Gymnasiast. Der Koch hat ein großes, handgemaltes Auge an die Wand gepinnt. Gott guckt beim Braten zu. Man kann nicht mit dem Koch sprechen darüber; man ist ja ungläubig und verirrt. Nicole sagt immer, das ist das Auge von Mutti in Pakistan, die passt auf, dass der Alte hier nichts versäuft, sondern alles schön spart. Koch und Fahrer unterhalten sich mit einem Dutzend deutscher Worte, zu denen „alles klar“, „Hej, Alter“ und „Man sieht sich“ ge-

hören. Nur in einem unterscheiden die beiden sich: Während der Pakistani „Große Scheiße“ sagt, hält Kasimier „Lange Kacke“ für besser. Er sagt nie „Scheiße“, der Koch sagt immer und nur „Scheiße“, der Pole stattdessen „Kacke“. Man sollte außer dem Auge noch ein Ohr von Gott in die Küche hängen, vielleicht reißt er sich dann zusammen. Nicole kennt den Laden gut: Manchmal sitzt sie am Telefon und nimmt die Bestellungen an. Die beiden Männer verstehen ja nix, wenn einer mühsam beschreibt, wie man seinen Haus-Eingang in Kleinkleckersdorf findet. Wenn ein Kunde sagt, er wohnt in der Einbahnstraße, dann denken sie, so heißt die Straße. Mann Mann! Die meisten Bestellerinnen sind uralte Frauen. Die wissen scheinbar, wenn sie wählen, noch nicht, was sie überhaupt wollen. Wenn Nicole den Telefondienst macht, sagt sie schon gar nicht mehr die ausländischen Namen der Gerichte. Das bringt eh nichts. Sie fragt nur: „Was mit Fleisch?“ oder „Was mit Gemüse?“ Die meisten alten Weiber wollen bloß wissen, ob mit Knoblauch oder ohne. Kasimier nennt alle Telefonistinnen nur „Madame.“ Den Pakistani hat Madame Nicole bereits weitergebildet. Nach Monaten hat er sie nicht mehr mit „Hej, Alter“, sondern mit „Hej, Alte“ angesprochen. Da wusste sie, dass er Männlein und Weiblein unterscheiden kann. Aber „Madame“ wird er nie sagen; das ist ein Vorrecht des Polen. Dabei möchte Nicole es noch schaffen, dass Kasimier „Mademoiselle“ sagt. Sie hat Französisch als zweite Fremdsprache. In Polen ist Französisch ziemlich beliebt, noch von früher, daher lässt Kasimier sich von ihr nichts sagen in Sachen Mademoiselle. In der Uckermark läuft sehr viel mit Polen, daher boomt auch das Französische. Das hat damals alle überrascht. – Wegen ihrer Zugehörigkeit zur Firma kriegt Nicole jetzt eine kleine türkische Pizza umsonst. Geschenk des Hauses; hat einer vorhin zurückgehen lassen. „Haben wir bisschen aufgewärmt. Kunde hat aber nicht angefasst!“ Kann es eigentlich türkische Pizza geben? Steffen meint, Türken seien heutzutage auch bloß noch eine Art

Italiener. „Besonders, wenn Pakistani das Ding backen“, gibt Nicole zu verstehen. Aber was soll’s, die Globalisierung ist halt bis Pasewalk gekommen. „Nur, Du darfst nie von einem Türken einen griechischen Kaffee verlangen. Dann macht er dich tot“, weiß Steffen. Hat ihm sein Vater mal erzählt. „Willste was abhaben?“ fragt Nicole. „Ooch, nich nötig.“ Aha, er hat also wirklich Hunger. „Hier, auf die Hand.“ Steffen wehrt sich nicht. Kaum hat er einen Pizzahappen im Mund, schlingt er ihn auch schon runter. Der Mann ist ausgehungert. Als die Pizza verschwunden ist, spendiert er eine Sprite. Er fragt: „Was machsten so am Wochenende?“ – „Glaube, einfach abhängen ... Oder hast du ein sauberes Angebot?“ Steffen sagt, dass Sandra Weckert und Oli Bott spielen in Waren. Nicole kennt keine Sandra und keinen Bott. Steffen auch nicht; er weiß nur, dass die da auftreten und dass das aktuelle Programm „Bar Jazz“ heißt und dass sein Vater „die Weckert“ für den Herbst auf die Burg eingeladen hat. WAY OUT EAST. Nicole kann auch Englisch. Aber was heißt das: „Ausweg Osten“ oder „Ganz weit im Osten“? Na denn, der Kompromiss: „Ausweg ganz weit im Osten.“ Sie staunt: „Hast du den Geschmack von deinem Vater?“ und meint, dass Jazz nicht ihr Ding sei. „So alt, dass ich Jazz mag, werde ich nie.“ Steffen kontert, dass er nur wegen „Bar“ hingehen wolle; das mit dem Geschmack vom Vater weist er zurück. Außerdem ist die Weckert ganz anders, ganz anders als die meisten Jazzer. „Die ist ja nicht Benny Goodman.“ Er nennt einige Titel von ihr, die hat er extra für heute auswendig gelernt. Daran merkt Nicole, dass ihn das doch sehr interessiert, mehr als er jetzt zugibt.

Lullaby for all the upcoming neurotics.
I’ll buy you 1000 bananas.
Protect your postman from invasions.

Nicole hatte die beiden ersten Titel ganz gelassen hingenommen. Beim dritten horcht sie auf. „Ey, das ist was für Mutters Tochter.“ Ihre Mutter kann natürlich genau die Horrorgeschichten erzählen,

die alle Landbriefträger drauf haben. Die Tochter beschließt, Sandra Weckert gut zu finden. Oder jedenfalls die Idee, zum „Bar Jazz“ zu gehen. „Ich glaube, die Weckert ist sogar von hier“, hilft Steffen nach. „Und wo ist sie jetzt?“ – „Berlin, wo sonst, wenn Du als Jazzerin rauskommen willst?“ Steffen tut so, als habe er Ahnung. „Na denn – wenn du mich einlädst?“ Es ist auch wirklich nichts Besseres los in der Region. „Die ist ja jung, die spielt ja nicht wie so’n toter Ami oder wie Papa Bue’s Viking Jazz Band.“

Steffen möchte Nicole irgendwie berühren. Aber es klappt nicht, mal wieder nicht. Er hatte seine Hand schon vorgeschoben, aber sie zieht ihre weg, wieder einmal. Steffen weiß nicht, wie er sich besser an sie ranmachen kann. Er streicht sich verlegen die braunen Haare aus dem Gesicht. Die sind sehr strähnig. Warum hat er nicht die Locken seines Vaters? Ronny ist hinter Nicole her, der Typ, der in Grutzkow bei dem alten Göricke arbeitet. Er hat höchstens die Hauptschule geschafft, aber er sieht viel besser aus als Steffen. Denkt Steffen jedenfalls. Er muss dem Typen gegenüber einen Vorsprung erzielen, aber wie? „Willst du noch Pizza?“ Körpersprache versteht sie also nicht; vielleicht geht es mit Pizza. Liebe geht ja durch den Magen. Aber das eben war schon Körpersprache – von ihr: Sie übergeht seine Versuche. Das ist noch schlimmer als ein direktes Nein. Steffen findet, dass sie sehr trockene Haut hat, hingegen er selbst verdammt feuchte. Sofern man das bei zweieinhalb Sekunden Berührung feststellen kann. Sie hat auch ziemlich mit Akne zu kämpfen im Gesicht. Unangenehm ist der Unterschied allemal; mit so feuchten Greifern wird das nie was! Aber vielleicht ist sie ja auch nur so spröde, weil der Pakistani zuguckt? Oder sein Lieber Gott. Aber Nicole glaubt nicht an Gott. Zu unwahrscheinlich, sagt sie; sie ist gut in Mathematik. Was kleiner als Null und zugleich größer als Unendlich ist, kommt nicht in Betracht! Neulich hat Uli Wend, der Pastor, mal in Nicoles Beisein gesagt: „Gott ein Nichts, das wär ja immerhin Etwas.“ Das hat die Mathematikerin

verwirrt. Uli Wend hat eine Theorie, dass Gott nicht oben über der Welt ist und nicht der Mittelpunkt der Welt, sondern ihr Rand. Er sagt, Gottes Sohn ist am Rand geboren und am Rand gestorben, eben am Kreuz, also, wenn er Gottes Sohn ist, dann ist Gott selbst auch vom Rand. Vielleicht ist Gott sogar der Rand ... Das ist echt zum Kopf zerbrechen, und es passt nicht zu Nicoles Ablehnung. – In der Schule sitzen Steffen und Nicole leider nicht nebeneinander. Dort könnte man sonst das mit dem Körperkontakt wenigstens ansatzweise ... Ach, Scheiße! Der junge Mann stellt sich satt, will nun kein Pizzastück mehr. „Wenn du mir 'ne Stunde hilfst, Kulis zusammenzuschrauben, kriege ich eher den Lohn dafür, dann kann ich mir den Bar Jazz leisten", erklärt Nicole. „Du machst immer noch Heimarbeit?" – „Klar, es bringt Kohle. Das meiste macht ja meine Mutter. Und länger als eine Stunde pro Tag – nee, mach ich nicht. Da muss denn Mutti ran. Für mich ist das zu öde." Mutti ist Halbtagsbriefträgerin, der Job macht nicht reich. Als es noch Sozialhilfe gab, hätte sie das nie und nimmer halbtags gemacht – dann lieber beim Sozialamt betteln gehen. Aber damals war sie noch ganztags bei der Post. Nicoles Vater zahlt auch nicht üppig; die Mutter lebt ja getrennt von ihm. „Ja gut, ich komm rum", versichert Steffen, „ist ja für'n guten Zweck."

Nicole möchte noch wissen, wie Steffen heute Deutsch fand. „Das von Hans im Glück?" Sie behandeln gerade „Märchen". Nicole hat den letzten Satz behalten: Hans springt vor Freude auf, als er alles verloren hat, und geht froh zu seiner Mutter. Also mit ihrer Mutter hat Nicole Schwierigkeiten; durch diese scheiß Scheidung und diesen elenden Wessi, den die dann hatte. Zur Mutter springen als höchstes Glück? Aber das mag sie Steffen nicht erzählen. „Ich fand geil, was die anderen aus dem Schluss gemacht haben", antwortet sie. Der Lehrer hatte ihnen drei Versionen vorgelegt, drei Bücher. In dem einen wird Hans ein Versager genannt, weil er den Goldklumpen, das Pferd, die Kuh und so weiter vertauscht und sich selbst

arm gemacht hat. In der anderen Version geht Hans zum Schluss nicht zur Mutter, sondern er trifft ein Mädchen, das ebenso arm ist wie er, und die beiden bauen sich eine eigene Existenz auf. Sie holen gemeinsam den Schleifstein aus dem Brunnen hoch und fangen an, Scheren damit zu schleifen. Das war ein DDR-Buch. Und dann das Original: Als auch der Schleifstein noch weg ist, dankt Hans dem lieben Gott und springt fröhlich auf – endlich ist das lästige Zeug alles weg – und geht zur Mutter: in die wahre Heimat. „Charlie hat sofort gesagt, das Original findet er blöd." – „Ja, und Du?" – „Meine Eltern verdienen heute halb so viel wie vor fünf Jahren, und denen macht es eigentlich noch Spaß." Nicole weiß nicht, ob das der Weisheit letzter Schluss ist: „Meine Mutter hat 600 Euro, also praktisch sonnen Schleifstein. Wenn sie den auch noch verliert – na, mega untoll." Steffen geht mehr theoretisch ran: Das Original ist am paradoxesten, und darum ist es am besten: Gold ist etwas Schweres, es macht das Leben schwer. Und je leichter der Besitz, desto leichter auch das Leben. „Das ist wie so'n Scherz von Eulenspiegel: Er nimmt etwas wörtlich, und dadurch wird es klar und auch komisch. Aber eigentlich ist das nur super-konsequent." – „Besitz ist schwer. Gold ist ein Klotz am Bein. Und Nichts ist weniger als Etwas – also auch leichter. Mit Nichts ist das Leben leichter ... Ist mir ein bisschen zu wörtlich genommen", sagt Nicole. „Also alle Lottospieler versuchen krampfhaft, ihr Leben zu verschlechtern." Dann denkt sie noch: Wenn Gott Nichts ist und wenn mit Nichts das Leben leichter ist – dann ... ja. Aber ... unwahrscheinlich.

* * *

Um 11 Uhr wird das Cafe auf der Burg geöffnet. Vor zehn stehen Sara und Gerd nicht auf: ihr Großstadtrhythmus. Sara hat Martina eingeladen, doch mal einen Tag dort mitzuerleben. „Einüben." Das Lehrmädchen ist pünktlich da. Also lüften, Toiletten überprüfen,

Kaffeewasser, Kuchen aus der Kühltruhe, die warmen Gerichte vorbereiten, gucken, ob Wechselgeld da ist. Martina rennt hin und her. Diese dämlichen Hackenschuhe! Seit Jahren hat sie nichts anderes an den Füßen gehabt, aber auf dem Dorf und in der Küche stören sie total. Hektisch will sie den Kaffeesatz vom Sonntag wegschmeißen. „Nein, lass! Heute kommen Leute, die trinken ‚Rondo triplo' für 10 Cent." – „Wie jetzt? Ich denke, 25 für die Armen." – „Ja, ja, aber in der Woche vor dem Arbeitslosengeld nehmen manche den zweiten Aufguss." – „Wieso jetzt ‚triplo', wenn es der zweite Aufguss ist? Aufgrund meiner Italienischkenntnisse ist ‚triplo' was mit drei. Oder?" Mein Gott! Martina erinnert sich an EXPO-Zeiten, wo Sara total auf „Kolumbianisches Bergland – aber hochstängelig" stand. Und jetzt die reine Armenküche! Wahrscheinlich ist es, denkt Martina, bei Ostkaffe sowieso egal, den wievielten Aufguss man macht. Sara beruhigt sie ein bisschen: „Den gibt es ja nur einmal im Monat ... Dazu musst du den Grund von drei Tassen nehmen. Darum ‚triplo'. Wie beim Tomatenmark: Triplo concentrato. Und eine Prise Salz ran. Wie meine Oma das gemacht hat. Schmeckt nicht mal schlecht." – „Dann nenn es doch ‚Triplo mit Schuss'." Martina schüttelt sich. Sara bleibt ganz souverän. Sie holt aus dem Kühlschrank eine Tüte mit „Waldkaffee": Wächst in Süd-Äthiopien, und zwar nicht auf Plantagen, sondern im Urwald. „Also absolut was besonderes." Martina denkt, oho, also doch noch. Und wieder was Neues im Vergleich zur EXPO-Zeit! Damals hatte Sara ihr das Geheimnis des Hochstängeligen erklärt – Martina hat diese Details längst wieder vergessen. Jetzt erfährt sie: Südäthiopien ist eine der wenigen Stellen, wo Kaffee mitten im Wald wächst. Also nicht auf Plantagen, keine Monokultur. „Dann mach mir mal 'nen Waldkaffee. „Wald-Cafe, abgekürzt WC." Die beiden schackern und schnackern vor Spaß. „Bring mal 'n WC!" – „Komm doch mal auf'n WC zu mir." Wieder beruhigt, fragt Martina: „Ich find das ja toll – aber warum, um Gottes Willen, Waldkaffee am

Flusse Ucker? Ist mal ’ne reine Informationsfrage.“ Sara muss erläutern: „Es gibt eine Klientel, die mag das: Bio pur. Noch ökologischer als Öko. Zu Ausstellungseröffnungen und zum Jazz-Club kommen ausgesprochene Snobs und Freaks hierher. Nicht viele – aber doch. Die trinken den für fünf Euro die Tasse.“ – „Na gut, schön. Wird wohl ’nen harzigen Geschmack haben, wie alter Whisky. Oder wie Wein aus dem Barrique. Oder wie Wildblütenhonig.“ Martina hatte den Hochstängeligen in Hannover nie getrunken. Damals hatte es für sie nur Latte macchiato gegeben. Aber jetzt ist sie neugierig. Und die Latte-Zeit ist sowieso vorbei. „Ich kann’s mir noch leisten: ein WC, bitte. Informationshalber.“ Sara erklärt ihr den Geschmacksunterschied: „Waldkaffee verhält sich zu Plantagenkaffe wie Wildschweinbraten zu Großmastanlagenschweinsteak.“ – „Kann ich mir ganz genau vorstellen“, sagt Martina zweifelnd. „Nur: die Ossis trinken den ja wohl nicht. Oder? Hassen die nicht die reichen Westtrinker?“ – „Ich kann Dir das auseinandersetzen“, meint Sara, „also fünfzigmal teurer als Rondo triplo ist er wirklich, aber immer noch billiger als im Hotel Adlon.“ – „Hassen die einen Trinker nicht die anderen?“ fragt Martina noch mal. Sara sagt, es sei anders: Manche reichen Westberliner lernen hier erst den Rondo kennen und werden Fans davon. „Für die wird Ostkaffee Kult.“ Und die meisten Ossis sagen einfach: „Ach Gott, sollen die Verrückten doch Waldkaffee trinken!“ – „Und reiche Ostler?“, will Martina wissen, „die gibt’s ja wohl auch ...“ Jetzt wird es ziemlich detailliert, aber Sara kann darauf ganz spezifisch antworten. Sie holt eine Art Puppenstubenkochtopf hervor: „Unsere vietnamesische Espressomaschine.“ Absolut simpel, stellt Martina fest. „Also die geschäumte süße Sahne in die Tasse, dieses Gerät drauf und den Espresso durchlaufen lassen.“ Martina ist enttäuscht. Ja klar, so macht man Latte, wenn man keinen teuren Apparat hat. „Aber mit vietnamesischem Espresso! Ich sage Dir, Du legst Dich hin, wenn Du das auch nur riechst! Wie Mocca mit Haselnuss!“ Martina hat noch

keine Antwort auf ihre Frage nach den Ostdeutschen gehört. „Ja, das trinken reiche Ostler. ‚Einen Schuss vom Vietkong' nennen sie das." Ziemlich militant, findet Martina, „hört sich nach Abknallen an!" – „Ach, Du, nee, bei den Gästen herrscht Toleranz. Du das, ich das. Nur wir, Nitschkes, wir müssen auf beiden Seiten stehen, Everybodys Darling." – „Also mal Rondo triplo und mal den andern und mal den Schuss vom Vietkong. Mein Gott!" – „Gibt schlimmeres."

Die Tür geht auf und Friedrich Ickler kommt hinein. Sara begrüßt ihn gleich mit: „Was zu essen, Fritz?" Aber der will bloß ein Wasser. Fritz hat zwei Stunden Gestrüpp geschnitten auf dem Friedhof. Jetzt hat er einfach Durst. Man kann sein Gesicht kreisrund nennen. Eine ziemlich heftige Glatze macht alles noch runder. Aber das ist nur äußerlich, Fritz Ickler ist ansonsten ein eckiger Typ mit sehr viel eigenem Willen. Sein kleiner Mund deutet auf einen energischen Menschen. Er kommt oft nur, um die Zeitung zu lesen und Wasser zu trinken. Er setzt sich in eine Fensterecke und schnappt sich das Berliner Blatt. „Mal sehn, ob die Welt noch steht." So oder so ähnlich sind jedes Mal seine Sprüche, wenn er in die Zeitung guckt. In Grutzkow gibt es sonst bloß den kostenlosen „Ucker-Spiegel"; und den liest er nur wegen der Todesanzeigen, von Berufs wegen.

Ansonsten sind keine Gäste da. Die beiden Frauen können plauschen. „Diese Armut – also sooo hatte ich sie mir doch nicht gedacht", gibt Martina zu. – „Wir uns auch nicht", stimmt Sara ihr zu. „Als wir herkamen, fanden wir die frisch sanierte Burg vor, und es gab einen supergünstigen Betreibervertrag für uns. Und alles war ideal: Wir konnten und wollten Kunst herbringen, Kultur anbieten. Ich kannte Leute aus Weimar, Gerd hatte noch seine Szene aus Dresden Neustadt. Kein Problem, Ausstellungen hier herzuholen und Musiker. Und die zahlenden Gäste – die mussten aus Berlin kommen – und sie kamen auch. Meist so auf dem Sprung an die

Ostsee. Die Touristenströme wurden bis 2005 immer größer. Erst dann kam der große Crash – überall. Die Benzinpreise – die Ölknappheit – und dann die neuen Wetterkapriolen. Tödlich für den Tourismus. Hier fährt man ja nicht bei Regen hin! Aber bis vor kurzem sah es noch ganz gut aus. Und auch was dann kam, war noch kein direkter Sprung nach unten. Alle hatten noch die Vorstellung von Wachstum – damals hatten sie die noch. Diese Idee war noch da, völlig durchlöchert zwar, aber sie hielt einen noch hoch. Und es waren auch noch mehr Einheimische hier. Eigentlich hatten wir ja auch unsere Pläne verwirklicht."

Martina (damals noch Marta) hatte sich kurz vor ihrem Verschwinden aus Berlin die Internetseite der beiden angeschaut – ein Top-Angebot an Veranstaltungen. „Ja, so war es", bestätigt Sara. „Und jetzt?" – „Also unsere Erfolgsstory der ersten Jahre, die findet bloß noch zu 20 Prozent statt. Der Rest ist Abstieg. Nicht bloß bei den einfachen Leuten. Sogar Leute wie der Pastor. Der hat mal 2.500 rausgekriegt – jetzt ist er bei 750. Und seine Frau verdient hier in Deutschland ebensoviel. Die anderen 750 kriegt sie in Polen." Sogar Pfarrer hat es erwischt, denkt Martina. Sind die nicht unkündbar? Sie fragt: „Und ihr?" – „Etwas mehr. Wenn bei Gerd die Sektkelche flutschen und bei mir die Gäste kommen. Dann hat Gerd knapp tausend, und ich auch. Das ist die Hälfte gegenüber 2004 ... Und immer noch machen wir schöne Ausstellungen. Jetzt hängen gerade Sachen von Dresdner Frauen. Musst Du Dir ansehen!" Klar, das wird sie tun. Aber sie denkt immer noch über die ungeheure Schere nach: hier Waldkaffe, da Rondo triplo. „Die Leute müssen sich doch hassen", sagt sie nochmals. Das lässt sie gar nicht los: Ein Preisunterschied von fünfzig zu eins! „Müssten sie wohl, aber ich glaube – ich weiß nicht ... Ob die hassen? Hassen tun sie eher den reichen Jäger aus dem Westen, glaub ich. Nicht, weil er reich ist, sondern weil er sich aufführt, als ob ihm hier seit hundert Jahren der Wald gehört. Dabei weiß er nicht mal, ob Grutzkow hin-

ten mit W geschrieben wird. Aber uns – wir bedienen die Jäger ja auch nur, wir jagen ja nicht mit.“ – „Wollt ihr wieder weg?“ Glasklar kommt es aus Sara heraus: „Dann hätten wir jetzt kein Kind angesetzt.“ Sagt sie es zu rasch, zu couragiert? Als ob sie sich doch zwingen muss zu dieser „Selbstverständlichkeit“? Als ob das Kind das Hierbleiben dokumentieren soll? „Sieh mal, der Uli – der Pastor – schreibt ein Buch, ‚Wo Milch und Honig fliesst‘, und ich glaube, der glaubt das: Dass das Nach-unten-Gehen Chancen bietet. Dass die Armen glücklich sind. Er sagt, Arme sind die einzigen, die keine Angst haben müssen um ihr Geld. Und der meint das nicht ironisch und nicht zynisch. Der geht da als Seelsorger ran. Vor fünf Jahren, sagt er, hätte er so was nie gedacht. Dass Geld die Angst vor Armut nur vergrößert. Es stimmt nicht, sagt er, dass Geld Sicherheit bringt. Wer viel hat, hat viel mehr Angst davor, dass er es nicht hat. Uli hat uns das verklart. Mit ihm haben wir das alles hundertmal besprochen.“ Martina staunt ganz und gar: Sie wollte nur ins Abseits, jetzt aber ist sie wohl schon im Jenseits, inklusive Pfarrer. Jenseits von allem, was sie so gedacht hat. Etwas Neues wollte sie schon finden – aber so neu?

Ihr Gedicht von vorgestern:

Wo die Auen zerfließen.
Wo keiner die Tränen sieht.

Ein Tal der Tränen scheint das hier gar nicht zu sein. Oder weiß sie bloß noch nicht genug?

Allein schon, dass Sara etwas mit einem Popen bespricht! Das ist wirklich gewöhnungsbedürftig. Abgesehen davon, worüber sie mit ihm spricht. „Wenn Du den Uli triffst, den Pastor, lass Dir das mal alles erzählen. Frag ihn einfach. Er weiß dann schon ... Spannend!“ Eines aber möchte Martina sofort wissen: „Wo Milch und Honig fließt – da geht’s den Leuten doch gerade gut. Da leben sie doch in Saus und Braus.“ – „Neenee“, kontert Sara, „die Sache ist anders. Aber frag den Meister selbst, das ist ja das Motto von seinem Buch.“

– Also das dann später. „Und Ihr – Ihr könnt leben?“ – „Wie gesagt: 2000 statt 4000, und manchmal weniger. Wir haben diese Burg gepachtet für ’n Appel und ’n Ei. Und manchmal, sag ich Dir, wenn Gerd ein paar Sektkelche verkauft hat, trinken wir diesen schweineteuren Waldkaffee. Dann freuen wir uns, dass wir dafür nicht ins Adlon fahren müssen und dass der bei uns billiger ist als dort. Das ist es, was ich meinte vorhin: Dann trinken wir das teure Zeug. Und wir nehmen an allen Konzerten, die wir hier machen, ohne Eintritt teil. Und hinterher werden wir wieder normal.“ Sara holt ein Bilderbuch hervor von Lauren Child: Hubert Horatio Bartle Bobton-Trent. „Ah, das sagt ja alles“, reagiert Martina zweifelnd, als sie den Titel beim dritten Mal noch nicht verstanden hat. Die Bilder sind schön, wirklich originell. Man erfährt, dass die Familie Bartle super-superreich war und dass dem kleinen Sohn der Kakao in der Tasse kalt wurde, wenn er mit ihr zu den Eltern ging – denn die Villa war so riesengroß. Aber eines Tages, bei einer riesigen Party, begann das Elend: Da fehlte der Wackelpudding. Der Absturz setzte sich fort; irgendwann musste der Sohn sogar seine Nachttischlampe verkaufen, damit Herr Grimpel noch bezahlt werden konnte. Herr Grimpel war der Butler. Und schließlich verkauften sie ihre Villen und Schlösser und zogen in die Planktonhöhe 17b – zur Miete in ein Hochhaus. Hubert, der Sohn, fand es toll, denn die Wohnung war nun so klein, dass der Kakao nicht mehr kalt wurde auf dem Weg zu den Eltern. – „Und endlich leben sie im Land, wo Milch und Honig fließt“, sagt Martina, und das soll ironisch sein. „Genau – o, du bist ein Naturtalent“, reagiert Sara; „und für uns geht es noch weiter.“ Ihr ist das ganz ernst. „Meine Oma hatte da immer so einen Slogan: ‚Saure Wochen, frohe Feste’ – so ungefähr, nicht?“ Martina lässt sich auf Saras Stimmung ein. Sie ist ja in der gleichen Lage, nur dass es für sie noch ganz, ganz neu ist. Wie bei Bartles, als der Wackelpudding nicht kam. Sara sagt: „Ja. Man lebt lieber reich. Aber man weiß im Kopf, es geht auch arm. Und es hat

sogar seinen Charme.“ Martina denkt, hallo, das reimt sich ja, und sagt: „Arm hat Charme.“ Na ja, richtig glauben mag sie das nicht. Vielleicht wird ja Herr Wend sie noch bekehren.

In den letzten Berliner Monaten hatte Martina sich manchmal nach dem Wechsel zwischen Arbeiten und Feiern gesehnt. Deswegen waren sie mit ihrem Atelier und mit der ganzen Werkstatt von Berlin Zehlendorf nach dem Prenzlauer Berg umgezogen, in die Schwedter 52. Besonders sie, Martina, damals Marta, hatte auf sympathische Menschen dort gehofft. Aber man hatte nur selbstverliebte Graphiker und Werbefuzzis getroffen. Die Kastanienallee hieß bei den Einheimischen nur noch „Castingallee“ und war ein Laufsteg der Eitlen geworden. Die tägliche Fahrt von Zehlendorf zum Prenzlberg (und noch krasser: die Rückfahrt) hatte zwar auch ein bisschen mit Reich-Arm zu tun gehabt. Aber gravierender war etwas anderes: In der Szene dort im Osten strebten sie alle nach Weltkarrieren. Das war auf seine Weise auch elend gewesen. „Gesellschaft des Weniger“ – nein, das konnte und wollte da keiner buchstabieren, sie selbst schon gar nicht. Und so richtig wollte sie’s auch jetzt nicht. Von Uli Wends Kapitelüberschrift war sie weit, weit entfernt. Obwohl: eigentlich steckte sie gerade mittendrin ... Am Prenzlauer Berg hatte man es manchmal aufregend gefunden, wenn man neben einem Armen wohnte, vielleicht am Helmholtzplatz oder in der Schliemannstraße. Manchmal kamen Fotografen von Hochglanzmagazinen. Dann suchte man sich einen Eingeborenen aus dem Prenzlauer Berg und ließ sich mit dem knipsen. Armut als Kulisse, zum Zwecke von ... (Kein Eingeborener sagte übrigens jemals „Prenzlberg“ und kein echter Berliner nannte den Lehrter Bahnhof jemals „Hauptbahnhof“.)

Sara unterbricht sie und ihre Gedanken: „Unsere östliche Nachbarstadt Ückermünde wirbt mit dem Slogan, dass hier die Sonne früher aufgeht als irgendwo in Deutschland. Sieh es doch einfach mal so. Was hier schon passiert ist, passiert bei Euch auch bald.“ –

„Was heißt hier ‚bei Euch'? Ich bin doch hier bei Euch!" – „Gut: bei uns. Dann meine ich: ‚drüben bei denen'". Martina vergewissert sich: „In Zehlendorf ..." – „Und auf dem Prenzlauer Berg auch." Natürlich hatte sie recht, Martina hatte ja immer gewusst, mit wie hohen Krediten die Leute da ihr Leben designten. Das war alles bloß ein Versteckspiel vor dem Weniger gewesen, klar.

Gerd kommt ins Cafe, noch etwas verschlafen, nickt zu den Frauen rüber und setzt sich zu Fritz Ickler. Martina möchte wissen, wer dieser Ickler ist. „Der will hier weg, sieht alles durch und durch negativ. Beruf jetzt: Friedhofsverwalter. Geschieden, Tochter wohnt hier im Dorf, Exfrau auch. Dumme Situation ... Früher hohes Tier bei der SED."

Martina überlegt, was jemand in Grutzkow mit dem SED zu tun haben könnte. „In der Produktion? Oder in der Entwicklung?" Sara versteht nicht. „Eigentlich in der Verwaltung", versucht sie. – „Aber die Verwaltung von Toshiba sitzt doch ..." – „Du, ich meine die Kommunistische Partei!" Ach so, das beruhigt. Beide lachen. Martina hatte an den neuen Surface-Conduction Electron-Emitter Display gedacht. „Konnte ja auch nicht stimmen, dieser SED ist ja mal gerade vor ein paar Jahren auf den Markt gekommen. Für den gibt's ja noch gar kein ‚Früher'". Das wäre also auch geklärt, aber den beiden Frauen wird schon klar, dass sie doch noch immer in verschiedenen Welten leben. Martina guckt rüber zu den Männern: „Wollt Ihr Euch nicht zu uns ..." – „Ach, lass mal, sagt Gerd, „Männer haben auch ihre Geheimnisse." – „Das ist übrigens meine Freundin Martina Habus, Fritz, und das hier ist Friedrich, genannt Fritz Ickler, Martina." – „Freut mich." – „Man sieht sich sicher öfter." Aha, Fritz versucht das aufgezwungene Gespräch zu beenden. „Na, hoffentlich", meint Martina und denkt, hoffentlich nicht zu oft.

Sie wird leise und wendet sich wieder Sara zu. Sie möchte wissen, ob es einen Punkt gibt, wo sie sich solidarisiert haben mit

den Einheimischen, wo es auf beiden Seiten „geknackt“ hat, bei den Burgleuten und bei den Dörflern. Nachdenkliches Schweigen bei Sara; endlich meint die, das sei mehr ein Prozess gewesen. „Man hat sich aneinander gewöhnt.“ Martina fordert „irgendein Bekehrungserlebnis“. – „Hm, also ... wenn Du eins brauchst: Die Sache mit der Eisenbahn. Der Protest gegen die Stilllegung der Bahnstrecke.“ – „Die ist doch gar nicht stillgelegt“, wendet Martina ein. Das hat sie ja gerade auf dem Bahnhof gesehen bei ihrer Ankunft. „Ja, eben“, erklärt Sara, „wegen uns.“ Und Gerd fällt ihr vom Nebentisch ins Wort: „Wir haben gegen die Stilllegung der Uckerbahn protestiert. Unterschriftenaktion, Demos am Bahnhof, Fahrt zur Landesregierung. Und da hatten wir die gleichen Interessen wie die alten Dörfler. Dabei sind wir wirklich zusammengewachsen.“ – „Obwohl es Quatsch ist“, wendet Fritz Ickler ein, „die Stilllegung kommt sowieso.“ Na, wo ist hier die Übereinstimmung, denkt Martina, wenn der Einheimische den Protest Quatsch findet? „Ja, ja, du Pessimist“, sagt Gerd. „Jedenfalls konnten wir die Bahn zwingen, jetzt vier Wochen lang die Züge umsonst fahren zu lassen. Letzter Versuch: Wenn genügend Leute mitfahren, bleibt die Strecke in Betrieb.“ – „Wir sind sehr stolz darauf“, sagt Sara. „Ihr brauchtet mal dringend einen Sieg“, interpretiert Fritz, „wenn auch nur einen von der Marke Pyrrhus.“ Martina erinnert sich, dass der Pole diesen Erfolg wohl auch nicht so gut fand. Sie fragt, und Gerd wird frostig: „Kasimier will sein eigenes Süppchen kochen: Wenn die Bahn weg ist, will er als billiges Polentaxi fahren.“ – „Er hat ständig unsere Bewegung gestört und zu unterminieren versucht. Fritz war wenigstens still und halbwegs loyal.“ Martina versucht einen Einwurf: „Aber der hat auch ein Problem: Seine Pizzeria läuft immer schlechter. Der braucht irgendwas. Und die Kombination Pizza-Ausfahren – Leute mitnehmen ist doch eigentlich nicht dumm ...“ Sie hat sich den Ausdruck Kombitaxi gemerkt. Aber von dem Polen wollen die Kämpfer hier nichts wissen. – Wie auch

immer, Martina hatte an Abgrenzung und Resignation gedacht, aber was ihre Freundin erzählt, klingt viel besser – klar, mit Ecken und Kanten. Sozusagen mit allen Bewohnern außer Fritz und Kasimier. Oder machen Sara und Gerd sich was vor?

* * *

Als Nicole und Steffen sich über Hans im Glück unterhalten hatten, war Kasimier von hinten an sie heran getreten. Jetzt schmeißt er die leeren Wärmeschachteln für Pizza auf den Tisch. „Ach, das Gymnasium ist da! Was diskutiert Ihr: Schiller oder Goethe?“ Die beiden beachten ihn nicht, Nicole sagt kurz: „Nee, Grimm.“ Grimm kennt Kasimier nicht. Steffen möchte nicht, dass der rauskriegt, worüber sie gerade reden, er sagt: „Wir haben gerade über unsere neue Schulhymne diskutiert. Kasimier versteht nicht. Steffen holt eine Kopie aus der Tasche. „Hier!“ Kasimier liest:

In den ausgedehnten Fluren
Trifft man kernige Figuren,
Von begabten Pädagogen
Voll Begeisterung erzogen.

Er lacht. „Und das seid Ihr? Kernige Figuren?“ – „Klar, guck mich doch an!“ Dann singen die beiden ihm eine andere Strophe vor:

Seit dem siebenten Parteitag
Wurde nicht mehr renoviert.
Und das höchste der Gefühle
Ist ein Klo, das funktioniert.

Und der 7. Parteitag der SED in der DDR war immerhin 1967. „Ist wie in Polen, glaube ich“, kommentiert Kasimier. Dann singen sie noch der Refrain; da kann der Pole gleich mitmachen:

Ucker, ucker, ucker, ucker.
Ucker, ucker, Uckermark.

Ucker, ucker, ucker, ucker,
Ucker, ucker, Uckermark.

Sie lachen, ein Supertext. Dann reden die beiden über was anderes. Denn mehrfach kann man den Refrain nicht singen, man kriegt sonst Halsprobleme. „Musst du dir mal vorstellen: Seit 16 Jahren kein Kind in unserm Dorf!“ – „Irgendwie sterben wir aus, glaube ich. Meine Oma sagt, sie hat als Kind noch im Krippenspiel mitgemacht Heilig Abend. Da waren zehn Kinder vorhanden: Maria und Joseph, drei Engel, drei Könige und drei Hirten.“ – „Halt, das sind elf.“ Mann, dieser Klugscheißer! „Na gut, der dritte Hirt spielte vielleicht auch den zweiten Engel.“ – „Und dann auf einmal wir: gleich zwei auf einmal, und in derselben Klasse. Das ist Schicksal.“ – „Siehst du so“, kontert Nicole. Sie kann diese Art von Anmache nicht leiden. „Die heutigen Erwachsenen sind einfach sexuell verblödet.“ – „Na komm, dann wären sie ja blöder als die Tiere.“ – „Mein ich ja, ohne weiteres! Oder die Samenzellen sind degeneriert durch Umwelteinflüsse.“ Steffen lenkt ab: „Bald ist der Zustand zu Ende. Meine Mutter scheint echt schwanger zu sein. Also nicht verblödet.“ Das ist neu für Nicole. „Wirklich? ... Dann kann ich ja Babysitter spielen.“ – „Und ich großen Bruder“ – „Denk mal nicht, dass ich Babysitter mache, wenn Du abends zu Hause bist.“ – „Ay, Du hast meine Gedanken erraten. Ich dachte: gerade dann! Dann geht es Hand in Hand.“ – „Ach Quatsch.“ Wieder nichts gewesen, denkt Steffen entnervt. Wie mach ich mich nur an sie ran?

Der Koch kommt vom Herd nach vorne geschlurft: „Hast du neue Bestellung, Alter?“ – „Schlechter Tag heute“, antwortet der Pole, „keine da. Keiner will fressen.“ – „Scheiße Kunden alles“, reagiert der Koch. Er sagte Scheiße und nicht Kacke. Der Pizzaservice hat eine Krise. Die Leute, die Pizzas bestellen, ziehen weg; und wer hier bleibt, hat kein Geld, aber viel Zeit. Der kocht sich selber was aus dem eigenen Garten, gerade im Herbst. Als der Gasthof zur Linde dicht gemacht hatte, war es etwas aufwärts gegangen. Aber

damit ist schon wieder Schluss. Spätestens seit die Linken auch noch ihren eigenen Essenservice für alte Mitglieder eingerichtet haben. Kasimier muss jetzt die Hälfte seines Geldes als illegaler Taxidienst verdienen, anders kann er nicht überleben. Er muss ja noch Frau und Kinder in Polen ernähren. Und in Polen ist ein Euro inzwischen auch einen Euro wert. Frau Glatz ist arbeitslos seit zwei Jahren wegen der EU-Erweiterung. Und dem Taxidienst droht auch Gefahr, weil die Bahnfahrt neuerdings umsonst ist. Der Pakistani kriegt noch weniger Geld als Kasimier, aber der ist bedürfnislos. Der fühlt sich hier wie ein König. Der spart noch Geld für seine Familie in Pakistan. Der haust zwanzig Jahre lang in einem Keller, und wenn er alt ist und alle Krankheiten der Welt hat und nicht mehr kann, dann baut er sich eine Villa am Himalaja, setzt sich rein wie ein Krösus und stirbt.

Im Augenblick ist hier jedenfalls Ruhe angesagt. Man rückt zusammen, die vier sitzen im Kreis. Kasimier fragt Steffen. „Ist Besuch auf Schloss?“ Aber der will nicht antworten, er hat was gegen den Polen; da ist er wie sein Vater. Denn Kasimier hat was gegen den. Obwohl Steffen nicht genau weiß, was. Der Pole gibt sich als Wissender: „Marta – ich habe sie hingefahren. Daher weiß ich. Sieht aus wie eine Schauspielerin von Euch. Sie will mich mal besuchen.“ Steffen reagiert nicht. Der Pole weiß ja nicht mal, wie sie heißt. Marta: Quatsch. Aber Kasimier lässt nicht locker. „Ist Deine Tante?“ – „Hm, irgendwie ja, glaube ich“, sagt er unwirsch und ziemlich unklar. Was muss der immer alles wissen! Nicole kann sich an diesem Schlagabtausch nicht beteiligen; sie denkt, aus Grutzkow müsste jetzt jemand Pizza bestellen; dann könnte man mit Kasimier mitfahren. „Hat eigentlich schon jemals einer von unserm Dorf hier was bestellt?“ Wenn sie selbst Telefondienst schiebt, jedenfalls nicht. „Nur am Wochenende, wenn die jungen Leute aus Emden da sind. Und die alten Leute, für die ich einkaufen soll: Butter und Mehl und Wurst. Die geben mir Zettel und Geld, und ich hole für

sie. Und dann sage ich: Bringe ich nur zusammen mit große Pizza.“ Kasimier freut sich über seine List. Er hilft gerne, aber es muss auch etwas bringen für ihn. Nicole weiß, dass ihrer Mutter dieses Mitbringen nicht gefällt. Das hat der Pole an sich gerissen, und das will die Mutter eigentlich selber machen: Post austragen plus kleine Einkäufe erledigen. Sie muss zwei Sachen kombinieren, sonst reicht es bei ihr auch nicht. „Und der Professor, ist das nicht so’n typischer Pizzabesteller?“ – „Der ist Vegetarier“, weiß Steffen, „müsst ihr mal Pizza Flora anbieten.“ Kasimier weiß mehr: „Der frisst ganze Woche Zeug in Mensa. Wenn er hier ist, kocht er selbst sein Essen. Hat er selber gesagt.“ – „Und seine Frau?“ – „So wie die immer rumläuft, kann die gar nicht kochen.“ – „Was ist das für ein Prof?“ Kasimier weiß auch das: Er für Maschinen, sie für Medizin. „Und der kann kochen?“ – „Mit Kochmaschine, denke ich. Bestimmt Marke Eigenbau. Oder hat Student gebaut in Seminar, ohne Geld. Profs machen das so.“ Kasimier weiß Bescheid.

Kasimier wird ernst, wendet sich zu Nicole. „Ich kann euch nach Hause fahren.“ – „Wie das?“ – „Umsonst?“ – „Ja, umsonst.“ – „Jetzt? “ – „Jetzt!“ – „Was ist denn, warum denn? Willst wohl deine neue Freundin auf der Burg angucken?“ – „Zeig ich euch, warum ich will. Ich muss wollen. Kommt ihr?“ Sie gehen zum Skoda, er öffnet den Kofferraum. „Guck mal.“ Eine tote Katze. „Die schöne Katze ist vorne rein in Auto.“ – „Die gehört ja der alten Frau“, weiß Nicole, „die liebt die doch so!“ – „Oder ist von Frau von Pastor.“ – „Da wäre es noch schlimmer. Die hat nur eine.“ – „Jedenfalls, ich muss entschuldigen.“ Steffen wundert sich ein bisschen. So zartfühlend ist der? „Ein Pole darf nichts falsch machen“, erklärt Kasimier“, sonst ist weg von Fenster.“ – „Nimm doch eine Pizza mit – als Schadenersatz. Katzenpizza.“ – „Oder ich fahr die alte Frau mal umsonst zur Nervenanstalt.“ – „Wieso denn nun das? Hat die ’nen Klaps?“ – „Ihr Sohn ist doch da ...“ – „Nervenanstalt?“ Oh, das hätte er nicht sagen sollen, merkt Kasimier, Frau Schubbutat hat

ihm Schweigen eingeschärft ... „Äh, ihr Sohn – äh, ist da Arzt. Herr Doktor Schubbutat von Station vier!“ – „Wieso Arzt, der war doch früher mal Mikroelektroniker.“ Aber Kasimier beharrt auf „Arzt“. Nach einer Weile ergänzt er noch: „Oder der ist da bei Abteilung Technik, Röntgen und CT. Habe verwechselt mit Arzt, weil er ist Doktor“. Ein Glück, dass ihm das so schnell noch eingefallen ist!

Später, im Auto, nimmt er den beiden das Versprechen ab, nichts von der Anstalt zu sagen. „Nichts bei alte Frau, nichts bei andere Menschen, ja? Gibt’s keine Anstalt, gibt’s keinen Arzt, gibt’s keinen Sohn. OK?“ Die beiden gucken sich an. „Also gut, OK“. – „Ist Geheimhaltung, ist alles heikel, ist nur bekannt für Familie. Und für Taxifahrer.“

Nicole erzählt von einem Mittagessen, vor zwei Jahren, in einer Autobahnraststätte. „Da gab es ‚A Katzengschrei’. Das war ja so was von eklig!“ – „Wie denn, erzähl mal!“ – Nicole kann vor nachträglichem Schaudern kaum reden. „Na hör mal, erst anfangen und dann lässt Du einen rumhecheln nach der story.“ – „Also gut: Aber wenn ich gleich kotze, bist Du schuld ... Es war zurechtgemacht wie eben eine überfahrene Katze. Mit Lungenhaschee – die herausquellenden Eingeweide – und mit Preiselbeeren – das Blut. Und dazu so ein Falscher Hase, das war dann der tote Katzenkörper.“ Kasimier ekelt sich mit Nicole. Und seine Untat, das Überfahren, erscheint ihm immer größer. „Und Leute haben bestellt das?“ – „Ja, zum Beispiel mein Vater.“ – „Dann ist Sadomaso, der Herr Ickler.“ – „Sag mal, wie kommen wir Freitag nach Waren?“ Steffen nimmt das Gespräch von vorhin wieder auf. Es beschäftigt ihn. „Das sind 100 Kilometer!“ Kasimier mischt sich ein: „Waren an Müritz? Also ich fahre nach Polen, Frau und Kinder angucken und Geld hinbringen. Ich nehme euch mit.“ Das ist allerdings ein Umweg. Aber Nicole denkt: Lass ihn mal den Umweg fahren, wir tun ja auch was für ihn. Geheimhaltung ist auch eine Tat. „Aber morgens schon um acht“, präzisiert Kasimier. Das ist hart für die beiden. Sonnabends

früh um acht! Ausgerechnet wegen Bar Jazz früh aufstehen, ausgerechnet Sonnabend – passt nicht wirklich!

Steffen fühlt sich mit diesem Polentaxi und dem Mitnehmen nach Waren überrumpelt. Protect yourself from invasions, denkt er. Aber was soll's; er hat ja angefangen damit! Und: praktisch ist es immerhin. Von der Rückfahrt am Sonntag sagt er nichts, und auch nicht vom Übernachten. Bestimmt kann man in Bertis Bude schlafen. Der wohnt seit ein paar Monaten dort. Das Wegziehen der Hand vorhin – das soll nicht Nicoles letztes Wort sein, denkt er. Was tue ich bloß gegen meine feuchten, klebrigen, unattraktiven scheiß Schweißhände? Nicht benutzen geht ja nicht – in der Lage!

* * *

Heinzi kommt ins Burgcafé hineingestolpert. Er ist jetzt der fünfte im Raum. „Hallo, ihr Schönen ... Ach, wer bist du denn?" fragt er Marta-Martina. Er sagt „Du", er hat gleich gespürt, dass sie kein fremder Gast ist wie sonst die anderen. Sie sagt nur: „Ich bin die Martina aus Berlin." Mit „Du" und „Sie" in dieser Gegend ist sie noch nicht klar. „Und ich bin der Heinz ... Hier, zwanzig Flaschen vom feinsten." Er guckt kurz zu Fritz Ickler rüber und grinst ihn an. Dabei nestelt er aus zwei Dederonbeuteln große leere Flaschen heraus und stellt sie auf den Tisch, auf dem die Speisekarten liegen.

Der Mann ist angetrunken, aber er merkt es noch. Und er merkt, dass die Frau es merkt. „Entschuldigung, gnädige Frau, aber das bringt der Beruf so mit sich." – „Was willste essen, Heinzi", lenkt Sara ab. „Na, was es für zwanzig leere Flaschen so gibt – und ein großes Bier." – „Geht los." Sara verschwindet in der Kochnische. „Na?" Etwas unsicher wendet Martina, nach einigem Zögern, sich an den Neuankömmling. Viel Zähne hat er nicht im Mund – Zahnarzt wahrscheinlich unbezahlbar. „Ich sammle nämlich ganz spezielle Flaschen für den Gerd, und der macht supermäßige Kelche

draus. Und in den Flaschen ist eben manchmal noch ’n bißchen was drin.“ Er grinst, sucht ihr Verständnis. „Unsereiner trinkt ein Schlücken nach dem Essen, Heinzi macht es vorher“, witzelt Gerd. „Vorher und nachher“, dröhnt es von Fritz Ickler. Martina schaltet: Er sammelt wahrscheinlich die Flaschen und bekommt dafür ein Essen, und er trinkt die Neigen vorher aus. Brrr! Das ist wie das Aufheben von Kippen von der Straße. Ein guter Weg, um Aids zu kriegen. Aus der Küche tönt es: „Lübzer oder Ückermünder?“ – „Ich hasse Ausländer.“ Sara hat verstanden, aber Martina guckt fragend die Männer an: „Ausländer?“ – „Na, Lübz liegt in Mecklenburg, und Heinzi ... “ – „Ich bin Preuße. Die Mecklenburger – die haben ja den Ochsen schon im Wappen, weißte das?“ Lübz, mutmaßt Martina, wird dann wohl in Mecklenburg liegen. Wieder schallt es aus der Küche: „Linsensuppe indisch oder die große Havanna-Schnitte?“ Heinzi kann sich nicht entscheiden. „Bockwurst mit Salat!“ – „Und für mich einen Kaffee“, schaltet Gerd sich ein. „Bockwurst haben wir nicht, weißt Du doch!“ – „Übrigens, Preuße bin ich auch“, erklärt Martina. Sie mag den Flaschensucher, irgendwie. „Klar“, sagt Heinzi, „als Berlinerin ... Aber hallo, Du sprichst doch so’n bisschen schwäbisch!“ – „Ich komme eigentlich aus Hechingen.“ – „Aha. Wohl so’n Nest wie Grutzkow?“ Martina protestiert: „Viel größer!“ Dann erzählt sie, dass sie die Burg Hohenzollern mit bloßem Auge sehen konnte als Kind. „O, dann, Euer Ehren“, Heinzi versucht einen Hofknicks, „was würden Sie denn zum Lunch einnehmen?“ Sie tippt wahllos: „Havanna. Oder Spaghetti mit Tomatensauce.“ – „Für die Dame und für mich, bitte, Havanna“, gibt Heinzi an. „Wirklich?“, fragt Sara, „Du auch?“ – „Klar doch“, reagiert die Gefragte, in netter Gesellschaft schmeckt sogar das.“ – „Wie mein’n sie denn das nun wieder? ... Ach, die Weiber.“ Heinzi verschwindet erstmal aufs Klo. „Du hast Chancen“, witzelt die Köchin, „wirklich; und der ist sympathischer als manche Gäste sonst. Mit Heinzi kannst du Pferde stehlen ... Und

ich dachte immer, Du kommst aus Stuttgart. So lernt man sich kennen ...“ – „Sagt man so – dass man aus der Großstadt kommt. Hechingen war mir immer peinlich. Und mit Hohenzollern kann man nicht bei jedem punkten.“ Martina sinniert. Diese Symbiose Glassammler – Glasbläser hat was. Und wenn beide Parteien einander akzeptieren, ist so ein Deal auch nicht unanständig. Wenn Heinzi sich nicht zu sehr abhängig fühlt. Aber dieser Secondhand-Alkohol – nee, das ist echt ’ne Spur zu eklig.

Sara bringt die Havannaschnitten zu den beiden und setzt sich zu ihnen. „Na, schmeckts?“ – „Super!“ – „Komme mir vor wie Fidel Castro persönlich. Havanna!“ – „Der muss wahrscheinlich inzwischen auch schon Flaschen sammeln für ein Stück Brot.“ – „Lebt der überhaupt noch?“, fragt Fritz. Sara kontert: „Ja, Mensch, Du bist doch der tägliche Zeitungsleser. Du musst es doch wissen!“ „Ach, der ist doch längst klinisch tot.“ Dann wendet Sara sich an Heinzi: „Sag mal, willst Du meiner Freundin nicht mal das Dorf zeigen? Du kennst dich doch super aus.“ Und zu Martina: „Karl-Heinz Geißler ist nämlich auf den Straßen von Grutzkow mehr zu Haus als jeder andere.“ Heinzi sagt, dass er es gerne machen würde, aber dass das mit „Straßen“ nicht stimmt. „Es gibt nur eine!“ Und er fragt Martina: „Und was sagt die Dame selbst?“ – „Mich interessiert alles.“ – „Gleich?“ – „Hm, eigentlich wollte ich erstmal den Betrieb hier auf der Burg kennen lernen.“ – „Ach, mach ruhig, das Café läuft nicht weg.“

Fritz Ickler steht rasch und mit Geräusch auf. Er hätte der jungen Frau auch gerne das Dorf gezeigt. Er kann ja viel besser analysieren und historisch einordnen als Heinzi. Er hat einfach mehr Hintergrund. Aber er ist den Damen wohl zu negativ – mit seiner Kritik an der Bürgerbewegung. „Wart mal, Heinzi“, fällt ihm noch ein, „kannste mal nach Sandikow rüberkommen? Da könnteste’n Grab ausheben.“ – „Also ’ne akute Leiche ...“ Na gut, Heinzi sagt zu. „Aber erstmal muss ich ...“ Und er zeigt auf Martina. Im Stillen

denkt er, dass durch das Graben wieder mal ein Abendbrot gesichert ist. Aber Fritz hätte es nicht vor der jungen Frau sagen sollen. Das klang so wie: Du bist mein Diener für niedere Dienste. „Ich bring Dich hin, Morgen früh – na, besser erst so um 11 Uhr – hole ich Dich hier ab – ja?“, sagt Fritz noch. „Heute muss ich noch rüber nach Neubrandenburg.“ Das ist OK; und dann gibt es das Essen für Heinzi eben erst morgen. Noch wirken ja die Havannaschnitte und das Ückermünder. Bekanntlich ist Bier ein Nahrungsmittel.

Heinzi fühlt sich jetzt für Martina verantwortlich. „Kommen Sie, wir gucken erstmal von hier aus dem Fenster aufs Dorf. Hat man ’nen guten Überblick.“ Als beide dort stehen, beginnt er. Das ist die erste Führung, die er in seinem ganzen Leben durch Grutzkow gemacht hat. „Also hier wohnen 46 Leute in 18 Häusern“, fängt er an und zeigt auf die Häuser. „Die Skyline von Grutzkow.“ – „Wen lässt Du aus? Ich habe 40 Häuser gezählt.“ – Heinzi ist beleidigt oder tut jedenfalls so: „Sie könn-, Du kannst gerne die Führung machen, Madam. Ich möchte was von Ihnen lernen.“ Er erinnert sich, dass sie sich geduzt hatten, aber durch die Burg Hohenzollern war er glatt wieder ins „Sie“ gerutscht. „Nee, nee, war ja mehr ’ne Frage.“ – „OK, Sie haben übrigens recht, Madam. Aber ich auch. Zweiundzwanzig stehen nämlich leer. Davon sind sieben unbewohnbar und fünfzehn haben einfach keinen Besitzer. Tot oder Westen oder zerstrittene Erbengemeinschaft in Neuseeland – was weiß ich. Und die nächsten werden demnächst verschwinden. Wissense, wenn man das so sieht, so peu a peu, das ist schlimmer als wenn ein Riesenerdbeben kommt. Dieser allmähliche Verfall ist viel schlimmer. Den empfindet man dann als Naturgesetz. Früher, bei den Hohenzollern“, er guckt Martina an, „wohnten hier mal über hundert Mann ... Und der im Gutshaus, der ist meistens nicht da. Wenn er mal kommt, macht er gleich die Jalousie runter. Neulich hat seine Freundin mal nachts ’ne Stunde Musik gemacht auf

dem Feld bei Vollmond. Das war ja was – Fagott bei Mondschein. Oder Klarinette. Aber es war traurige Musik."

Alles etwas gespenstisch, denkt Martina, die ganze Wohnbrache im Dorf, aber dann Fagott im Mondenschein. „Ja, dann können wir ja mal rumgehen, was? Aber warum duzen Sie mich nicht mehr?" – „Na gut, ja, wenn's sein muss, Du von Hohenzollern ..." Sie machen sich auf den Weg. Heinzi guckt zweifelnd auf Martinas Hackenschuhe. „Sind nicht ganz die richtigen", sagt er, „aber ist ja trocken heute, da geht's." Martina fühlt sich auch nicht gerade dorfgemäß angezogen. Aber will sie das? Sara und Gerd hatten gesagt, man könne auch auf dem Dorf das Städtische beibehalten ... Witzbolde!

Zuerst kommen sie zur Kirche. Die ist verschlossen und hat einen leicht angekippten Turm. Jedenfalls sehen rechte Winkel anders aus, denkt Martina. Der Turm ist ganz mit Holzlatten eingekleidet. Oben drauf ein goldener Hahn. Die Kirche ist frisch saniert, das Fachwerk des Schiffes sauber wieder hervorgeholt. Das Schiefe scheint planmäßig dazuzugehören. „Lohnt sich hier eine Kirche?" Heinzi respektiert die Kirche als solche, aber „wenn Sie mich fragen – äh, Du: Also 1989: Ohne Kirche gäbe es die DDR heute noch. Dann wärst Du jetzt nicht hier. Aber sonst – lohnen? Weiß nich." Martina will etwas über dieses Kirchengebäude wissen. „Ja, sagt Heinzi, die gehört zur Burg. „Deswegen steht sie ja auch nicht mitten im Dorf. Das ist jetzt 'ne staatliche Kirche, sozusagen." – „Und warum ist der Turm so schief?" – „Weil sie auf irgendwelchem Schwemmsand steht, also zu dicht am Fluss, weil sie eben zur Burg gehört und an dieser Stellen stehen muss. Aber jetzt haben sie da Unmengen von Beton in die Erde gekippt – weiter sackt die nicht mehr." Ein Förderverein hat sie saniert, „damals, 1995, als noch Geld da war. " Jetzt verwaltet Gerd von der Burg die Kirche. „Von dem kriegst Du auch den Schlüssel. Dann kannst Du Dir den schönen Engel angucken. Den hat Schalck-Golodkowski vergessen, den hat er nicht an Euch verkauft." Martina überlegt, ob Schalck-Golod-

kowski der Bürgermeister war – oder jetzt noch ist? Sie denkt, warum eigentlich Heinzi sie führt und nicht Gerhard. „Und der Pfarrer?“, fragt sie, „ist der nicht auch für die Kirche?“ – „Das ist eine andere Geschichte“, erzählt Heinzi. „Der war für ein paar Dörfer zuständig. Irgendwann wollten sie ihm noch ein paar neue überhelfen. Da hat er gesagt: ‚Ich will weniger arbeiten – und dann meinetwegen weniger Geld.‘ – Aber die Geschichte muss er dir selber erzählen. Jetzt schreibt und schreibt er ein Buch – und wer weiß: keiner will es dann vielleicht lesen. Martina weiß ja: Gesellschaft des Weniger. Klar, der braucht weniger Gehalt, bei dem Buchtitel ...

Sie gehen weiter. Wunderbares Spaziergehwetter. Der Himmel ist wirklich sehr blau. Eine große Wolke segelt gerade vereinzelt über Grutzkow. Sie sieht zuerst wie ein Faustkeil aus; dann wird sie zu einem Schneeball, der aus Pulverschnee besteht und gleich wieder zerfallen will. Die Sonne scheint von der Seite auf den Schneeball und macht die Ränder ganz hell. Nach innen wird er immer dunkler. Der östliche Rand des Schneeballs ist unscharf. Dort fegt der Wind Schleier aus der Wolke raus. Über Wolken sollte man Gedichte schreiben, wenn man Gedichte schreiben könnte.

Der Gang durchs Dorf wird zu einer Schau zerfallender Häuser und zu einer Geschichte von einsamen Leuten und verlassenen Hofwirtschaften. Auch die bewohnten Häuser sehen schlecht aus. Wo früher der Bäcker war, sind die Fensterscheiben eingeschmissen. Sowas gibt es in Hechingen und um Hechingen herum allerdings nicht, bis heute nicht, denkt Martina.

Neben der alten Bäckerei wohnen Schulzes. „Na ja, wohnen ...“, bemerkt Heinzi. Es ist das Haus mit der Mauer ringsherum, das Martina schon von ihrem Fenster aus gesehen hatte, am Abend, als sie angekommen war. Und mit den Pappeln im Innenhof, für die eigentlich überhaupt kein Platz dort ist. „Was soll diese Mauer?“, fragt sie. Heinzi kennt die Geschichte: Der Schulze hat vor ein paar

Jahren angefangen, rings um das Haus diese Mauer zu bauen. Zuerst dachte man: ein stabiler Zaun, nur eben aus Steinen. Dann wurde das Ding immer höher und immer mehr ringsherum. „Der hat Angst vor der Welt." Wo andere eine Tür haben, haben Schulzes einen Vorbau aus Maschendraht und NVA-Tarnnetzen. Die alte Frau Schwabe zwei Häuser rechts von Schulzes hat große Pappen vor die Fenster genagelt wegen der Einschmeißerei. Das haben Schulzes nicht nötig; bei ihnen gibt es keine Fenster. „Sie haben es wegen der Schmeißerei gemacht", mutmaßt Martina. „Nee", sagt Heinzi, „die haben Angst vor der Welt." Martina hat mal den Begriff Soziophobie gehört. Heinzi würde jetzt gerne Detlef Schwabe treffen. Der könnte ruhig sehen, wie er mit der schmucken Berlinerin mit den braungemalten Lippen durchs Dorf spaziert. Aber Detlef lässt sich nicht sehen. Vielleicht schläft er noch. Bei Schwabes Nachbarn sind große hellgraue Blocksteine reingesetzt worden bis zu dreiviertel Fensterhöhe. Martina erfährt, dass da teilweise noch Menschen drin wohnen – und trotzdem diese Verrammelung der Fenster. Die uralten Fernsehantennen stehen alle noch auf den Dächern, auch da, wo keiner mehr wohnt, meistens viel schiefer als der Kirchturm. So sieht Brache bei Häusern aus. Sie kommen an das Haus der Zwillingsbrüder, die im Emsland Arbeit bekommen haben, Hans und Peter Kluth. Das ist relativ schmuck. „Zusammen sind sie 76 Jahre alt." Wie jetzt? Ach so, Zwillinge. Das sind hier noch fast die jüngsten. Sie kommen jedes Wochenende nach Grutzkow. Das ist ja eigentlich ein Unsinn! Aber sie können die Heimat nicht loslassen. Sie sagen: „Wir müssen die Wiese sehen, wir müssen nach dem Storch gucken. Sogar die Störche sind im Westen anders." Martina guckt fragend zu ihrem Führer. Der weiß: „Weststörche fliegen nicht über Jordanien, die fliegen über Gibraltar. Weststörche werden nie wie Oststörche sein." Martina mutmaßt, dass die Anhänglichkeit der beiden mit ihrem Zwillingsein zusammenhängt: „Die hängen sicher auch anein-

ander.“ – „Und kriegen nie ’ne Frau – höchstens wenn sie auf der Autobahnraststätte eine anmachen. Woanders kommen die ja gar nicht hin.“ – „Und dann am besten gleich zwei. Das ist schwer.“ Heinzi hat den Eindruck, dass die liebend gern zurück kämen – genau wie Detlef. Sie möchten hier wieder Landwirtschaft machen. Aber im Emsland verdienen sie gut Geld. „Und es hat ja auch keinen Sinn. Hier ist nun mal tote Hose.“ Heinzi denkt an sein Gespräch mit Detlef Schwabe. Der würde ja vielleicht sogar zurückkommen, wenn es hier was gäbe. Und vielleicht wird ja auch noch was draus. Martina fragt ihn, was er von dem Satz hält, hier gehe die Sonne eher auf. Ob nicht auch Zukunft in diesen traurigen Tatsachen stecke. Heinzi antwortet nicht darauf. „Zukunft in traurigen Tatsachen“, so reden Studierte aus Berlin. Stattdessen erzählt er von Schulzes, deren Haus sie schon gesehen haben. „Die sind voll am Arsch. Die haben gedacht, nach 1990 gibt’s Watte mit Goldschnitt. Die Watte aus der DDR und den Goldschnitt vom Westen. Jetzt hängen sie total durch – ruiniert ohne Ende. Er hat schon mal wegen Körperverletzung gesessen. Körperverletzung und Diebstahl. Und nun laufen auch noch die Kredite aus. Bei denen reicht es nicht mal mehr zum Betteln. Die haben nicht mal diese Chance! Aber saufen: jeden Tag. Jeden Tag zwei Flaschen für 7,60. Schrecklich! Da geht die Sonne nur noch unter!“

Dann ein ziemlich sauberes Haus: „Hier wohnt Walter Göricke. Der war früher Bürgermeister und in der SED. Jetzt ist er auch schon alt. Der war gut. Seine Eltern hatten einen großen Hof. Der war kein richtiger Kommunist. Aber sie mussten ihn nehmen in der Partei. Denn kein anderer wollte Bürgermeister werden.“ Sie hören schwach eine Ziehharmonika. Martina guckt Heinzi fragend an. „Ja, das ist Göring. Der übt gerade.“ Er lauscht, und dann summt er die Melodie mit. „Kennst Du wohl?“ – „Ja, unsere Grutzkow-Hymne.“ – „Sing mal vor!“ Heinzi kann bloß krächzen, aber auf die Hymne ist er stolz, und er singt so wie er eben kann.

An der Ucker liegt ein Dorf
Zwischen Haff und Hügel.
Immer wieder ziehn mich hin
Meiner Heimat Flügel.

„Ja, ja, man hängt an der Heimat“, sinniert Heinzi. Martina versteht nicht, warum. Dieses kaputte Nest: Heimat?

Neben Görickes Haus steht das von Brigitte Schubbutat mit ihren Katzen. Die Beinwellkräuter sehen sie nicht.

Was es hier gar nicht gibt in Grutzkow, sind Graffiti und Werbeplakate. „So was kommt nicht bis hier – bis hier nicht. Der ganze Staat kommt nicht bis hier. Hier ist tote Hose. Die wilden Motorradfahrer nachts um zwei sind die einzigen, die uns besuchen von auswärts. Außer Dir, natürlich.“ – „Was für Motorräder?“, will Martina wissen. „Ich glaube, das sind die Kinder von den Armeeangestellten in Malthin, die alle entlassen worden sind. Die sehen jetzt keinen Sinn mehr in irgendwas. Da bleibt nur noch die Raserei.“

Wirklich tote Hose hier, findet Martina. Sie erinnert sich: Als sie (noch in Berlin) eine genaue Landkarte 1 : 50.000 von dieser Ecke hatte haben wollen, musste der Buchhändler passen. Erst verwechselte er Pasewalk und Pritzwalk. Als sie das beide gerafft hatten, fand er von der nördlichen Uckermark nichts. „Da will doch kein Mensch hin.“ Das aber war gerade einer der Gründe für sie gewesen, nach dort, nach hier zu gehen.

Sie waren fast zwei Stunden unterwegs. Heinzi hatte wahrscheinlich die längste Dorfbesichtigung aller Zeiten gemacht. Für jetzt reicht es erstmal, denkt Martina, zumal mit diesen Schuhen. Sie bedankt sich bei Heinzi und geht nach Hause. „Später müssen wir mal einen trinken zusammen“, sagt sie noch. Natürlich hat sie noch lange nicht alles gesehen. Heinzi ärgert sich bloß, dass Detlef Schwabe ihn nicht mit der schönen Frau gesehen hat. Zugleich freut er sich, dass er sie dem Ickler weggeschnappt hat. Und freut sich auf den Schnaps.

Das Auto des Polen fährt dicht an Martina vorbei. Sie winkt. Doch der Pole will nichts von ihr, er hat jetzt etwas anderes vor. Er fährt dicht an Brigitte Schubbutats Gartenzaun heran. Die Kinder, wie die alte Frau sie nennt, steigen aus. Und Kasimier, natürlich, der jetzt gleich beichten muss. „Mutter Schubbutat!“ Kasimier nennt sie Mutter. „Ja, was ist denn, ich hatte Sie nicht bestellt!“ – „Nein, aber...“ Er druckst herum. Da weiß Brigitte Schubbutat Bescheid. Sie denkt bloß an Frau Pfarrers Worte. „Ach, Nelson.“ Sie will es trotzdem noch nicht glauben. „Ja, also, Mutter Schubbutat, Deine Katze ist tot.“ Er erwartet einen Ausbruch – so oder so – und geht schon in Deckung. Zum Glück sind die beiden Gymnasiasten da, die können die Frau beruhigen. Allerdings ist Steffen mit ganz anderem beschäftigt: Vom Nachbargrundstück guckt Ronny herüber, der Typ, von dem er glaubt, dass der sich an Nicole ranmachen will. Der pfeift irgendeinen Song – und auffallend laut. Der Typ arbeitet bei Göricke, und Göricke wohnt leider neben der alten Schubbutat. Steffen muss den irgendwie ausstechen, nur, verdammt noch mal, wie? „Mutter“ Schubbutat reagiert nicht so hysterisch, wie Kasimier Glatz befürchtet hatte. Sie fragt bloß: „O, dann – wie soll dann Feodora ihre Migräne loswerden?“ Das kann keiner beantworten; aber vielleicht (denkt Nicole) kann Anette das machen mit ihrer Therapie? Jedenfalls scheint die „Mutter“ schon nicht mehr an den Tod von Nelson zu denken, sondern an das Leben danach. Der Pole hat Glück gehabt im Unglück. „Kommen, bitte, hier an Auto!“ Brigitte Schubbutat kommt, zögernd – und sieht Nelson tot liegen. Ein grässlicher Anblick. Steffen denkt an das, was Nicole von „A Katzengschrei“ erzählt hat. Frau Schubbutat ist nun doch erschüttert, mehr als es eben noch schien. Sie lässt sich auf einen Holzblock fallen, der am Zaun steht. „Wie ist es denn passiert?“ Sie hat jetzt Tränen in den Augen, aber ihre Stimme ist nicht weinerlich. Kasimier erklärt und erklärt. Die alte Frau unterbricht schließlich seinen Redefluss: „Ihr denkt wohl, ich weine jetzt. Nein! Ich

weine erst, wenn Ihr weg seid, wenn ich allein bin.“ Sie ist nichtmal eine sehr starke Frau, wie es gerade scheint, sondern sie ist jetzt einfach so sehr auf ihren Sohn fixiert, auf dessen baldiges Kommen Anfang September. „Wisst Ihr, dass mein Sohn zurück kommt? Sein Vertrag läuft aus im Institut.“ Im Dorf weiß keiner, dass Bernd Schubbutat vor fünf Jahren durchgedreht war. Für die Grutzkower war er immer noch „im Institut“. Sie blickt verstohlen zu den Kindern. Ob Kasimier den Mund gehalten hat? „Also, von da ab brauchst du mich nicht mehr nach Neubrandenburg zu fahren.“ – „Da freuen Sie sich wohl?“, möchte Nicole wissen. Frau Schubbutat ist sich nicht sicher, ob das zum Freuen ist. Sie klagt, was denn dann mit den Katzen werden solle. „Ob der sich daran gewöhnt? Als Wissenschaftler? An Katzen?“ Steffen sagt, er weiß, dass Konrad Lorenz sogar mit Gänsen zusammen gelebt hat. Und der war ja nun Wissenschaftler! „Ja, aber war der Maschinenbauer? Und der hatte bestimmt einen Diener dafür.“ Ob Konrad Lorenz einen Diener hatte, weiß Nicole allerdings nicht, aber jedenfalls war er kein Maschinenbauer; das steht fest. Ansonsten freut Brigitte Schubbutat sich natürlich, wenn der verlorene Sohn zurückkommt. „Wieso verloren?“ – „Das ist eine Geschichte aus der Bibel. Ein schlechter Sohn kommt zurück zum Vater, und der Vater meckert nicht mit ihm, sondern empfängt ihn mit einem Fest. Erzähl ich euch später mal – wenn Ihr das wollt.“ Steffen kommt das ein bisschen vor wie „Hans im Glück“, bloß dass der Vater da eine Mutter ist. Brigitte Schubbutat hat ihren Sohn immer bewundert: Den Herrn Doktor. Dass er in die SED gegangen ist damals, hat sie zwar nie befürwortet. Darum nennt sie ihn einen „verlorenen Sohn“. Aber sonst! Und die tote Katze: „Wer weiß, wozu das gut ist – dieses Sterben. Manchmal ist Sterben ein Segen. Nur, was ich nicht verstehe: In letzter Zeit verschwinden immer mehr Katzen von mir und kommen nie zurück! Wer holt die denn?“ Sie guckt Hilfe suchend, Antwort suchend um sich, aber keiner weiß irgendetwas.

Nun weint sie doch ein bisschen. Sophie, Mary und Alfons sind schon verschwunden in diesem Monat – und die konnte sie nicht-mal begraben. Sie holt die Wochenzeitung hervor, packt das Tier hinein und trägt es in den Garten. Kasimier möchte, dass alles gut abläuft jetzt, er will den Pfarrer holen. Da lacht Brigitte Schubbutat. „Der kann doch keine Katzensprache." Dann lässt Kasimier es eben bleiben. Er kennt sich bei Lutherischen nicht aus. Wo er herkommt, segnet der Priester die Tiere und die Pflanzen und besprengt sie mit einem Weihwasserbesen. Warum dann nicht auch diese Katze? Die alte Frau winkt bloß ab und gibt ihm einen Spaten. Er hebt ein Grab aus für Nelson, den stolzen Kapitän. Steffen flüstert zu Nicole: „Kann ja ihr Sohn in Nelsons Stube ziehen." Brrr, Nicole würde sterben, wenn sie es wäre, die das tun müsste. „Da stinkt es bestimmt noch jahrzehntelang."

Brigitte Schubbutat verharrt am Grab. Einen Strauß wird sie später zurechtmachen. „Sie sind doch ein guter Kerl", sagt sie zu Kasimier. Der revanchiert sich: „Und Sie sind Selige Mutter Theresa von Katzen, wirklich wahr." Brigitte denkt: Pole, aber nett. Und dazu noch katholisch mit seiner seligen Mutter, aber sonst in Ordnung. Sie sagt: „Da ist man doch nicht selig, das macht man doch einfach so." Das weiß sie sogar von Immanuel Kant: Pflichtgefühl. Der war ja auch von Ostpreußen wie sie, natürlich nicht in Gumbinnen. Dann vereinbart sie mit Kasimier die Fahrt nach Neubrandenburg zum Abholen von Dr. Bernd Schubbutat. „Er hat nämlich kein Auto, er brauchte dort im Institut keines." Die drei wissen, warum, aber sie sagen nichts. Wer in sonem Institut ist, braucht kein Auto, nee, bestimmt nicht. Der wird im Rollstuhl angeschnallt und hin und her gefahren, oder in eine Zwangsjacke.

Von Frau Schubbutat aus begeben Steffen und Nicole sich gleich auf die Burg. Nicole war noch nie zusammen mit Steffen dort, aber jetzt haben sie ja gemeinsam etwas vor. „Du, Sara", sagt Steffen, „wir fahren Sonnabend nach Waren zum Jazz." – „Wir? Wer sind

jetzt wir?“ – „Ich und Nicole. Oder Nicole und ich.“ – „Was für’n Jazz?“, möchte Gerd wissen; er ist Fachmann dafür. „Deine Freundin Sandra Weckert und Oli Bott.“ – „Was, und ich weiß es nicht?“, wundert sich der Vater. Ihm fällt gleich das Here comes the Queen ein. Und Ministry for Relaxiation. „Tja, Internet gucken, Papi.“ – „Und wie wollt Ihr da hinkommen, bitte schön?“ Steffen hat vorher Nicole klar gemacht, dass nicht er, sondern dass sie es sein muss, die auf diese Frage antwortet. Sonst geht das schief. Daher sagt sie: „Herr Glatz nimmt uns mit, wissen Sie? Der fährt rüber zu Frau und Kindern.“ – „Ach, der ... Nach Polen über Waren an der Müritz.“ Gerd verstummt. Er mag Nicole, aber nicht den Glatz. Das Gespräch benötigt jetzt eine elegante Ablenkung. Steffen fragt: „Ist noch etwas zu essen da?“ – „In der Küche steht noch was auf dem Tisch von gestern Abend.“ – „Und für Nicole auch?“ – „Wenn Ihr es Euch teilt ...“ – „Ich muss Nicole nachher noch helfen beim Kugelschreiber zusammensetzen. Und vorher noch schnell was essen.“ Nicole ergänzt: „Die Eintrittskarten für die Weckert verdienen.“ Die beiden trollen sich. Als sie weg sind, möchte Martina wissen, wer eigentlich Nicoles Mutter ist. „Unsere Postbotin. Geschieden von Fritz. Hatte ich doch erzählt. Dann einen anderen geheiratet. Nicole hat sich damals von dem Neuen adoptieren lassen. Jetzt ist der auch wieder out. Schwierig für Nicole – und natürlich für ihre Mutter!“ Gerd Nitschke ärgert sich, dass der Pole die beiden fahren wird. Aber er konnte ja jetzt nicht sagen: Ich fahr Euch hin, damit der Pole nicht ... Sara hat ein anderes Problem: Und wie kommen die beiden zurück? Und wo schlafen die? Muttersorgen, die sie sich wirklich nicht zu machen braucht.

* * *

Um elf steigt Heinzi in Fritzens Auto. „Mach dir mal erst noch die Schuhe sauber. Es hat geregnet – und der Lehmboden ...“ – „Oh,

Mann“, stöhnt Heinzi, „ich weiß, wie Lehmboden ist. Friedhofsboden ist außerdem humusreich.“ – „So kann man es auch nennen.“ – „Du trampelst ja auf dem Leichenhumus man bloß so rum.“ – „Sag mal, wer ist denn die Schöne im Café überhaupt?“, fragt Fritz ziemlich unvermittelt. – Die Frau lässt ihn nicht los, und er ist ein bisschen eifersüchtig auf Heinzi. Die Führung durchs Dorf hätte er auch machen mögen. Schließlich ist er vor 50 Jahren hier geboren. „Die lernt hier kellnern.“ – „Was? Ehrlich? Und sonst?“ – „Sie kommt vom Schloss Hohenzollern – na ja, ziemlich von da ... Die beiden Damen haben früher mal zusammen studiert. Kunst und Kultur und alles so was.“ – „Brauchen die denn überhaupt noch ’ne Kraft auf der Burg? Der Laden läuft doch gar nicht so gut.“ – „Was weeß ich. Vielleicht ist es sonne Art Landurlaub.“ Was soll die hier, denkt Fritz. Und: Muss man fürs Bedienen neuerdings Kunst studiert haben und sich die Lippen braun anmalen? „Vielleicht für die Ausstellung?“, fragt er sich.

Heinzi hat noch die Unterhaltung mit Detlef im Kopf. „Du weißt doch, ich sammle die Flaschen für Gerd.“ – „Klar, von meinen Friedhöfen holst Du die ja auch runter.“ – „Und nun hab ich noch ’ne neue Idee: Ich will die Drähte sammeln, die um die Blumenstiele gewickelt sind.“ – „Und denn?“ – „Ja, wieder verwenden.“ – „Und wo?“ – Keine Ahnung. „Wohl als Zahnstocher.“ Fritz kann sich die Ironie nicht verkneifen. Jeder schweigt jetzt und überlegt oder überlegt auch nicht. Fritz hält den Gedanken nicht für gut. Heinzi fällt die Kreativbude ein: Becker in Pasewalk, dieser Bastelshop. Den Mann kennt er noch von vor der Wende. Damals hat er das Kino geleitet. Jetzt gibt’s ja keins mehr. Wo fünfzig Prozent arbeitslos oder bettlägerig sind, braucht man kein Kino. Becker hat solche Drähte in neu, vielleicht würde der einem auch alte Dinger abnehmen. Man müsste die nur ein bisschen aufpolieren. „Glatt ziehen und entrosten – oder was meinst Du?“ An so was hatte Heinzi gedacht. „Aber das rechnet sich

nicht“, meint Fritz. „Und wenn doch, dann ziehen sie Dir das vom Arbeitslosengeld ab.“ – Heinzi findet, dass Fritz alles mies macht. Dann kommt von dem aber doch noch ein Vorschlag: „Wie wäre es, wenn Du bei Ärzten die Kanülen von den verbrauchten Spritzen sammelst? Die sind doch aus Edelstahl. Wenn man die einsammelt und einschmilzt und neue draus macht ...“ Darüber hat Heinzi noch nie nachgedacht. „Früher“, weiß Fritz, „als wir klein waren, da haben die Schwestern die Kanülen abgeschraubt und ausgekocht und noch mal benutzt. Aber jetzt schmeißen sie alles weg. Und das ist doch wertvolles Zeug.“ Aber diesmal sieht Heinzi schwarz: „Ob sich da ein Arzt drauf einlässt, ausgerechnet wenn einer wie ich damit kommt?“ Wie auch immer; jedenfalls wären Kanülen wertvoller als Blumendrähte. Man müsste allerdings von Praxis zu Praxis laufen und auftreten wie ein Pharmavertreter. Am besten wie eine 34-jährige unverheiratete Pharmavertreterin.

Sie fahren zwischen brachen Feldern hindurch. Oder sind es Weiden? Kann man schon nicht mehr unterscheiden. Alles verkrautet. Dann kommen sie an dem Feld des Barons vorbei. „Liegt jetzt schon fünf Jahre brach. Wat ihm da verloren geht“, meint Heinzi. „Alle anderen müssen ihre Brache nach drei Jahren umpflügen – bloß der Herr Baron nicht.“ – „Der will das ja so haben. Der macht da Kunst im Feld, und dafür hat er ’ne Genehmigung von der EU, echt!“ – „Was für Kunst? Bilder – oder Schnitzereien – oder Opern – oder was?“ – „Guck mal, da links. Da musste ich voriges Jahr Mohn ausstreuen – einfach so mit ’nem grossen Schwung. Besonderen Mohn, hatte der Baron gemeint, der bis zum Herbst blüht. Eine riesige Torte von 20 Meter Durchmesser. Vorher musste ich es mähen. Dann haben wir einen Ring mit Wegwarte gesät – und in dem drin noch einen kleineren Ring mit Mohn. Und ganz in der Mitte sonne weiße Sorte. Und außen dann, der Rest von dem großen Viereck, Kamille. Und das ganze Feld ist vierzig mal fünfzig Meter.“ – „Und damit macht er Kunst?“ – „Nee, das IST Kunst ...

Das SOLL Kunst sein.“ – „Aha.“ – „Der war Landschaftsarchitekt und hat in Sachsen Tagebaue saniert, wenn sie keine Kohle mehr rausgeholt haben. Und irgendwann hatte er die Schnauze voll davon.“ – „Und da hat er woll mit sonem Quatsch angefangen?“ Heinzi weiß immer noch nicht mehr als vorher. „Guck mal da: Die kleinen Birken. Hast Du die auch für ihn gepflanzt?“ – „Ach was, Birken kommen von selbst.“ – „Und was ist nun die Kunst dadran?“ Heinzi wird unruhig, und Fritz muss jetzt endlich das Prinzip erklären: „Die Kunst ist, dass er die Natur alles selber machen lässt und dass er nur ganz kleine Eingriffe vornimmt.“ – „Und der Mohn?“ – „Da will er einfach sehen, ob der sich ausbreitet – und wie schnell das geht. Und ob sich da bestimmte Insekten sammeln. Und ob im nächsten Jahr noch was davon zu sehen ist.“ – „Kriegt der Geld für so was?“, möchte Heinzi wissen. „Das könnte ich schließlich auch noch.“ Heinzi wundert herum. Jedes dritte Feld liegt hier brach, alle stöhnen, und der kommt und nennt es Kunst und kriegt dafür noch Geld. Schließlich sind sie sich doch einig, dass der Mann spinnt. Aber ist sein Eigentum, das darf er runterwirtschaften, wie er will.

Sie sind in Sandikow angelangt. „Wer ist eigentlich gestorben?“ Fritz reagiert nicht. „Ist wohl geheim? Hat sich einer aufgehängt?“ Heinzi denkt, es könnte die alte Mehder sein. Die hat es doch schon mal versucht, weil ihr Mann in den Westen gegangen ist. „Nein, die nicht“, sagt Fritz, „aber die Beerdigung ist ein Problem: Ich musste deswegen ein paar Mal zur Kreisverwaltung – immer wieder Rückfragen. Und nun noch das: Die haben die Zeit für die Beerdigung festgelegt, ohne mich zu informieren; und ich muss genau da nach Neubrandenburg.“ Fritz ist nämlich auch Beerdigungsredner; er macht die ganze Beerdigungssache allein. Anders ist das Friedhofswesen nicht mehr bezahlbar. „Und der Pastor?“ – „Die Frau, die beerdigt werden soll, ist nicht hier gemeldet. Es war kein Wohnsitz von ihr bekannt – darum ja das viele Theater. Die hab ich einfach

eines Tages tot hier vor dem Bahnhof liegen sehen. Hatte nur 'ne ganz kleine Verletzung. Ich wollte sie noch beatmen. Hatte aber keinen Zweck mehr. Die stank nur aus dem Mund nach Knoblauch und nach Schnaps – mein lieber Mann, das habe ich mir gemerkt. Die stank überhaupt komisch – irgendwie rauchig." – „Zigarette? Oder wie?" – „Nein, anders, weiß nicht. Rauch plus Herrenparfüm plus noch irgendwas. Jedenfalls muss sie jetzt irgendwie unter die Erde." – „Dann war das 'ne Ausländerin: Knoblauch und Qualmen. Oder aus der Großstadt. Irgendwie eine auf der Flucht ... Mensch, was willste denn da für 'ne Rede halten?" – „Eben, am besten schweigen." Ist ja sowieso keiner dabei. „Also Fritz, ehrlich. Ich würde den Pastor fragen. Der arbeitet doch beim Sorgentelefon. Da legt er ja auch nicht auf, wenn ein Unbekannter anruft. Den rufen ja nur Unbekannte an. Der kann das machen. Hat doch bloß 'nen Halbtagsjob; hat doch Zeit. Und kann sich gleich noch was dazu verdienen ... Wer zahlt denn so'ne Beerdigung eigentlich?"

Das mit dem Pastor ist nicht die dümmste Idee. „Danke, Heinzi, also wirklich! Dann fahr ich mal gleich zu Uli Wend. Und Du schaufelst hier das Grab für die Dame. Und in drei Stunden hol ich Dich ab." Zum Glück regnet es nicht mehr. „OK, und wenn ich früher fertig bin, such ich mal alles nach Blumendraht ab." Ist doch ein Spinner, denkt Fritz. Aber hat Ideen. Bekloppt, aber nicht behindert.

* * *

Fritz Ickler fährt also zu Pastor Wend. Um die Zeit kümmert der sich meistens um seine Bienen. Vormittags ist er beim Sorgen-Telefon, abends liest er, nachmittags imkert er und dann schreibt er sein Buch. Jetzt soll er ja fertig sein damit. Manchmal hat er am Sorgentelefon auch Nachtdienst. Nachts kommen ja wohl die meisten Anrufe. Fritz klopft, aber nichts rührt sich. Er geht ums Haus.

www.psverlag.de

Da ist die Katze von Pastors Frau. Pastor Wend sitzt in der Küche und schmiert sich eine Stulle. „Hineinspaziert, Herr Ickler. Ein Friedhofsproblem?“ – „Und Sie? Ein Bienenproblem?“ – „Ja. Woher wissen Sie? Die Biester tun heute gar nichts.“ – „Ja, ist ja auch schon Mitte August.“ – „Na hörnsemal! Mitte August? Die fliegen ja bis Oktober. Nee, Herr Ickler, also an der Jahreszeit liegt es nicht!“ – „Na, vielleicht nützt dann Beten ...“ Die Platte kennt Wend schon: Fritz Ickler behauptet gerne, Atheist zu sein. Na, vielleicht kein Atheist, aber auch kein Theist. Eben ehemaliges SED-Mitglied. Er lenkt ab: „Vielleicht mögen die mein neues Rasierwasser nicht.“ „Das könnte der Punkt sein“, reagiert Fritz. „Und die Frau Gemahlin?“ – „Ist schon wieder weg nach Polen.“ Anette, Ulis Frau, hat hier kaum noch Patienten als Physiotherapeutin. Darum arbeitet sie jetzt teilweise in Koszalin. Vor dem 2. Weltkrieg hieß das Köslin. Dort verdient sie ein Drittel von dem, was sie hier gekriegt hat. Aber sie hat genug Patienten. Sie ist immer 14 Tage in Polen, dann wieder 14 Tage zu Hause, neuerdings manchmal auch nur noch eine Woche. Fünf Stunden mit dem Auto jedes Mal ... „Na, dann ist es nicht Ihr After shave, sondern es ist das fehlende Parfüm der Gattin!“ Na ja, ist gut, denkt Uli Wend, bitte ein schlaueres Thema! „Und Sie mit der Katze alleine“, fügt Ickler doch noch hinzu. Er findet den Pastor schon OK, aber der Pastor soll es nicht so merken. Schließlich, als Wend seine Stulle schon aufgegessen hat, bringt Ickler sein Anliegen vor: „Aber vielleicht können Sie übermorgen eine unbekannte Leiche beerdigen?“ – „Welche Leiche?“ Fritz Ickler erklärt alles. Der Fall ist nicht ganz einfach: einmal wegen der Leiche, aber auch wegen Fritz und Uli. Denn solange Uli noch der amtliche Pastor von Grutzkow war, waren sie Konkurrenten. Uli beerdigte die Christen – dann hatte Ickler weniger Arbeit, bekam aber auch weniger Geld. Und Fritz beerdigte die Heiden. Das war aber nur scheinbar eine klare Trennung. Denn manche Toten waren noch in der Kirche gewesen, ihre Kinder aber wollten keine christliche Be-

erdigung. Das Umgekehrte gab es auch, das wurde sogar häufiger. So oder so – in derartigen Fällen kam Neid auf zwischen Wend und Ickler. Inzwischen aber ist Wend nicht mehr der amtliche Pastor, Fritz Ickler hat jedoch ein neues Problem, und das hat die Kirche nun auch: Ganz arme Leute lassen sich immer häufiger in Polen beerdigen; dort kostet es nur halb so viel. Und Fritz Ickler senkt und senkt schon seine Preise ... Und so sitzt er plötzlich mit Uli Wend im selben Boot.

„Ja, mach ich gerne", beantwortet der Pastor die Frage. „Ich bring die Frau unter die Erde. Aber die Formalitäten machen Sie." – „OK, und das Honorar kriegen Sie." – „Quatsch Honorar. Aber zum Essen können Sie mich mal einladen." Die beiden einigen sich. Richtig sahnig essen fahren nach Neubrandenburg. „Das ‚Essengeld' reicht auch noch für Ihre Frau." – „Und für Ihre", kontert Wend; aber das will Fritz Ickler nicht hören. Er ist geschieden. Uli guckt ihn fragend an. Als er nicht aufhört, fragend zu gucken, lässt Ickler sich entlocken: „Schön wär es schon wieder mit Susanne", um nach einer Weile ein „aber ..." nachzuschieben. Pastor Wend denkt, dass er selbst auch Probleme hat mit seiner Frau. Jetzt fährt sie schon nach sieben Tagen wieder nach Polen. Und sie sagt: „... zurück nach Polen." Zurück – als ob dort ihr eigentliches Zuhause wäre. „Gehen wir Männer doch alleine essen." – „Allein zu zweit, OK! Wir müssen ja nicht nur essen. Wir können ja auch trinken." Sie lachen, laut wie Männer lachen, die vom Trinken reden. „Oder nur trinken." Wieder Lachen. Sie entscheiden sich für das Restaurant „Vier Tore", da ist es immer noch am besten. Pastor Wend fragt sich allerdings, was er bei der Trauerfeier überhaupt sagen soll – und vor welchen Teilnehmern. „Wissen Sie denn irgendetwas über die Tote?" Aber Fritz Ickler weiß nichts. Nur dass die Polizei aufgeregter war als sonst. Zuerst, als er selbst die Frau beatmen wollte, hatte er sich ja schon über den Knoblauchgeruch gewundert, dann war auch noch Alkohol und Rauch und altes Par-

füm zu riechen. „Das hilft mir für's Beerdigen auch nicht weiter." Vielleicht, überlegt der Pastor, hat die was zu tun mit dem Schwall von russischen Prostituierten, von denen er vorige Woche am Sorgentelefon gehört hat: Nutten ohne Chef. Das Thema war einige Tage ganz heiß, die Weiber wussten alle nicht, wohin und riefen bei ihm an. Danach kam kein solcher Anruf mehr. Da hatte man die wohl alle wieder eingefangen. Komisch, woher konnten orientierungslose neue Nutten die Nummer vom Sorgentelefon haben? Das fällt ihm jetzt erst auf. „Ja, die Dame werd ich wohl ganz einsam bestatten – wie zu Zeiten der Pest. Da machte das der Pfarrer auch allein ... Dann stehe ich da, Redner und Zuhörer zugleich und singe ganz allein am Grab:

So wachsen wir auf Erden
Und denken groß zu werden,
Von Schmerz und Sorgen frei.
Doch eh wir zugenommen
Und recht zur Blüte kommen,
Bricht uns des Todes Sturm entzwei."

Er singt es laut. Fritz Ickler weiß gar nicht, wie er sich verhalten soll. Bei seinen Beerdigungen läuft immer nur eine CD. Uli Wend denkt, vielleicht ist es die Chefin von den Nutten gewesen. Aber er kann nicht drüber sprechen, die Telefonseelsorger haben ein Schweigegebot. Beichtgeheimnis.

„Was ich immer schon mal fragen wollte", Fritz Ickler hüstelt sich an seine Frage heran, „wie ist das eigentlich passiert, dass die Kirche Sie rausgeschmissen hat?" Er selbst ist schon seit tiefsten DDR-Zeiten aus der Kirche raus, aber ein Pastor? „Ja, wenn Sie's wissen wollen. Ist nicht sehr nett, die story." – „Also, wenn Sie selbst es aushalten ..." – „Ich? Ja, ich habs ja hinter mir. Also: es begann 2005 mit einem Gespräch beim Bischof. Er wollte mir zu meinen sieben Dörfern noch fünf neue hinzutun. Da habe ich gesagt: ‚Geben Sie mir die Hälfte Gehalt und lassen Sie mir meine al-

ten Dörfer.'" – „Freiwilliger Gehaltsverzicht? Der war doch bestimmt begeistert?" – „Der war entsetzt. Ja! Ich habe ihm erklärt, ich wolle kein spiritueller Grashüpfer sein. Man kann eine Kirchengemeinde nicht aus dem Auto mit 'nem Handy leiten." – „Ich mach das aber auch, mit meinen Friedhöfen, " fällt Ickler ihm ins Wort. „Ja, wir haben ähnliche Probleme", gibt Uli Wend zu. „Wer's kann, kann's. Ich nicht. Ich muss ansprechbar und anfassbar sein." – „Was war denn das Motiv von dem Bischof?" – „Also laut gesagt hat er: ‚Dann kriegen Sie im Alter mal gerade 1000 Euro Pension.' Ich hab ihm dann erklärt, dass Millionen Deutsche glücklich wären, wenn es ihnen mal so ginge. Und da hat er gesagt: ‚Das kann man unsereinem aber nicht zumuten.'" – „Aha, das kann ich deuten. Es ging dem um sich selbst. Er konnte nicht etwas gut finden, wovor er selbst Angst hat." – „Ja und nein. Ich glaube nicht mal, dass er Angst vor einem Alter in Armut hat. Seine Frau ist ja Ärztin. Sondern der denkt, keiner hört mehr auf mein Wort, wenn ich als Bischof so'n Gehalt kriege." – „Ja, gut, und wie ging das Gespräch aus?" – „Ich hab mich hinreißen lassen und gesagt: ‚Ja, Hochwürden. Wer nicht gut arbeitet, soll wenigstens gut essen.'" – „Also auf Deutsch: ‚Du fauler Sack'." „Das war nicht diplomatisch!" – „Nee, allerdings. Also, kurz und gut. Heute sitze ich hier und bin eigentlich kein Pastor mehr." – „Quatsch", sagt Ickler, „klar sind Sie das! Das wird man doch nicht wieder los!" Uli Wend staunt, was Atheisten so alles wissen, character indelebilis etcetera. „Also wie war es, hat der sie nun geschmissen – oder Sie sich selbst?" – „Ich selbst habe mein Amt niedergelegt. Ich hatte damals gerade einen Pater von den Philippinen kennen gelernt, Benigno Beltran. Er leitet die Gemeinde der Müllmenschen in Manila. Und es war sehr eindrucksvoll: Erstens was die dort machen – die machen wirklich aus Scheiße Geld. Und dann: Ich hab noch nie einen Kollegen getroffen, der so wenig geklagt hat wie Benigno. Der hat mich wirklich fasziniert! Aber meine Frau ..." – „Lassen Sie mich raten: Sie wollten

nach Manila – und die wollte nicht mit.“ – „Genau. Und vielleicht wäre Manila auch nichts für mich gewesen – nicht nur nichts für sie, sondern auch nichts für mich.“ – „Aber?“ – „Aber – ja, jetzt schreibe ich dies Buch über die Chancen des Schrumpfens.“ Es trägt den Titel Land wo Milch und Honig fließt, aber das sagt er Fritz Ickler nicht; das ist zu dialektisch. Fritz Ickler hat von einem Buch schon gehört; aber er kann mit dem Thema nichts anfangen. „Und Anette?“, fragt er? „Ja, Gott, sie sagt, Papier ist geduldig. Schreib man ruhig. Doch sie fürchtet, glaube ich, dass ich noch mal durchdrehe und wirklich nach Manila will.“ – „Dieser Bischof, mit dem Sie das Gespräch hatten – vielleicht hatte er ja bloß Angst vor seiner Frau?“

Allmählich muss Fritz Ickler zurück nach Sandikow. Er ist ziemlich erstaunt. Was Leute alles so denken! Wend muss auch wieder an seine Korrekturen. Der Verlag hat den zweiten Teil geschickt, und jetzt heißt es wieder in sich gehen und die Vorschläge der Lektorin einbauen. „Ja, also denn, tschüß, sonst gräbt Heinzi noch durch bis Japan.“ Der Pastor hält das für unmöglich. „Es sei denn, Sie haben ab und zu mal ’ne Flasche Braunen eingebuddelt.“ Aber eine Sache ist noch: „Ich hab in der Kreisverwaltung erfahren: Die wollen hier eine Einwohnerversammlung machen.“ – „Was, der Kreis verirrt sich nach Grutzkow?“ – „Ja, quasi die Abschiedsvorstellung.“ – „Wie, die machen ihr Amt zu?“ – „Nein, uns, uns wollen sie zumachen! Es soll jetzt ein endgültiger und offizieller Beschluss gefasst werden zur Leersiedlung von Grutzkow.“ – „Die Arschlöcher machen es also wahr.“ – „Na, ja, ehrlich ist immerhin besser als hintenrum.“ – Uli Wend hat sich schon einmal gegen den Abschied aus Grutzkow gestemmt – den Abschied der Kirche. Jetzt schon wieder? „Mann, wo landen wir?“ – „Na ja, soll’n sie es uns mal mitteilen. Viel Gegenwehr wird ja wohl kaum kommen.“ – „Aber Tränen. Tränen bestimmt.“ – „Dann ist Ihr Sorgentelefon

dran.“ – „Ja, toll, meinen Arbeitsplatz sichern die mit solchen Maßnahmen! “

Uli Wend merkt, dass Fritz Ickler nicht an Grutzkow hängt – nicht mehr. Er wäre wohl ganz einverstanden mit dem Abriss des Dorfes. Der will sowieso weg, und dann würde ihn die Leersiedlung wunderbar bestätigen. Und da kommt im Pastor der Gedanke wieder auf: Auswandern nach Manila.

Uli Wend bringt Fritz Ickler noch zu dessen Auto und geht dann zurück an seinen alten Rechner. Was er in diesen Tagen korrigieren muss, heißt GEMEINSAMER WOHLSTAND. Es ist ein Text darüber, wie ungefähr ein Wohlstand aussehen könnte, der auf der ganzen Erde funktionieren könnte.

Natürlich nicht so wie in Westeuropa.

Wend hat viel gegoogelt und hat Studien über die Verteilung von Glück auf der Erde gefunden. Und über die Verteilung von Geldvermögen. Und über die Umweltbelastung. Alles nach Ländern geordnet. Da wird einem anders! Und dann hatte er noch den „Happy Planet Index“ gefunden: Glück plus Gesundheit geteilt durch die ökologische Belastung.

Am besten geht es demnach der Erde und den Menschen in diesen Ländern:

1. Vanuata, 2. Kolumbien, 3. Costa Rica, 4. Dominica, 5. Panama, 6. Kuba, 7. Honduras, 8. Guatemala, 9. El Salvador und 10. St. Vincent und Grenada.

Der erste europäische Staat kommt dann auf Platz 65: die Schweiz. Die Leute sind da nicht glücklicher als in Panama, aber auch nicht unglücklicher. Aber ihr riesiger Umweltverbrauch versaut die ganze Rechnung.

Das war so in etwa der Ausgangspunkt für Uli Wend gewesen. Dazu kamen dann noch die Kontakte zu Pater Benigno und seinen Müllmenschen von Manila. Fast zum Platzen! Wends Aufgabe in dem Buch war nun, einen Wohlstand anzupeilen, der weltweit und

solidarisch war, also klar unter unserem jetzigen lag, und den man dennoch auch heutigen Europäern anbieten und zumuten konnte. Manchmal war Uli Wend wie weggetreten durch Grutzkow gerannt – und weiter und weiter, bis auf die Reetzer Berge und hatte nach einem erträglichen und passablen Modell gesucht. Die zehn Länder konnte er nicht als Modell für Europa nehmen, obwohl es ihn oft juckte, dies zu tun. Aber es gab einen fundamentalen Unterschied: Die Zehn standen wirtschaftlich weit unter Europa, sie hatten aber nie höher gestanden. Die Leute waren, laut Glücks-Index, in ihrer Armut glücklich, aber sie kannten all den europäischen Schnickschnack nicht. In Europa ging es darum, anders als im Süden, herunterzukommen, und das konnte man vom Süden nicht lernen, diesen Prozess des Abspeckens. Den musste Europa ganz selbständig erfinden, und darin war keiner geübt. Wie organisierte man das Herunterkommen, ohne dass es ein erbärmliches Herunterfallen wurde? Wie machte man aus dem aufgezwungenen und schlechten Abrutschen ein akzeptiertes und erträgliches Abspecken? Das war Wends Hauptproblem, und darüber konnte er sich mit keinem unterhalten. Uli Wend war beim Sorgentelefon angestellt und verdiente da sein Brot, indem er sorgenvolle Anrufe beantwortete. Manchmal dachte er: Wen rufe ich an? Ich? Mit solchen Sorgen? Wen außer Gott?

Aber das war nun alles schon vorbei. Er hatte etwas gefunden. Das stand in seinem Buch – nicht lecker, aber auch nicht irre. Es hatte eine, wenn auch uncharmante, Logik. Jetzt waren „bloß noch“ die lästigen Korrekturen und kleinen (aber feinen) Einwände der Lektorin dran. Das Haus war gebaut; jetzt ging es ums Staubwischen.

www.psverlag.de

Zweite Septemberwoche 2010

Am 9. September 2010 zwischen zehn und halb elf wird jedem Grutzkower Haushalt ein Briefumschlag aus holzhaltigem blauem Papier zugestellt. Die Texte sind überall die gleichen:

In Beratergremien des Landkreises wurde vorgesehen, besonders kleine Orte des Landkreises leerzusiedeln. Die Einwohnerzahl unseres Landkreises geht dramatisch zurück; und wir sind gezwungen, organisatorische Konsequenzen daraus zu ziehen. In einigen Fällen – wie bei Ihnen – heißt dies, dass Orte, die verwaltungstechnisch nicht mehr bearbeitet werden können, leergesiedelt werden. Wir haben hierzu bislang keinen Beschluss gefasst, sondern möchten vorher mit Ihnen darüber sprechen. Nur soviel wissen wir: Die Landesregierung würde Ihnen im Falle der Leersiedlung Umsiedlungsprämien zahlen. Andere Orte in der Region würden durch Ihren Zuzug dann gestärkt werden und wären so besser verwaltbar.

Der Landrat und sein Dezernent stellen sich Ihren Fragen und kommen am 4. Oktober nach Grutzkow. Dort findet in der gemeindeeigenen Kirche um 18 Uhr eine Einwohnerversammlung statt.

Außer Fritz Ickler und Uli Wend sind alle wie vom Schlag getroffen. Der Pastor und der Beerdigungsredner hatten sich ja darüber schon vor ein paar Tagen unterhalten. Jetzt rennt Uli Wend, kaum dass er den Brief gesehen hat, zur Kirche, hängt sich an das Seil und läutet die Glocke. Es gibt ein besonders rasches Läuten, das seit alten Zeiten nur für Feuersbrünste vorgesehen ist. Jetzt läutet er genau so. „In Grutzkow brennt es“, sagt die Glocke. Alle kennen das Signal. Nicht lange, und mehr als zwanzig Dorfbewohner stehen vor der Kirche. Sie haben ja alle keine Arbeit und warten in ihren Häusern darauf, dass mal etwas passiert. Aber über das hier ist

keiner froh. Bald haben andere sich an den Glockenstrang gehängt und den Pastor abgelöst, der schon krebsrot geworden war vor Anstrengung. Alle sind sehr aufgeregt. Sie reden durcheinander – sprechen weniger zu einem Partner, sondern schreien ihren Schreck heraus, ihren Protest, ihr Warum, ihr Nein. Stottern, heulen ihre Angst in den Menschenhaufen.

Die Briefträgerin Susanne Grüttner regt sich allein schon über die Art der Zustellung auf: „Die Briefe haben sie nicht über die Post versandt, sondern über einen privaten Kurierdienst. Also erst machen sie mich arbeitslos, und dann sagen sie, mit dir ist ja nichts mehr los, wir siedeln dich um." Andere haben andere Probleme. Das Ehepaar Schulze kommt aus seinem versteinerten, vermauerten und verschlafenen Haus, und das geschieht sonst wirklich nicht oft. „Wo sollen wir hin?", schreit Bärbel Schulze. „Uns können sie hier gleich beerdigen. Ich gehe nicht weg. Auf keinen Fall." – „Ich mauer uns ein und wir bleiben da drin", sagt ihr Mann. Mehr sagt er nicht, und auch das grummelt er nur leise vor sich hin. Es ist trotzdem ein Aufschrei. Mit Schulzes spricht keiner – und Schulzes sprechen mit keinem. Heinzi kommt dazu. Er hat seinen Brief nicht gelesen – der liegt wohl noch im Kasten, denn er war eben nicht zu Hause, war wieder auf Flaschenjagd. Er ahnt nichts Böses. „Was ist denn man bloß los?", fragt er. „Hier, lies Dir doch den Mist durch", antwortet ihm einer. Heinzi nimmt den Wisch, setzt sich auf einen alten Grabstein und schüttelt beim Lesen nur mit dem Kopf. Er ist verstört. „Leersiedeln? So'n Quatsch, wir sind doch schon längst leergesiedelt." – „Nee, nich so, ganz leer!" – „Aber nee", sagt er, „die reißen doch nicht die Burg ab. Da stecken ja Millionen drin. Und in der Kirche auch! Ich glaub das nicht." Er fragt Walter Göricke. Der weiß zu berichten, dass es so was in der DDR auch schon mal gegeben hat. „Aber jetzt haben wir Rechtsmittel." Dagmar Schwabe ist hinzugekommen. „Rechtsmittel? Wenn die beschließen, uns auszutrocknen, dann ist das ihr Rechtsmittel. Und

dann machen sie es auch.“ Sie hat Panik. Ihr Schwager ist nicht da, arbeitet in Hamburg, der Sohn auch nicht, der arbeitet in Polen. „Zum 4. Oktober müssen die herkommen, auch wenn es mitten in der Woche ist.“ – „Ist ein Montag“, weiß einer. „Siehste, schon mal schlecht für Klaus-Peter“, sagt Dagmar Schwabe. Wenn wenigstens der Feiertag am 3. Oktober ein Wochentag wäre, dann wäre das Herkommen wohl leichter. Aber das stimmt für den Sohn in Polen auch nicht. In Polen haben sie da ja keinen Feiertag. „Und unsern können sie meinetwegen auch abschaffen.“ Aber egal wie, die Männer müssen einfach kommen. Und, denkt sie, vielleicht wäre das ja auch eine Chance, etwas Endgültiges wegen Umzug in den Westen zu klären. Aber andererseits: Westen? Dann sind ja die Kinder noch weiter weg! „Aber beschlossen ist doch noch gar nichts“, will Walter Göricke beschwichtigen. Fritz Ickler sagt nur: „Wer sich einen teuren Rechtsanwalt leisten kann, der wird auch nicht umgesiedelt.“ Und das heißt auf Deutsch: Niemand wird nicht umgesiedelt. Denn niemand kann sich hier einen teuren Rechtsanwalt leisten. Außer dem Professor vielleicht. Ickler weiß noch von früher, dass man im Kreis schon lange an diesem Ei brütet, und er selbst hat nichts dagegen. Er ist ja selber schon auf dem Absprung. Ickler will weg.

Sara und Gerd kommen mit dem Auto angefahren und haben keine Ahnung, was hier läuft. Ihnen geht es gerade ziemlich gut. Sie haben drei Dutzend Sektkelche für ein Gourmet-Festival in Heiligendamm zur Post gebracht. Das Grand Hotel Kempinski in Heiligendamm zahlt noch gut, das Haus der Millionäre. Vorher waren sie allerdings beim Bahnchef. Das war weniger erfreulich gewesen. Als Kopf des Widerstands war Gerd eingeladen zur endgültigen Mitteilung: Stilllegung der Uckerbahn jetzt! Er hatte zuletzt insgeheim schon nicht mehr mit etwas anderem gerechnet. Nachdem er nun Bruchstücke des Vorgangs hier im Dorf aufgenommen hat, stellt er sich auf einen alten Grabstein und ruft: „Leute, Leute,

kommt alle ins Cafe. Wir müssen das in Ruhe besprechen.“ – „Na, Du spinn mal nicht: In Ruhe ...“ – „OK, im Sitzen, meine ich; und drinnen. Es regnet sowieso gleich ... Also die ersten beiden Bestellungen von jedem gehen auf meine Rechnung.“ Heute sind Nitschkes spendabel, Kempinski sei Dank.

24 Leute passen gerade so rein. Ein paar Stühle werden noch aus der benachbarten Ausstellung geholt, dann geht es los. Mit lauten Stimmen wird das Thema „Leersiedlung“ fortgesetzt. „Was heißt denn überhaupt ‚Leersiedeln‘“? will der alte Märzbach wissen. „Es gibt so uralte Ortsteile oder Weggabelungen, die heißen ‚Wüstemark‘ oder ‚Altes Dorf‘, wo gar kein Dorf ist. Die sind sicher mal leergesiedelt worden.“ – „Oder zerbombt. Vielleicht im Dreißigjährigen Krieg.“ – „Na gut. Aber wir haben keinen Krieg.“ – „Du, hör mal! Heute ist es bloß noch schlimmer! Im Mittelalter war die Pest. Damals ist die Hälfte gestorben. Heute wollen sie uns alle weghaben.“ – „Die Hälfte ist ja schon weg ...“ – „Und kann man sich da wehren?“, will einer wissen. „Die öffentliche Anhörung am 4. Oktober – da müssen wir ihnen das austreiben.“ Aber mit welchen Argumenten? Rosig sieht es hier ja wirklich und wahrhaftig nicht aus.

Fritz will noch mal klären, worum es überhaupt geht: „Ich weiß nicht, wie sonne Leersiedlung abläuft. Ganz schnell geht es bestimmt nicht. Aber sicher wird hier ab sofort nichts mehr investiert und so weiter.“ – „Na so ein Blödsinn. Investiert haben sie doch schon seit Jahren nichts mehr.“ – „Außer in die Burg“, meint Heinzi. „Und die Kirche“, ergänzt Uli Wend. „Das ist auch schon wieder zwölf Jahre her“, sagt ein anderer. Manche sagen nichts, die denken nach über Fritz Icklers Satz von dem guten Rechtsanwalt. Ein guter Rechtsanwalt kann vielleicht auch gutes Geld rausschlagen, wenn man schon hier weg muss. Die Leersiedlungsprämie verdoppeln oder so. Für ein neues Häuschen zum Beispiel. Das könnte man dann vielleicht den Kindern vererben, schon zu

Lebzeiten, und die müssten sich dann um die alten Eltern kümmern. – All solche Gedanken gehen herum.

Der Professor hat noch nichts gesagt. Die Leersiedlung lässt ihn persönlich kalt; er wohnt ja in der Datsche außerhalb des Dorfes; und falls selbst die weg sollte, geht er über den Rektor. Er braucht gar keinen Rechtsanwalt. Eben hat Gerd ihm von seinem Treffen mit dem Bahnchef erzählt, die anderen wissen noch nichts davon. Nun wiederholt er das vor allen: „Hört mal, Leute! Ein Unglück kommt selten allein. Wir haben vorhin bei der Bahn erfahren, dass die Uckerbahn endgültig stillgelegt werden wird. Übernächste Woche.“ Doch alle sind schon so erschlagen von der Leersiedlung, dass jetzt die neue Empörung fast ausbleibt. Jedenfalls im Moment. Einer ruft: „Passt ja. Haben die bestimmt abgesprochen mit der Kreisverwaltung. Professor Struck bleibt ganz nüchtern. Er unterrichtet „Techniksoziologie“, was immer das sein mag. Er hat es gelernt, Erkenntnisse kühl und distanziert aufzunehmen. Er sagt: „Und die Zahlen, die Herr Nitschke von der Bahn gehört hat, die sind korrekt; ich habe das insgeheim überprüft. Ich hab auf meinem Hochstand gesessen und die Passagiere gezählt.“ Martina lacht laut: Der Techniksoziologe sitzt auf dem Hochstand und zählt die Bahnkunden. So läuft empirische Wissenschaft. Struck lächelt zurück, aber er lächelt überlegen. „Die Bahn“, sagt er erklärend, „fährt da ja bloß 25 Stundenkilometer – da konnte ich genau mitschreiben ... Die Deutsche Bahn müsste, betriebswirtschaftlich gesehen, sehr dumm sein, wenn sie weiterhin hier führe.“ Anette Piper sagt zu ihrem Nachbarn: „Betriebswirtschaftlich dumm sind die doch sowieso.“ Sie denkt an den Ausbau von Strecken für Tempo 350. Da geben sie Unsummen Geld aus. „Das ist doch blanker Wahn, das ist doch keine Betriebswirtschaft.“ Walter Göricke ist schon seit einer Minute aufgestanden und läuft wie ein Tiger im Käfig hin und her. „Ich krieg die Krise – wirklich die Krise! Leute wie Schulzes: Ohne Bahn sind die hier eingescharrt wie im Grab! Oder Frau Schwabe,

wenn ihre Männer alle woanders arbeiten.“ – Struck bleibt ganz kühl: „Man muss es wohl zur Kenntnis nehmen, Herr Göricke: Spätestens seit die Armee aus Malthin verschwunden war, war die Logik der Bahn durchlöchert. Die Uckerbahn passt nicht mehr in die soziale Landschaft. Sie war unter völlig anderen Bedingungen gebaut worden – mehr Menschen, mehr Rüben, weniger Autos. Und damals war hier auch kein Grenzgebiet.“ Die Leute hören still zu. Man kann dem Professor nicht widersprechen. Struck wird nach Zahlen gefragt – er nennt sie. Berauschend sind die wirklich nicht. „Ja, und nun?“ Struck sagt: „Ich möchte Ihnen allen nichts Böses antun. Aber meine Analyse ist: Sie sollten nicht mehr das gute Alte verteidigen, sondern etwas Neues organisieren. Wir sollten aufhören, den Bestand sichern zu wollen.“ – „Ja, ja, Professor, sagen Sie doch gleich: Wir sollten aufhören zu trinken und versuchen, unsern Durst anders zu löschen“, ruft einer. Ein anderer interpretiert Strucks Worte so: „Neues organisieren? Na fein, dann machen wir doch die Leersiedlung sofort und freiwillig ...“ Der Professor guckt ihn beleidigt an. So banal hat er es doch nicht gemeint. Wenn Struck mit den Leuten redet, wirkt es immer von oben herab. Obwohl er sich so bemüht, auf ihrer Seite zu stehen. Aber er ist ein Kathedermensch.

In Gerd geht viel vor. Er hat eine Bürgerinitiative geleitet. Seine Ehe hat darunter gelitten. Sie haben einen Sieg errungen: die Bahn fuhr probeweise weiter, zuletzt sogar kostenlos. Jetzt hätte die Bürgerbewegung wie verrückt auf den Zug springen sollen. Aber nichts war passiert. Hundertsechzig Unterschriften unter der Petition „Erhaltet die Uckerbahn“, aber höchstens sechzehn, die daraufhin die Bahn auch wirklich benutzt haben. Er selbst, heute zum Beispiel: Mit dem Auto gefahren. Es ist alles auch unsere Schuld. Er sagt das laut. Im Cafe wird es ganz still. Sara sagt langsam und mit belegter Stimme: „Vielleicht haben wir das Neue unserer Lage bisher noch gar nicht erkannt. Und wenn wir das Neue erkennen,

finden wir womöglich eine neue Lösung?“ – „Wie bitte? Ich verstehe Sie nicht“, ruft Opa Widuwilt. Er ist trotz Pflegestufe hergekommen. „Wir müssen anders herangehen als bisher“, dolmetscht Gerd für ihn. An sich muss er das erstmal nur für sich selbst verarbeiten; denn was heißt „anders“? Sie sind doch schon anders, sie sind doch schon alternativ! Gibt es eine Steigerungsform von „anders“? „Anderser“? Aber für Denken ist gerade keine Zeit. Er merkt, dass er schon wieder in der „Öffentlichkeitsarbeit“ steckt, kaum dass er die Richtung erahnt, in der man suchen sollte. Wie die Politiker, denkt er: Noch nichts verstehen, aber es schon laut propagieren. Das ist alles verdammt neu, und das Neue ist verdammt unbequem. Diese Bürgerinitiative, die dem Staat Dampf machen wollte – der falsche Weg? Er hatte früher schon an solchen BIs teilgenommen. In Thüringen, in Dresden. Alles falsch gewesen? „Lösung, das klingt gewaltig“, sagt Martina, „mir würde schon ein anderes Ziel reichen.“ Martina kriegt solche originellen Sätze manchmal hin; sie schüttelt sie so aus dem Ärmel. „Also“, wirft einer von hinten ein, „das Ziel muss sein: Beweglichkeit, Mobilität – egal wie.“

„Wo meine Mutter lebt“, erinnert sich Martina, „gibt es einen Rufbus. Der kommt nur, wenn du ihn bestellst. Rufbus statt Bahn.“ – „Aber der fährt doch trotzdem nur stur auf seiner Linie. Oder?“ – „Besser wäre ein Billigtaxi“, meint Walter Göricke. Martina fällt der Pole ein, und sie sagt es auch laut. Gerd hat sich mit dem Polen Kasimier zerstritten. „Der hat mich so ...“ – Sara fällt ihm ins Wort: “Ja Gerd, hat er. Aber Du hast ihn auch so ... Und wir suchen grade neue Ziele – und keine alten Sachen. Vielleicht ist euer alter Streit eben auch veraltet jetzt.“ – „Egal wie, er wäre halb so teuer wie ein Deutscher und flexibler als ein Rufbus.“ – „Und wär noch gleich ein Speisewagen immer dabei“, lacht Herr Märzbach.

„Na, warten wir mal ab, was genau die Bahn zu Protokoll gibt. Der offizielle Brief ist noch nicht da.“ Gerd ist noch nicht fertig mit

dem Umdenken. Aber der Brief vom Landrat – der ist da, und er ist verdammt offiziell.

Allmählich beginnt das Gespräch im Café über die Drohung der Kreisverwaltung, sich im Kreis zu drehen. Außerdem regnet es in Strömen. Keiner geht nach Hause. Martina guckt aus dem Fenster. Das sind nicht Wolken, das ist eine einzige graue Masse. Nur Pappe am Himmel. Und kein Ende abzusehen. Ob hinter der Pappe überhaupt irgendetwas ist? Sara fragt: „Herr Märzbach hat eben vom Speisewagen gesprochen. Was haltet Ihr davon, wenn wir jetzt mal alle Speisewagen spielen?“ – „Kein Problem“, finden alle. „Aber auf den Schreck erstmal einen Harten.“ Also gießt sie Schnäpse ein und holt die Speisekarte; dann sagt sie: „Am einfachsten wäre allerdings, alle äßen das Gleiche.“ – „Warum habt Ihr hier eigentlich keinen Kartoffelsalat mit Bockwurst?“, fragt der alte Märzbach. „Wenn Ihr Rondo anbietet, müsst Ihr auch Bockwurst haben.“ – „Oder ein anständiges Würzfleisch“, will ein anderer. Sara muss passen: „Teltower Rübchen mit Speck, das ist das östlichste, was ich heute habe.“ Aber nee, das wollen sie nicht. „Erstmal was trinken.“ Also, sie und Martina nehmen die Bestellungen auf.

Und dann einigt man sich schließlich doch noch auf ein Einheitsgericht: die Kartoffelsuppe „Alter Fritz“. Man ist ja in Preußen hier; und vor allem steht sie fertig im Kühlschrank und muss nur noch aufgewärmt werden. „Ist auch am billigsten“, denkt Martina; sie kennt inzwischen die Preise hier. Der alte Märzbach sagt: „Alter Fritz: ‚Es gibt noch Richter in Berlin‘“. Aber das versteht keiner. Gerd sagt: Auf den einen Schreck einen Harten – und auf den andern?“ – „Du sagst es: noch einen!“ Manche nehmen lieber einen Likör.

Beim Essen erzählt Martina, welche Eindrücke der Dorfrundgang bei ihr hinterlassen hat: Ein kaputtes Dorf. Ist natürlich nicht neu für die Bewohner. Dann berichtet Sara, dass sie schwanger ist. Das wussten bisher nur Gerd, Steffen und Martina. Alle sind begeistert:

In Grutzkow ein Kind. Fritz Ickler sagt, singt halb: „Ihr Kinderlein kommet ...“ Ein Kind, das ist exotisch! „Ja, das mit dem Kind – das ist wirklich schön“, sagt Gerd, „und ich war dabei – und das war auch schön ...“ – „O, bitte, keine Details“, wünscht sich der Professor. „Na gut, weil Sie es sind“, kontert Gerd, „hat auch nichts mit Technik zu tun.“ – „Aber mit Soziologie. Faktisch sind Kinder der Gegenschlag gegen die Leersiedlung!“ – „Klar, passt doch: Neue Kinder contra den alten Landrat!“ – „So so, im Bett gegen den Staat ...“

Heinzi will etwas sagen. Es fällt ihm schwer, an sich liegen ihm kurze und kehlige Zwischenrufe mehr als Reden. Aber er hat eine große Idee. „Also“, sagte er und wird gleich ganz rot, „ich möchte das mit dem Kinderkriegen ja nicht stören. Aber ich hab da noch etwas, das ist auch positiv. Ich finde, etwas liegt in der Luft ... Ideen, aber jeder hat die bisher bloß für sich allein.“ – „Meinst du vielleicht doch das Kinderzeugen?“, will Anette wissen. Sie bringt Heinzi aus dem Konzept, und er wird noch roter im Gesicht. „Nicht doch, Anette“, entgegnet Fritz, „lass ihn doch mal. Und für Kinder kämt ja sowieso fast nur Ihr in Frage, oder?“ Aber davon will die nichts wissen: „Wie soll denn das gehen, wenn ich immer 14 Tage weg bin?“ – „Also wir haben da nicht 14 Tage für gebraucht, soviel kann ich verraten“, wirft Gerd ein. „Macht mal ruhig. Dann kriegen wir einen Jungen und Ihr ein Mädchen, und dann können die so aufwachsen wie Nicole und Steffen.“ Aber Anette winkt ab: „Sex aus politischen Gründen? Nein danke! Wir sind doch keine 68er.“ Wieder kommen ihr diese furchtbaren, an Hitchcock erinnernden Ratten von neulich Nacht in den Sinn. Ihr wird ganz kalt bei der Erinnerung. Diese Viecher mit ekligen Borstenhaaren und mit dem schweinerosa Outfit. Gründe zum Keine-Kinder-kriegen und Gründe zum Abhauen. Aber da nun gerade von Saras Baby die Rede war, behält sie ihren Gedanken für sich. Heinzi denkt, sie lassen mich nicht ausreden. Die Studierten wieder mal unter sich!

Da nimmt er den Suppenlöffel für die Kartoffelsuppe und schlägt mit ihm gegen den Lampenschirm. „Seit doch mal ruhig, Mensch! Lasst mich einfach reden. Ich hab nich studiert, aber ich bin auch nich besoffen.“ Peinlich, denkt Martina, wie sie ihn abgewürgt haben, die Damen und Herren bürgerschaftlichen Basisdemokraten. Das denken wohl andere auch, und so wird es bald still. Sie wissen: So doof wie er aussieht, ist der gar nicht. „Brigitte“, sagt er jetzt, „will die komischen Kräuter vermarkten, die bei ihr wuchern. Und Herr Göricke hilft ihr dabei. Und Ronny auch. Und ich sammle die Flaschen für Gerd. Und jetzt denken Detlef und ich an das Sammeln von Altmetallen. Und dann der Pole mit seinem Billigtaxi. Und die komischen Felder vom Baron mit den komischen Kreisen. Hier ist doch richtig was los! Auch wenn es manchmal komisch ist.“

Der Professor platzt fast: „Ja, Herr Geißler“ (er ist der einzige im Dorf, der Heinzi so anredet), „Herr Geißler hat Recht. Herr Geißler beweist, dass Sie hier schon längst etwas Neues organisieren. Es läuft ja schon, nur: es muss noch besser abgestimmt werden aufeinander. Und ich: ich habe auch eine schöne Idee. Wenn ich pensioniert bin, dann will ich die hier umsetzen. Ich will die Auseinandernehmbarkeit von Haushaltsgeräten erforschen.“ Was meint er? Sara erinnert sich daran, wie sie mal einen Transporter traf mit -zig alten Kühlschränken. Der hatte eine Panne und bat sie um Hilfe. Als sie ihn gefragt hatte, was er mit den alten Dingern wolle, hatte er ihr erklärt, seine Firma mache aus drei alten einen neuen. Sie erzählt das. „Ja“, sagt Struck, „so in der Art kann man viele Sachen auseinander nehmen und neu zusammensetzen. Wir haben es bloß allesamt verlernt.“ Ihm fällt noch die Autopanne von Kasimier ein. „Früher der Trabant – zerlegbar bis auf die Knochen. So was wollen wir neu erfinden.“ Das verstehen alle, nur Herr Märzbach versteht noch nicht, warum das Auseinandernehmen zu irgendetwas gut sein soll. „Zum Reparieren!“ Da hat Struck irgend-

wie ins Schwarze getroffen. Alle reden jetzt über Sachen, die sie wegschmeißen mussten und die doch bloß ein kleines bisschen kaputt gewesen waren. Aber keiner war da, der sie reparierte. Zum Beispiel der Fahrradfritze. „Nicht mal angeguckt hat er sich das“, berichtet eine von ihrer Luftpumpe. „Ich wollte ja nur ein neues Dingsbums haben, den Anschluss, da wo man die Pumpe ans Ventil ansetzt. Das kostet bestimmt nur zwanzig Cent. Aber: geht nicht, also ganze Pumpe weg.“

Heinzi steht ein bisschen dumm da. Seine Beobachtung, wie viel die kleinen Leute von Grutzkow sich haben einfallen lassen, die ist wieder untergegangen, weil alle sich auf den großartigen Professor gestürzt haben.

Aber egal, die ganze Runde ist jetzt überzeugt, selbst der alte Märzbach. Er hat seit der Operation noch zwei Krücken im Keller, die braucht er nicht mehr. Völlig heil – aber Dr. Winter darf sie ihm nicht abnehmen, sagt das Gesetz. So’n Quatsch! Die könnte doch noch ein anderer nachnutzen! So was müsste der Professor auch mit einbeziehen. Aber Märzbach will jetzt erstmal Ordnung: „Sollte man nicht eine Einwohnerversammlung einberufen und dort alles besprechen? Alle die Sachen von Heinzi bis zum Professor?“ Einige meinen, die finde hier doch schon gerade statt. Gerd ist immer noch vorsichtig: „Erstmal das Ding mit der Bahn abwarten und zu Ende denken: Pole oder Rufbus und so weiter. Oder doch noch Bahn.“ Sara möchte weiter gehen: „Genau das, ja, aber aktiv da rangehen. Heinzi und Professor Struck, die haben es eben doch schon gesagt. Ich glaube, das war die richtige Mischung für uns. Und wenn wir heute eine Versammlung einberufen ... Die ist ja dann frühestens erst nächste Woche! Und bis dahin sieht man doch, was die Bahn machen will.“ Allerdings meint Walter Göricke, Leersiedlung und Bahnstilllegung gehörten zusammen. „Irgendwie sind die ja dasselbe Thema: Dass wir hier immer mehr zur abgehalfterten und vergessenen Gegend werden.“

Aber wo sollte eine solche Versammlung sein? „Nicht im alten Kulturhaus von Sandikow. Ist zu ungemütlich da." – „Ob wir nicht in unsere Kirche gehen können?", fragt Martina. Sara denkt: Wenn Wessis aus Berlin in der Uckermark plötzlich von „unserer Kirche" sprechen ... Bald wird sie sagen „Mein Rondo triplo". Aber: schön eigentlich! Gerd stimmt Martina zu. „Aber leiten tue ich das nicht. Das muss einer machen, der nicht so drinsteckt in der Bürgerinitiative." – „Fragt doch mal den Pastor." Uli Wend hält ab und an dort Gottesdienste. Obwohl er bei der offiziellen Kirche raus ist. Er macht das einfach in Absprache mit Gerd, der den Schlüssel hat. Dann wird er ja diese Versammlung auch leiten können. Atheist Fritz sagt: „Ja, Wend hat sich ja gerade vor ein paar Tagen kooperativ erwiesen bei einer Beerdigung. Wenn er Leute ohne Taufschein beerdigt, kann er auch eine Versammlung ohne Halleluja leiten, ha ha ... Doch, in der Kirche ist gut. Wo der Landrat uns hinbeordert, da gehen wir drei Wochen vorher schon selber hin ohne ihn." – „Ja, und gegen ihn!" Mein lieber Mann, denkt Frau Professor Struck, die sind richtig aufgewacht. Sie spricht wenig. „Die ist Chirurgin", sagen die Leute, „die spricht nur mit dir, wenn du in Narkose liegst. Und hinterher ist sie beleidigt, weil du nicht geantwortet hast. Und dann spricht sie wieder nicht mit dir."

Uli Wend sagt: „Ja, ich bin bereit." Erst nach diesem Satz wird ihm klar, dass er gerade gestern wieder mit Manila geliebäugelt hat, mit der Basisgemeinde dort, und dass er, wenn er das hier jetzt macht, eigentlich nicht mehr weg kann. Er schränkt ein bisschen ein: „Aber ich glaube nicht, dass wir jetzt ... oder morgen ... oder übermorgen ... schon diskutieren können. Da liegt viel zu viel in der Luft. Leersiedlung, die kleinen Initiativen, die Bahn, der Pole, unser alter Gegner. Das kann nur ein wirres Durcheinander werden. Und wir werden uns da auf nichts einigen können." Fritz Ickler hatte sich gerade für eine Versammlung in der Kirche ausgesprochen. Aber der Pastor überzeugt ihn nun auch wieder. Es ist ein Hin und

Her der Gedanken. „Dann machen Sie es doch wieder wie Pastor Mücke damals 1989: Ein bisschen Musik, ein bisschen Schweigen, ne anständige Predigt. Und danach jeder darf nur was Positives sagen, etwas das weiterführt. Ganz streng. Das ging doch 1989 auch gut." – „Also wirklich: Irgendwie ist es wie 1989", meint der alte Herr Märzbach. „Alles geht den Bach runter – und wir tun etwas. Und wir beginnen nicht gleich mit Handeln, sondern mit Denken."

Er hatte die Versammlung vorgeschlagen. Jetzt sagt er: „Der Pastor hat recht. Aber die Versammlung muss auch sein. Und? Wann?" Der alte SED-ler Göricke erklärt: „Also die Kirche ist kein Staat. Aber wenn ich da schon hingehe, muss auch irgendwas dabei rauskommen. Mindestens ein Plan." Fritz fällt wieder 1989 ein: „Ich weiß noch genau: Am 2. Dezember 1989: Da war erst dieses Gebet in der Kirche, und die Predigt. Und später wurden drei Leute gewählt, die dann die nächsten Schritte beraten haben. Das können wir doch wieder so machen!" Herr Märzbach nickt, das ist in Ordnung. Er war damals einer von den drei Ausgewählten; damals war er noch rüstig und fit.

Martina denkt: Ich weiß ja nicht, wie es seinerzeit hier war. Aber ich glaube, ich habe jetzt den springenden Punkt kapiert: Vom Staat und von der Bahn und von der Kirche erwarten sie gar nichts. Von Uli zum Beispiel ja – aber nicht von der Kirche. Sie müssen es alles ganz alleine machen, und sie wissen es auch. Die „Internationale" müsste neu geschrieben werden. Nicht mehr „Kein Gott, kein Kaiser noch Tribun", sondern „Kein Staat, kein Landrat noch ..." Ja, wer oder was wäre Nummer drei? Auf „selber tun" muss es sich jedenfalls immer noch reimen. Vielleicht: „Der Staat, der Landrat sind immun. Wir müssen ... selber tun." Naja, lyrisch nicht ganz ausgereift.

Als der Regen aufgehört hat und die ersten nach Hause gehen, setzt Martina sich zu Uli und Anette. „Sara hat mir etwas von Ihrem Buch angedeutet. Erzählen Sie mal!" – „Dann gehe ich." Ab-

rupt erhebt sich Anette. „Das höre ich ja jeden Tag.“ – Welche Liebe unter den Menschen, denkt Martina. „Ja“, sagt sie, „das kenne ich: Wenn der Beruf in der Wohnung stattfindet, dann klingelt die Pausenglocke nie.“ Anette erwidert: „Bei mir schon. Bei mir ist es schon eine Sirene. Also: Bis denn.“ Uli winkt ihr müde nach, als sie geht, aber sie sieht das nicht – nicht das Winken und nicht die Mühe, die ihr Mann damit hat. Sie ist schon seit längerem merkwürdig abweisend. Aber heute ist es extrem. Uli weiß nicht, dass es vielleicht auch an den Ratten liegt.

Martina ist noch irritiert, und als Wend sagt: „Wir nerven uns manchmal“, wird es auch nicht besser. „Können wir trotzdem?“, fragt sie leise, „oder besser nicht?“ – „Sie wird mit dem Abstieg nicht fertig. Das verstehe ich auch. Und nun schreibe ich gerade ein Buch über das Fertigwerden mit dem Abstieg. Und das ist ihr zu direkt und zu brutal ... Ja, aber wir – wir können jetzt.“ Uli Wend ist ein Mann von gut 40, vielleicht auch knapp 50 Jahren. Sein Kopf ist groß, seine Haare sind sehr lockig, die Augen blau. Früher hat er einen ziemlich wilden Bart getragen. Aber als er aus dem Kirchendienst ausschied, hat er gesagt: Jetzt ist der Bart ab. Seitdem rasiert er sich – aber nicht täglich und nicht gründlich. „Also Wohlstand ade und die Armen sind selig?“ Diese These aus der Bergpredigt ist ihr spontan eingefallen, sogar ihr. „Also wirklich“, sagt er, „ich denke genau an diesen berühmten Satz ‚Selig sind die Armen, denn ihnen gehört das Reich Gottes.‘ Und ich frage: Was tut ein Armer, wenn er das hört? Was macht man am Tag nach der Bergpredigt?“ – „Na, sich aufs Jenseits freuen.“ – „Na gut, aber Freude hin und Freude her. Was macht er sonst noch?“ – „Also er wird nicht mehr reich sein wollen. Und er wird das Armsein ertragen.“ – „OK, und er wird sein tägliches Leben unter diesem Aspekt organisieren. Er wird nichts stehlen – denn das verbieten ja die Gebote. Und wozu sollte er das Gestohlene noch groß verwenden? Und er wird auch nicht den Besitz des anderen begehren, denn das verbietet ja ein

anderes Gebot. Und er sieht, dass der andere schon wenig genug hat.“ Ja, Martina erinnert sich. Das war mal in Religion dran, aber es ist schon eine Ewigkeit her. Sie wirft ein: „Am besten wird er sterben wollen, denn dann ist er bald beim lieben Gott.“ Uli Wend lächelt. „Glaube ich nicht“, erwidert er. „Jesus hat ja gesagt, dass das Reich Gottes schon quasi anwesend ist – jetzt und hier. Der Arme soll ja schon hier im Reich Gottes leben – und zwar selig. Also freudig. Und nicht auf später warten.“ Martina denkt wieder zurück. Das hat sie bei Fräulein Stukkat damals in Schwaben aber ganz anders gelernt. Und deswegen ist sie ja dann später auch aus der Kirche raus ...

„Also, kurz gesagt“, Uli Wend steht auf und geht ans Fenster, „was sich hier in Grutzkow zusammenbraut, ist so was. Die Leute fangen an, ihre Armut zu akzeptieren. Nicht schön zu finden, aber zu akzeptieren. Und nicht mehr nur passiv. Heinzi zum Beispiel: Er wartet nicht auf das Jobwunder, sondern er erfindet seine eigene Arbeit. Das macht ihn nicht reich. Aber etwas selbstbewusster – also eigentlich dann doch reich. Sie haben ihn sicher schon mal erlebt, wenn er die Flaschen zu Nitschkes bringt und dann begeistert sein Steak isst.“ – Martina hat das erlebt, aber jetzt avanciert sie fast zur Theologin: „Also er will nicht reich werden, aber er tut was. Und das heißt selig sein. Ist es das?“ Uli Wend fühlt sich verstanden und ist angetan von der mitdenkenden Frau. Aber Martina ist nicht zufrieden: „Aber Heinzi weiß nichts von der Bergpredigt, und er kennt Ihr Buch bestimmt nicht ...“ – „Es gibt anonyme Alkoholiker“, erwidert Wend, „und es gibt auch anonyme Heilige. Die reflektieren das nicht, sondern die sind es einfach. Man ist ja nicht glücklich, wenn man sagt, dass man glücklich sei. Sondern wenn man es einfach ist.“

Martina redet mit Uli noch weiter. Es war diese Art von Gesprächen, von Gedanken, die es für sie nie gab in Berlin. Vielleicht hat sie die vermisst, obwohl sie nicht genau wusste, was das Vermisste

sein mochte. Wirklich zu Ende denken kann sie das alles jetzt aber noch nicht, nicht im Detail, und nicht in den Folgen. „Ja, Herr Pastor, dann schreiben Sie das Buch mal schnell zu Ende, “ sagt sie schließlich, „damit ich das mit kritischem Blick lesen kann. „Mach ich. Vielleicht unterhalten wir uns später mal drüber – oder über die Fortsetzung.“ Martina fragt: „Oder haben sie schon mal ’nen Text für mich parat?“ – „Unplanmäßig, aber ja ...“ Er wühlt aus dem Rucksack ein paar Seiten heraus. Er kriegt einen roten Kopf, weil es so lange dauert oder weil er seine unveröffentlichten Gedanken jetzt preisgibt. Schließlich gibt er Martina die Seiten. Die Frau ist sehr schön, denkt er, bis auf die braun geschminkten Lippen. Nazifrauen machen sowas. „Damit sollte das Buch enden. Aber der Verlag fand es zu direkt. Es ist eine Predigt.“ Es ist das erste Mal in ihrem Leben, dass Martina eine geschriebene Predigt bekommt. Vielleicht auch das letzte Mal, wer weiß. Sie steckt die Seiten weg und denkt wieder an Anette, seine Frau. Wenn das man gut geht. Und sie denkt auch an Steffen und Nicole. Was haben die bloß von Hans im Glück erzählt vor ein paar Tagen? Sie hat nicht richtig zugehört. Es ging irgendwie darum, dass jemand in den Augen der anderen Pech hat, in seinen eigenen Augen aber ist er im Glück. Seltsam. Am meisten denkt sie eigentlich an sich selbst. Sie ist irgendwie das Gegenstück zu Anette. Die will weg, weil sie die Gefahr des Abstiegs nicht aushält – und sie ist aus Berlin weg, weil sie, ja, die Gefahr des Aufstiegs nicht mehr aushalten wollte. Und beides gleichzeitig; Anettes Reaktion und ihre. Die will nach Polen, sie kommt in die Uckermark.

* * *

Brigitte Schubbutat hatte den Brief vom Landratsamt gar nicht aufgemacht. Die Aufregung vor der Kirche und im Burgcafe hatte sie nicht erreicht. Es war ein anderer Brief, der sie ganz und gar in Auf-

ruhr versetzte: Ihr Sohn sei geheilt und werde „unmittelbar entlassen“. Das versteht sie nicht: „unmittelbar“. Ist er vielleicht schon raus? Rausgeschmissen und weiß nicht, wohin? Sie hat den Polen gebeten, mit ihr nach Neubrandenburg in die Psychiatrie zu fahren und den Bernd abzuholen. Oder zu suchen, wenn er schon raus ist. Dr. Bernd Schubbutat. Kasimier fährt um acht Uhr vor. Es ist ihr gerade recht, aber der Pole entschuldigt sich „Später kann ich nicht, später muss ich Pizzas in die Häuser bringen.“ Die alte Frau versucht ihn zu beruhigen: „Ich bin schon lange wach, ich steh ja immer früh auf, wegen der Katzen“. Sie wird also ihren Sohn aus der Psychiatrie abholen. Vorher hatte sie schon ihren alten Nachbarn Walter Göricke besucht. „Guten Morgen, Walter.“ – „Morgen, Brigitte.“ – „Walter, ich hab etwas Dringendes.“

Göricke legt das „Neue Deutschland“, seine Tageszeitung zur Seite und fragt: „Sohnemann abholen – das ist aufregend für Dich, nicht?“ – „Ja – äh – nein; das nicht. Du Walter, es ist noch etwas anderes. Und Du bist der erste, der es erfährt.“ – „Na, dann setz Dich mal“, grummelt Walter, „also sprich Dich aus.“ Brigitte sprudelt los: „Bernd war vier Jahre lang in Neubrandenburg in der Anstalt.“ – „Weiß ich doch, Dein Herr Wissenschaftler ... Was, wie, Anstalt? Ich hab immer gedacht, im Institut?“ – „Ja. Nein, ich weiß, Du musst das ja denken. Er ist ja 2005 richtig entlassen worden aus der Forschungsgesellschaft, und zwar aus politischen Gründen. Dann, ja dann kam er in die Psychiatrie. Er war doch vorher noch in der Nacht hier, hab ich Dir doch mal erzählt. Er hatte einen Nervenzusammenbruch gehabt wegen des ganzen Trubels.“ – „Das ist aber ein Ding, Brigitte, da hast Du uns ja alle angelogen.“ – „Ja, Walter, aber vor allem habe ich das jahrelang allein mit mir rumgetragen. Das war sehr schwer! Ich hab einfach nicht gewagt, davon zu sprechen. Was sollte ich euch denn sagen? Er – er – er hat ja auch noch Spionage gemacht für die DDR. Er hat kleine Teile von Rechnern ... weißte: von Computern, von Westcomputern ... die hat er ausein-

ander genommen und innen drin untersucht. Und dann hat die DDR das nachgebaut, ohne für das Patent Geld zu zahlen an den Westen.“ – „Nicht dumm, da haben sie ja Kosten gespart. Nicht dumm!“ Walter freut sich. – „Mag ja sein; aber als dann der Westen gekommen ist, hat der Westen ihn rausgeschmissen.“ – „Ich denke, erst 2005?“ - „Ja; nach der Wende war noch mal alles gut gegangen. Aber als 2003 die westlichen Stasi-Mitarbeiter bekannt geworden sind, da fing das Schlimme an. Und 2005 ist dann irgendwie Bernds Name auch genannt worden. Weiß ich, wie da der Zusammenhang war.“ – „Ich bin ja Atheist, Brigitte. Aber Du glaubst ja dadran: Gottes Mühlen mahlen langsam ...“ Walter denkt in Wirklichkeit etwas ganz anderes: Meine alte SED, was war es doch für ein Schweineverein. Aber der Westen war nicht besser, bloß andersrum. Aber was unsere Propaganda-Heinis uns damals vorgemacht haben! Mensch: Damals der erste Mikrochip, den sie dem Genossen Erich Honecker gebracht haben – groß gefeiert, aber alles bloß vom Westen geklaut! Ein Schüler von der Erweiterten Oberschule hatte damals behauptet, der Chip sei bloß aus Pappe. Dafür ist er von der Schule geflogen. Und nun weiß man: Es war noch schlimmer: Er war geklaut. Dann sagt der alte Mann zu Brigitte: „Dann habe ich Dir wohl Unrecht getan die letzten fünf Jahre. Ich hatte Dich immer für geizig gehalten – bei dem Gehalt von dem Sohn, der keine Frau und kein Kind hatte. Aber wenn der im Krankenhaus war und vorher schon aus dem Betrieb geschmissen, dann gab es ja wohl gar kein Gehalt ...“ Aber Brigitte ist das jetzt egal. „Ja, ist gut, Walter. Nein, es gab kein Gehalt mehr. Aber jetzt! Was jetzt? Ich muss doch mit dem verlorenen Sohn etwas anstellen.“ – „Du, ich helf Dir. Aber erstmal muss ich meinen Garten aufräumen. Gestern war Ronny wieder da. Na, Du weißt ja, wenn der arbeitet, geht immer was kaputt. Diesmal die Leiter, die alte Stehleiter. Und als er abgeholt wurde, wollte ich ihm noch die Eier mitgeben für Pasewalk. Aber er hat das wieder verschusselt. Und ich auch.“ Walter Görickes

Hühner legen schöne frische Eier von freien Hühnern; und er gibt sie ab an eine private Käufergemeinschaft in Pasewalk – zehn Stück für Einsfünfzig. Es sind Bioeier, aber Walter kriegt kein Zertifikat dafür. Bei den Grünen klappt der Beamtenapparat noch. „Damit schlagen wir die Kaufhalle. Da kosten zehn Bioeier 2,20." Ja, die Jugend ist eben unordentlich. „Aber die Eier kann ich ja auch mitnehmen, wir fahren doch über Pasewalk", bietet Brigitte an. Sie hilft ja, wo sie kann. Walter freut sich; denn alte Eier wollen die da nicht haben. Aber richtig eingegangen auf Brigittes Sorgen ist er nicht, der Eierhändler.

Göricke hat auch Kinder, aber er muss sich nicht um sie kümmern. Die kümmern sich ja auch nicht um ihn. Die kommen nur einmal im Jahr her, die sind weit weg im Westen. Er sagt immer: „Irgendeinmal, wenn sie kommen und mit mir Kaffee trinken wollen, finden sie mich als Skelett im Zimmer liegen." Dann antwortet Brigitte jedes Mal: „Aber Walter, wir hier gucken doch nach Dir. Du bleibst nicht liegen, auch nicht, wenn Du vielleicht mal kurz umfällst." Mag ja sein, denkt dann Walter, aber die Familie – da bin ich doch einsam. Die Jungen gehen so dermaßen andere Wege ... Was aber Ronny betrifft: Walter Göricke hatte sich angemeldet bei der Wohlfahrt in Pasewalk. Da gibt es eine Gruppe von minderjährigen Jugendlichen, deren Eltern mit ihnen nicht klarkommen und die keine Arbeit kriegen. Alkohol spielt eine große Rolle. Und die Wohlfahrt vermittelt denen Beschäftigung bei Leuten, die sich dazu bereit erklären. Abends gehen sie in ein betreutes Wohnen. Ein bisschen soll das Hilfe für die Alten sein – wenn Leben in deren Bude kommt. Vor allem aber Hilfe für die jungen Leute. Walter empfindet Ronny fast schon als seinen Enkel. Seinen richtigen Enkel hat er nur dreimal gesehen bisher. Walter spielt gerne Opa, und dem Jugendlichen wird vielleicht geholfen. Einer wie Walter kann denen etwas geben, was sie nie erfahren haben: Familie, Geborgenheit, Autorität. Zu Brigitte Schubbutat will keiner

kommen – wegen der Katzen; und Brigitte will auch keinen haben. Sie ist auch mit Ronny nicht einverstanden. Der hat einen Hund, und den bringt er jedes Mal mit. Und ihre Katzen mögen den Köter nicht. Aber Walter sagt immer, der Hund ist therapeutisch, Ronny braucht den, aus psychischen Gründen. „Ja, ja“, seufzt sie und holt tief Luft, „aber ich hab ja ein richtiges Kind, das zu mir kommt, aber aus psychiatrischen Gründen.“ Und das ist genau so schwierig. „Walter“, sie dreht sich zu ihm um, „mein Taxifahrer wartet schon. Ich muss schnell machen. Also nur noch kurz: Du kennst doch Bernd von früher. Weißt Du, wenn Bernd nicht in mein Haus will wegen der Katzen ... Ob Du ihm dann oben Deine Giebelstube vermieten kannst?“ – „Och ... da stehen ja die ganzen Möbel von meinen Kindern noch drin. Und aufgeräumt ist auch nicht.“ – „Aber sonst?“ – „Sonst? Ja, sonst Ja. Du hilfst mir ja auch mit den Eiern. Und Dein großer Doktor Schubbutat ist für mich immer noch der kleine Bernd von früher.“ – „Er könnte also?“ – „Wenn er bei Dir nicht will – ja. Lüften kann ich ja schon mal. Aber saubermachen muss er selbst. Oder Du.“ Na gut, na schön; na prima! Da hat sie doch schon mal was geschafft. „Aber, sag mal: Bei der Stasi war er nicht?“ – „Du, ich weiß es nicht. Jedenfalls kann ich dir versprechen, dass er jetzt nicht mehr bei der Stasi ist.“ Da denkt Walter, ihren Witz soll die Alte mal lieber sparen bei sonem Thema! „Ja, Brigitte“, sagt er schmunzelnd, „das glaube ich Dir ganz bestimmt.“ Als die Schubbutat in Kasimiers Auto steigt, ist es schon fast halb neun, fast zu spät für die Neubrandenburg-Fahrt, wegen der Pizzakundinnen. Aber Kasimier muss ja noch die überfahrene Katze wiedergutmachen und kann nicht drängeln und nicht meckern. Dafür wird er nun umso schneller fahren.

Walter hatte ihr noch erzählen wollen, dass er den Ronny jetzt vielleicht bald nicht mehr hat. Denn er wird 18 – und dann ist die Jugendhilfe nicht mehr zuständig für ihn. Aber Brigitte ist schon weg. Walter wundert sich nur, dass sie ihrem Sohn offenbar nie von

den Katzen erzählt hat, während sie hier im Dorf fast nur davon spricht.

Brigitte Schubbutat hatte lange überlegt, ob sie diesmal nicht mit der Bahn nach Neubrandenburg fahren sollte. Bis Pasewalk kostet es schließlich nichts. Aber wegen der überfahrenen Katze hatte Kasimier ihr angeboten, nur den halben Preis zu nehmen. Und er ist ja sonst auch schon billig. Also fährt er die Tour doch wieder, wie schon seit Jahren. Aber heute zum letzten Mal!

Als sie in der Psychiatrie sind, kommt ihnen ein sehr großer und sehr bleicher Mann entgegen. Er wirkt müde, aber er macht ironische Bemerkungen zu dem Pfleger. Ganz weggetreten ist er also nicht. Seine Stirn zuckt andauernd; man hat es schwer, da nicht hinzugucken.

Dr. Bernd Schubbutat kriegt Psychodämpfer, aber das Zucken schaffen die auch nicht weg. Der Herr Doktor ist aber sonst normal, denkt Kasimier, und Doktor ist er auch – das sieht man. Auf sein Äußeres achtet er nicht und sieht aus wie 60. Die alte Frau hat aber gesagt, dass er erst 50 sei. Sie begrüßen sich, der Sohn gibt der Mutter linkisch einen Kuss. Die beiden ähneln sich. Der Sohn hat die schräg gestellten Augen von der Mutter und auch die starken Augenbrauen. Aber die sind bei ihm in der Mitte zusammen gewachsen. Die Herren Glatz und Schubbutat sehen sich zum ersten Mal. Bisher hatte die Mutter sich immer ein Stück weit von der Klinik absetzen lassen. Aber diesmal braucht sie den Polen ja als Gepäckträger. Die alte Mutter ist jetzt richtig aufgekratzt und freut sich sichtlich. Sie geht viel gerader als sonst. Dass aber auch die Wohnungsfrage so schön geklärt ist! Das Problem bei dem Ganzen hat sie jetzt verdrängt: die Frage, was ihr Sohn in Grutzkow soll. Oder wohin er sonst könnte.

Erstmal sind aber alle damit beschäftigt, drei große alte Koffer in Kasimiers Auto zu verstauen. Mehrere Mäntel hängen da auch

noch, die muss Bernd Schubbutat noch unterbringen in dem alten Skoda.

Bei der Rückfahrt schweigen alle drei über die Anstalt. Kasimier fragt: „Was haben Sie für Doktor, Herr Doktor?“ Bernd erzählt: „Maschinenbau und EDV.“ – „Und was für Maschinen?“ – „Am liebsten ganz kleine. Mein Spezialgebiet war die Kompaktbauweise im Mikrobereich. Das heißt, wir haben elektrische Geräte so konstruiert, dass sie nicht mehr aus 1000 Elementen bestehen, sondern nur noch aus ... sagen wir ... 20 Modulen. Und jeder von den 20 erfüllt dann die Funktion, für die man früher 50 Einzelelemente gebraucht hat.“ Kasimier hat nicht alles verstanden. Denn das war eben nicht ganz sein Pizzeria-Deutsch. Ganz kleine Maschinen: vielleicht Rasierapparate? Oder für den Zahnarzt? Aber eins will er wissen: „Kann man Geld verdienen damit?“ Er kann es sich nicht vorstellen. Bernd Schubbutat schweigt, gequält kommt dann ein „Ich wohl nicht mehr.“ Dann korrigiert er: „Jetzt wohl nicht mehr.“ Seine Mutter denkt, Geld verdienen, das ist lange her. Und sie denkt, dass er ja eigentlich beim Staat das Gegenteil vom Zusammensetzen gemacht hat – früher, beim ollen DDR-Staat. Wer jenes kann, kann wohl auch dieses. Ihr fällt der häusliche Staubsauger ein: „Da ist alles noch in Ordnung, nur der Schalter geht nicht mehr. Und da sagt mir der Mechaniker, ich könne das ganze Ding wegschmeißen! Das wirst Du mir aber jetzt schön reparieren!“ – „Vorsicht, Mutter“, wendet der Sohn ein, „da herumpunnern, das wollen wir doch gar nicht mehr.“ Die Mutter denkt, aha, aber für die DDR hat er immer feste zerlegt. Das kann sie natürlich nicht laut sagen. Und was heißt hier „Wir wollen das nicht“? Er kann es vielleicht nicht, oder es ist ihm zu poplig. „Ich kann mir keinen neuen leisten. Wer von uns will oder kann hier nun – und wer kann nicht?“ Brigitte Schubbutat hat schon öfter darüber nachgedacht, warum die Firma den Staubsauger so dumm konstruiert haben mag. „Dann lernst Du es eben – hast doch jetzt Zeit!“ Sie grübelt

darüber, dass die DDR „Komplexannahmestellen“ hatte, wo man alles Mögliche reparieren lassen konnte. Sogar die Maschen von Damenstrümpfen haben sie aufgenommen. Warum sagt ihr Sohn, dass „wir“ das alles nicht mehr wollen?

Das Reparierproblem liegt aber viel näher: Kasimiers Skoda bockt, der Motor bleibt stehen, das Auto also ebenfalls, ein zwölf Jahre altes Modell. Sie stehen 200 Meter entfernt von der riesigen Siloanlage mit den vielen dunkelgrauen Haubitzen. Brigitte Schubbutat hat noch nie ein Atomkraftwerk gesehen, aber so, glaubt sie, sieht es aus. Keiner braucht diese Haubitzen mehr; und Helmut Kohl hatte sie doch erst 1997 so schön eingeweiht, gerade noch bevor er abgewählt wurde. Damals, als er eine blühende Landschaft südlich von Greifswald erzeugen wollte. Kasimier entschuldigt sich: „Auto ist schon alt.“ Ja, früher hat man das selber repariert. Aber jetzt! Du machst Dir zwar die Finger nicht mehr schmutzig, aber du bist voll abhängig von irgendwelchen Diensten. Und sie haben erst die Hälfte des Weges hinter sich! Der Pole schaut nach. Mutter und Sohn bleiben im Auto. „Lange Kacke“, hört man es fluchen. Das hat Bernd noch nie gehört. Mutter weiß: „Das ist polnisch für ‚große Sch...‘ Soll vornehm sein.“ Sie lachen beide, aber nur ganz leise. Und was machen sie nun? Aussteigen, gemeinsam gucken, dann mit dem Mobiltelefon den Abschleppdienst rufen. Aber bis der kommt – das kann dauern. Für die Region gibt es nur ein halbes Abschleppauto, das andere halbe ist für den Nachbarkreis. Im vorigen Jahr haben sie da die Stellen gekürzt. Fahren ja auch weniger Autos – bei den Spritpreisen und den immer weniger werdenden Einwohnern!

Glücklicherweise hat es aufgehört zu regnen und glücklicherweise kommt, ganz ungerufen, ein roter Van: Professor Struck und seine Frau. „Die wollen in die gleiche Richtung!“ Brigitte Schubbutat winkt, Struck hält. „Was ist denn?“ Kasimier erklärt die Lage, Mutter Schubbutat stellt ihren Sohn vor. „Na, denn komm’ se mal.“

Strucks nehmen sie auf, Kasimier darf allein in der Wildbahn bleiben und warten. Zum Glück ist das Wetter jetzt wenigstens netter als bei der Hinfahrt. „Und alles Gute“, sagt er noch und denkt: Drei Doktors in einem Auto! Aber meine Pizzas, wie fahr ich die nun aus? Unzufriedene Kunden kann Kasimier sich nicht leisten. Am schlimmsten sind diese dicken alten Frauen. Dabei könnten die drei Tage hungern, ohne abzunehmen. Der Professor ruft ihm noch aus dem Auto zu: „Mit Ihrem Taxi übrigens – ich denke, das wird bald klappen.“ Kasimier ist erstaunt. Gerade der? Er ist doch für die Bahn und gegen das Taxi! Wieso sagt der das jetzt?

Strucks stellen Bernd die gleichen Fragen wie Kasimier, und der gibt auch die gleichen Antworten. Aber da sind Unterschiede. Der eine: Prof. Struck versteht alles. Er ist Maschinenbauer. „Kompaktbauweise“ ist für ihn alles andere als ein Fremdwort. An sich ist er Soziologe und erforscht die Zusammenhänge zwischen Hauswirtschaftsgeräten und demografischer Entwicklung. Es gibt immer mehr Single-Haushalte, sagt er, also gibt es immer mehr Kleingeräte, immer mehr pro Kopf und absolut. Über solche Fragen schreibt er Bücher. Gerade hat er in einem Aufsatz nachgewiesen, dass die vielen Haushaltsgeräte pro Singlehaushalt eigentlich antisozial sind, dass aber häufiger neue soziale Kontakte innerhalb größerer Wohnblocks entstehen, wenn bekannt ist, dass in dem Haus jemand wohnt, der diese Geräte privat reparieren kann. Er lacht: „Wenn es immer mehr Singlehaushalte gibt, muss es auch immer mehr Bücher über Singlehaushalte geben. Ist mal ein Glück!“

Mitten hinein in ein unentschlossenes Schweigen von Schubbutat ruft Struck aus: „Wir sollten ein gemeinsames Projekt machen, Herr Doktor: Die Zerlegbarkeit von Kompaktelementen. Die Reparierbarkeit von Geräten, inklusive Wiederverwendbarkeit respektive Wiederverwertbarkeit – je nachdem. Das ist nämlich dran.“ Dr. Schubbutat denkt: Sind denn hier alle verrückt? Zerlegen, wo doch gerade die fortschrittliche Kompaktbauweise propagiert wird? Sein

Thema! Frau Professor Struck hat noch so ein verrücktes und zugleich banales Beispiel in petto wie vorhin Brigitte Schubbutat: „An meinem Rad der Dynamo: da ist bloß das Rädchen außen kaputt. Und der Kralisch in Greifswald sagt, er kann es nicht reparieren. Das ist doch ein Unding.“ Auch Mutter Schubbutat kommt nochmals zu Wort mit dem Staubsauger. „Wenn denn fürs Reparieren überhaupt Bedarf ist“, zögert Dr. Schubbutat, „die Leute freuen sich doch aber, wenn sie billig ein neues Gerät kaufen können.“ – „Na, den Bedarf sehn Sie doch: Zwei Hausfrauen: zwei Beispiele. Hundert Hausfrauen: hundert Beispiele.“ Frau Struck legt nach: „Und die Umwelt, die Natur – die hat auch Bedarf! Und sicher nicht nach Übermassen an Elektronikschrott.“ Da guckt Greenpeace raus, denkt Schubbutat. In der Klinik hat er gehört, dass die Umweltpartei immer mehr zulegt. Scheint ein Trend zu sein oder eine Epidemie geradezu.

Er zögert also. Die Welt ist so anders geworden. Erst musste er umschulen für die Stasi: Von der Kompaktbauweise zum Zerlegen. Da hat er also Westsachen für die DDR zerlegt, und dann nahm der Westen ihm die Arbeit weg. Jetzt nun laden sie ihn ein, Geräte ganz öffentlich zerlegbar zu machen, über deren Unzerlegbarkeit sie sich vorher gefreut hatten. Die Welt dreht sich sehr schnell, und andersrum als bisher. „Ja, also, Gott – ich habe nichts anderes vor – erstmal jedenfalls.“ Das hört sich ein bisschen resigniert an. „Wir können uns ja bald einmal treffen, probehalber, und sehen, wo unsere fachlichen Stärken liegen.“ Bernd sagt: „Ganz prinzipiell: Im Mikrobereich kenne ich mich aus; also von daher könnte ich ...“ Struck fragt nach seiner Promotion und Schubbutat druckst herum: „Ach Gott, das ist so lange her. Das war ein anderer Schubbutat, der das damals geschrieben hat.“ Struck kennt das: Du hast vor 20 Jahren eine These aufgestellt und gedruckt, an die du jetzt selber nicht mehr glaubst. Und dann kommt einer, der hat sie gerade eben gelesen und will mit dir diskutieren. Er verwechselt dein heutiges

Ich mit deinem Buch von 1990. Aber du bist inzwischen gar nicht mehr der, für den er dich hält ... Er fragt also nicht weiter nach der Promotion und bietet an: „Ich kann Ihnen vorher eine Studie der Umweltstiftung über Zerlegbarkeit zukommen lassen." – „O ja, da wäre ich Ihnen sehr verbunden! Soll das denn ein Projekt der Universität werden?" – „Ich gehe in den Ruhestand; und da suche ich eine schöne Beschäftigung. Man hat mir eine Stelle als Seniorprofessor angeboten. Die Unis haben ja kein Geld mehr, da haben sie sich das ausgedacht: Professur ohne Geld – der Alte kriegt ja seine Pension. Da lege ich meine Themen selber fest und kann die Infrastruktur der Hochschule noch nutzen. Ja, da werde ich den Jungen zeigen, dass wir Alten jünger sind als sie ..." Mutter Schubbutat denkt: Ist man bloß gut, dass Kasimier die Panne hatte. Sonst wären wir nicht so schnell an den Professor heran gekommen. Oder nie! Wenn Bernd mit dem überein kommt, wird er über die Katzen hinweg sehen oder sie sogar lieben lernen. Denn dann hat er ja was, das ihn ablenkt. Und eines Tages macht er mir noch den Staubsauger heil, ganz wissenschaftlich ... Aber noch tut er sich schwer mit der Sache. Bernd weiß immerhin: Es wäre pro forma ein Uni-Projekt – aber Geld wird es dafür kaum geben. Das musst du dir selbst zusammensuchen.

Ob sie ihn an der Uni nehmen würden? Mit dem Schmu bei der Doktorarbeit? Mit der Kaderakte? Für Bernd Schubbutat heißt das immer noch Kaderakte.

* * *

Sandra Weckert und ihre Band waren ein Erlebnis gewesen für Steffen und Nicole. Saxophon, Trompete, Vibraphon, Bass und Schlagzeug. Es war nicht das gewesen, was sie sonst so hörten, aber es war auch überhaupt nicht das, was man sich landläufig unter „Jazz" vorstellt. Seit dem Konzert in Waren sind die beiden We-

ckert-Fans. Steffen sagt, die Weckert hat ihn hochgejazzt. Nicole wundert sich noch immer über sich, dass sie „so'ne Musik" jetzt mag. Aber die Weckert ist anders, das hat sie auch gemerkt. Die beiden gehen jetzt zum ehemaligen Gutshaus, um „den Baron" zu sprechen, von dem sie wissen, dass er eigentlich keiner ist. Sondern dass er der Landschaftsplaner Daniel Jepsen ist. Fritz Ickler hat es erzählt. Nicole und Steffen sind jetzt ein Paar, und Ronny spielt keine Rolle mehr. Für Nicole sowieso nicht. Da war nie was, sagt sie. Aber auch in Steffens Gedanken kommt Ronny jetzt nicht mehr vor. Waren, Sandra Weckerts Jazz und die Nacht in Bertis Bude haben viel mit den beiden gemacht. Im der entscheidenden halben Stunde haben seine schweißigen oder ihre trockenen Hände keine Rolle gespielt. Oder waren es zwei Stunden? Auch das hat keine Rolle gespielt. Nicoles Akne war ihm so was von egal. Wichtig war, wie er ihr die Haare aus dem Gesicht gestrichen hat, wie sie geschaut hat, wie er mit seiner Zunge an ihrem Ohr gewesen ist. Es hat in jede Zelle der beiden Körper reingehauen. Nicole war, sage und schreibe, Steffens erste, und Steffen auch Nicoles. Sie hat gekichert, er ist rot geworden, ja gut, die feuchten Hände. Irgendwie hat es nach Aquarium gerochen. Als sie wieder ganz langsam geworden sind, hat es nicht lange gedauert und sie sind tiefverschlungen nebeneinander eingeschlafen. Jeden Tag des Lebens müsste man so einschlafen können. Und nie wieder aufwachen. Oder bloß aufwachen, um es noch mal zu machen und dann wieder so einzuschlafen.

Der Weg der beiden zum Baron dauert länger als normal, so oft wie die beiden stehen bleiben, sich küssen, einander dies und das zeigen, woran sie früher immer vorbei gegangen waren. Dass die Wolke da – die da rechts – aussieht wie ein Fahrradsattel. Nein, wie ein Faustkeil! Dass die Robinie schief wächst. Passt die sich dem Wind an? Dass die Tür zur Alten Bäckerei neuerdings weit offen ist. Nicole bemerkt, dass Steffens Schnürsenkel zu lang sind. „Da

www.psverlag.de

kannste ja Skischuhe mit binden.“ Steffen geht nicht darauf ein. An manchen Türen stehen Omis und gucken. „Die freuen sich bestimmt, wenn sie uns sehen.“ – „Und werden sagen: ‚So was gab es zu unserer Zeit nicht.‘“ – „Das nennt man dann ‚lebenslanges Lernen‘ – die armen alten Weiber haben’s aber auch schwer mit uns!“ Aber Steffen glaubt nicht, dass die noch was lernen.

Nicole und Steffen sind jetzt mit einem Anliegen unterwegs, das sie dem Baron sagen wollten: Ihre Sandra Weckert, die ja nächste Woche im Jazz-Club auf der Burg zu Gast sein wird. Sie möchten gerne, dass deren Band, ähnlich wie es von der Freundin des Barons erzählt wurde, nachts auf dem Brachland Saxophon spielt. Die Idee hatte Steffen, und beide finden sie richtig gut. Sie haben die Weckert ja gehört. Sie war „voll aktig“, wie Steffen sich ausdrückt. Und als Sara ihnen von all den Ideen erzählt hatte, die in Grutzkow in der Luft lagen und die neulich im Cafe geäußert wurden, da war ihnen Weckerts alter Titel WAY OUT EAST eingefallen. Der stammt von 2000. Passt der nicht exakt für Grutzkow? Ihren WAY OUT EAST soll sie dort auf der Brache spielen.

Aber vom Baron ist nichts zu sehen. „Er ist da, denn die Jalousien sind runter.“ Man weiß im Dorf, dass er die Jalousien morgens, wenn er wegfährt, hoch zieht. Und sowie er zu Hause ist, macht er sie runter. „Er wohnt in seiner Dunkelkammer“, sagen die Leute im Dorf. Sie klopfen, rufen. Eine Klingel ist nicht zu finden. Aber die Werbezeitungen sind aus dem Briefkasten herausgenommen. „Ich schwöre, dass die gestern noch drin waren.“ Aber schwören nützt nichts; es gibt keine Reaktion, also auch keine Audienz. Obwohl doch halb sechs eine Zeit ist, wo man zu Hause sein sollte! „Aber wie soll man sich bei dem vorher anmelden, wenn er nicht mal Telefon hat?“

Steffen versucht es noch einmal mit lauten Schreien: „Herr Jepsen, es geht um Ihre Felder!“ Nichts, gar nichts. Bis dann doch schließlich und endlich eine Tür quietscht. Langsamer schlurft

keine Oma. Schwarz gekleidet, die Hosen ungemein zerknittert, guckt jemand durch den Türspalt. Ein Kurzsichtiger ohne Brille auf der Nase. Der Mann sieht sehr müde aus, ist aber zugleich braungebrannt. Passt nicht zu einem, der tagsüber in der Dunkelkammer schläft. Nicole bedauert, den armen Menschen geweckt zu haben. Wenn man ihn ansieht, muss man denken, es sei nachts halb drei. Sie sagen schnell in drei Sätzen, was sie wollen. „Ist ja interessant", reagiert der mit uninteressierter Stimme. Ist es überhaupt Herr Jepsen? Wäre blöd, wenn man das jetzt fragen würde. Aber da reagiert er doch – endlich: „Jazz? Na dann setzen wir uns mal auf die Bank dort." Es war also doch möglich, an ihn heranzukommen. Aber ins Haus führt er sie nicht.

Das mit dem Saxophon ist bald geklärt: Spielen ja, sehr gerne sogar, aber erst um Mitternacht – und ohne Eintrittskarten. Keine Kommerzialisierung! Das dürfte aber laut Steffen auch kein Problem werden; denn das Konzert, zu dem es Karten gibt, wird ja vorher auf der Burg sein. Na gut. Herr Jepsen wacht jetzt richtig auf. Er erzählt, wie er 1990 in Halle den Jazzclub mitgegründet hat – im legendären „Turm" – und wie voll der Turm da immer war. Er hat Bass gespielt, damals, als er Assistent an der Uni war. Nicole und Steffen merken, dass sie Glück haben: Einen Jazzer kann man für ihr Anliegen leichter gewinnen – vorausgesetzt, er hat nichts gegen die Weckert. Die hat ja echt Feinde, weiß Steffen aus dem Internet. Die beiden Gymnasiasten haben noch drei Fragen. „Drei? Dann muss ich wohl erstmal eine rauchen. Rauchen Sie?", fragt der Baron. Aber nein, „gerade aufgehört". Nicole sieht die Schachtel: ZIGGI. Hat sie nie gehört. „Kann ich mal sehen?", fragt sie. „Ja, und nehmen Sie sich gerne eine raus!" Nicole versteht nicht: Da ist ein „BIO"-Siegel drauf. „Zigaretten ökologisch? Aber das ist doch Luftverschmutzung ..." Daniel Jepsen erklärt: „Die gibt's im Bio-Supermarkt. Anbau ohne Pestizide, Herstellung ohne künstliche Aromen, kein Filter, der sich ja in der Erde nie auflösen würde." Ja,

stimmt, aber: „Nee, das wusste ich noch nicht.“ Jepsen steckt sich eine an, und Nicole fragt: „Äh, warum nennen eigentlich alle Sie ‚Baron?‘“ – „Ist das die erste Frage? Also: eine lange Geschichte.“ Aber er macht es kurz. „Hier in diesem Haus haben immer Barone gelebt, die Burg an der Ucker stammt allerdings noch von lange vor dieser Zeit. Und dies Haus, das hat schon zwölf Jahre leer gestanden, bevor ich kam. Insofern klebt ein kleines bisschen Adel dran. Aber ich bin total bürgerlich. Die Leute scheinen allerdings sogar fiktive Barone zu mögen.“ Die beiden sind zufrieden. „Also stimmt es eigentlich nicht ...“ Solange er normal bleibt, kann er adlig sein oder auch nicht, denkt Steffen. Aber ganz normal scheint er doch nicht zu sein. Schon die Bio-Zigaretten ... Steffen stellt laut fest, dass die völlig anders riechen. „Und ziehen sich auch anders – viel schwerer. Wollen sie mal?“ Aber die beiden sagen, sie wollen nicht, obwohl sie gerade Lust bekommen. „Und die zweite Frage?“ - „Wann nennt man eine Kunst LandArt?“ Den Begriff hatte Fritz Ickler ihnen mal gesagt, als sie über die komischen Felder vom Baron gelästert hatten. Sie hatten dann ihren Kunstgeschichte-Lehrer danach gefragt, aber der hatte damit nicht viel anzufangen gewusst. Hatte nur etwas von Christo und Jeanne-Claude gemurmelt und von Reichstagsverhüllung. Aber das hatte ihnen gar nichts gesagt. Der Baron antwortet präzise: Wenn die Kunst ihren Warencharakter verliert – ganz einfach. Also Saxophon auf dem Feld: ja. Aber mit Eintrittskarten: nein. Und zweitens: Wenn es die Natur nicht instrumentalisiert und nicht vereinnahmt.“ Fremdworte; Steffen wünscht sich ein Beispiel. „Ja, klar: Wenn du in ein altes Tagebauloch einen Kegel aus Sand kippst und dann den Tagebau flutest, und du willst, dass der Kegel später rausguckt und eine vom Künstler bestimmte Funktion hat, dann ist das keine LandArt“. – „Was ist es dann?“, will Nicole wissen. „Ja, was denken Sie“, fragt er zurück. „Hm – Landschaftsgestaltung“, denkt Steffen laut. Der Baron gibt ihm halb Recht. „Wenn es schlecht gemacht wird, ist es

www.psverlag.de

nicht mal das. Dann ist es bloß Ingenieurtechnik. Aber wenn man die Schüttung ganz sich selbst überlässt und wenn sie dann allmählich im Wasser verschwindet oder zuwächst oder von Regen und Wind verändert wird: Das wäre LandArt ... Und die dritte Frage?“ – „Dritte? Äh – ja, nee, die haben wir jetzt vergessen.“ – „Na, dann kommen Sie wieder, wenn Sie sich erinnern. Oder wir treffen uns auf der Straße.“ Er hat sie also eingeladen, allerhand! Nicole und Steffen wollen ihm die Hand geben zum Abschied, aber die übersieht er. „Danke, Herr, äh, Baron!“ Alle lachen. Nach ein paar Metern geht Steffen nochmal zurück, etwas verlegen: „Könnte ich ...“, er zeigt auf die Zigarettenschachtel, „eine mitnehmen? Für meine Eltern?“ Daniel Jepsen gibt ihm die ganze Schachtel. Steffen will nicht so viel. Aber Jepsen sagt: „Ich geb’s gerne. In meinem tiefsten Inneren bin ich ja Nichtraucher.“ Na gut, dann ...

* * *

Martina Habus fährt an diesem Tag mit dem Klapprad ein paar Kilometer weit auf die Reetzer Berge. Unsere Alpen, wie Sara gesagt hatte. Sie braucht einen besonderen Ort. Sie will mal die Predigt lesen, die Uli Wend ihr neulich gegeben hat. Dazu will sie allein sein, dabei aber nicht so eingekastelt wie in der kleinen Wohnung. Sie fährt durch ein sanftes Land, radelt an Mooren vorbei, sieht, wie schwarz und schwer die Erde ist. Dann wieder ein dunkler Wald oder eine lange Allee. Das ist ein Land von stiller Schönheit und tragischer Geduld. Als sie durch Reetz fährt, zählt sie: Jedes zweite Haus hat zerbrochene Fensterscheiben oder verbretterte Fenster. Viele Häuser sind nur noch hohle Höhlen. Reetz ist noch schlimmer als Grutzkow! Der Himmel aber ist ganz unberührt davon. Man sollte öfter hochblicken, um dem Grauen auf Erden zu entfliehen – wenigstens für Momente. Über der Erde ist alles ganz heil. An diesem Septembertag ist es relativ warm. Sie setzt sich auf die

höchste Stelle der Reetzer Berge, wenn man hier überhaupt den Superlativ gebrauchen darf. 20 Meter. Die Sicht ist gut, der Blick geht weit. Weit im Osten das Luch; dort war sie noch nicht. Im Süden Grutzkow, rings um Martina kurzes und kräftiges Gras. Gras und nochmals Gras, aber keine einzige Kuh, kein Schaf, nichts. Sind das Weiden – oder sind das gar keine? Man kann bis sonstwohin gucken. Sie macht viele Windräder aus. Schlank und elegant. Nicht klotzig und nicht starr; Martina mag Windräder. Windräder sehen intelligent aus, weil sie sich bewegen. Schornsteine sind dumm; aus Schornsteinen kommen nur Exkremente heraus. Windräder sind wie die Haare auf dem Kopf, Schornsteine sind der Arsch. Für sie als Designerin ist das eindeutig, von der Umweltwirkung ganz abgesehen. Die Sonnenstrahlen des Mittags bringen die Ucker zum Glitzern. Wolken sind keine zu sehen. Nur ganz wenige ganz unten am Horizont; die sehen aus wie aus der Barockzeit. Da hat ein Maler nebeneinander lauter kleine weiße Löckchen hingemalt.

Vier Wochen ist sie nun in diesem Dorf – raus aus Berlin. Warum war sie nach hier gegangen? Die seltener werdenden Kuschelabende mit jenem Herrn Kohtz. Die Geschäftspartner, die zugleich die Freunde waren und die zu viel Aufmerksamkeit forderten. Das Berliner Tempo. Die Enttäuschung über den „Neuanfang“ auf dem Prenzlauer Berg, der keiner gewesen war. Das Tag-und-Nacht-Erreichbar-Sein für ihre Firma. Ihre unterschiedlichen Rhythmen. Dass Gerd Ausstellungen nicht mochte, in die Martina dreimal hätte gehen wollen – und dann, viel zu oft, eben doch nicht ging. Der Erfolg der Firma war bis zuletzt ungebrochen gewesen. In sauberer Handarbeit hergestellte hochwertige Gebrauchsgegenstände aus der Generation der Großeltern, Sachen die sonst keiner mehr produzierte – die aber durch die Werbung der Firma und durch die Mithilfe von ein paar ausgewählten Boutiquen kultig wurden. Das deckte Nostalgiebedürfnisse ab und war für eine bestimmte Schicht und ein bestimmtes Alter teuer genug. Und die Ideen waren ihnen

bis zum Schluss nicht ausgegangen. Der Katalog war immer dicker geworden, das Programm etablierter, verkaufbarer, die Geschäftsidee anerkannter. 2008 hatten sie die Idee gehabt, ein Sortiment für „Neospießer“ zusammenzustellen. Es war mehr als Geck gemeint. Aber es kam gut an. Neospießer sein war Kult geworden. Oder waren ihre Kunden tatsächlich und richtig verspießert? Ihre Firma war der wichtigste Konkurrent von „manufactum“ geworden. Toll eigentlich; aber es hatte jedenfalls sie, Martina, immer weniger befriedigen können. Man hatte so viel Erfolg gehabt – und der Lohn hieß: immer mehr Arbeit und immer weniger Zeit. Der Erfolg war, keine Zeit mehr für den Erfolg zu haben. „Kürzer treten“ war zum Fremdwort geworden. Wenn sie den Sonntag richtig zelebriert hätten, richtig frei gemacht, hätten sie sich damit die Wochentage verdorben. Jedenfalls dachten sie das. Irgendwann hatte sie sich ertappt, dass sie auf einen Oberschenkelhalsbruch hoffte: acht Wochen nichts machen können. Davon drei Wochen zwangsweise Reha-Kur, wo du nur auf dein Gelenk achten sollst ... Wo du einen Stress hast, der nur für dich selbst ist. Die vier Wochen Urlaub auf Gotland, in den Ruinen und den Antiquariaten von Visby, ihr gemeinsamer Traum seit Jahren, war ein Traum geblieben: Erst hatten sie ihn sich nicht leisten können, weil er zu teuer war. Dann, weil vier Wochen zu lange waren. Die letzten Urlaube waren nur noch mittlere Katastrophen gewesen.

Was hatte sie gewollt, als sie Gerd, die Firma, Berlin verlassen hatte? Was war das Neue, was würde das Neue sein müssen, das sie nun zu finden aufgebrochen war? Was wollte sie hier? Hier auf dem Berg will sie sich den Überblick verschaffen. „Bergpredigt“, denkt sie kurz – ach ja, Selig sind die ... Das Gespräch mit Uli Wend. Vielleicht das. Sie holt die Predigt aus dem Rucksack. Aber die Gedanken gehen noch zurück. Wie lange dauert es, bis Vergangenheit vergangen ist?

Als sie und Herr Kohtz angefangen hatten, pflegten immer mehr Leute, die betucht genug waren, sich Erinnerungen an gute alte Zeiten zu leisten. Aber nicht aus dem Fundus der Eltern, sondern neu, per Katalog. Man wollte wie die Eltern werden, aber die Eltern durften es nicht merken; man war ja ganz anders als sie. Man konnte sie also nicht um dieses oder jenes Einrichtungsstück bitten. Sie lernten Leute kennen, die sich ihren Erbanteil schon zu Lebzeiten der Eltern hatten auszahlen lassen, womöglich mit Anwalt und Gericht, und die jetzt auf Aussteiger machten, in Wirklichkeit aber sowas von saniert waren. Die machten auf Tradition, hatten aber die Tradition gerade abgebrochen. Das alltägliche postmoderne Leben warf für diese Schicht so viel ab, dass die sich ein zweites, besseres leisten konnte. Na ja, oft genug war es wohl auch nur ein Kredit, der das Wohlleben ermöglichte. Aber mit was auch immer man das finanzierte: Dieses zweite Leben, das sie sich da aufbauten, sah richtiger aus als das täglich gelebte – und war doch nur pseudo. Man plante anstrengend-schöne Wochenenden in der Pfalz bei der Weinlese, während man doch per Internet den mittelguten Zinfandel aus Kalifornien bestellte. Ein Wellness-Wochenende, nachdem man sich permanent am PC die Nackenpartie hatte versteifen lassen. Mit großem Auto fuhr man nach Schleswig, um ein ökologisches Radfahrwochenende zu zelebrieren. Und ihre, Martinas und Gerds Funktion war es gewesen, diesen Leuten noch die Schokostreusel auf die Sahne zu geben. Das war der Erfolg der Firma gewesen: Ein sinnvoll aussehendes Zweitleben zu bedienen, in dem die Kunden sich heraushoben aus ihrem ganz anderen und leeren „richtigen“ Leben. Die handgeschmiedete Kohlenzange für den Kamin, der ungenutzt neben der banalen Klimaanlage stand. Der antike Brieföffner für den Computer-Arbeitsplatz. Die Jugendstil-Klobürste für 240 Euro.

Was hätte Mart(in)a aber auch anderes in der Firma herstellen wollen? Was wäre besser gewesen als diese hand made Sachen, die

keiner benutzte und doch jeder brauchte und die immer begehrter, also wichtiger wurden? Die man nur für die Performance benötigte, für die aber auch ganz dringend. Das war in den letzten Monaten ihre Frage gewesen, und Gerd war nicht auf sie eingegangen. Er konnte mit dieser Frage schlechterdings nichts anfangen. Sie waren ja auch beide vor Jahren begeistert gewesen von ihrer Geschäfts-Idee. Vielleicht hatte sie jetzt nicht genügend auf Gespräche gedrungen. Ihre Andeutungen waren wohl zu schwach gewesen – gerade so, dass ein Mann nichts zu merken brauchte. Dieser jedenfalls. Sie wusste schon: Wenn sie von ihren Zweifeln zu reden anfing, fragte Gerd: Warum das Firmenprofil ändern, wenn man sieht, dass man reich wird mit dem Unveränderten? Mithin: Er brauchte keine Idee und er hatte auch keine. Die alte hielt ja noch. Martina hatte die grandiose neue Idee schließlich auch nicht; sie hatte nur den Zweifel am Funktionieren der alten. Der Kompromiss war dann irgendwann der Umzug von Werkstatt und Atelier nach dem Prenzlauer Berg gewesen. Aber das hatte nichts gebracht, nichts wirklich gebessert.

Einen inneren Wendepunkt hatte es an jenem Sonnabend gegeben, an dem Martina von dem Penner gelesen hatte, der in der Arztpraxis im Wedding eine Kohlenzange geklaut hatte aus nackter Not. Bei der Ärztin, die kostenlos Penner behandelt. Deren Praxis wurde mit Kohlen beheizt – sie hatten dort kein Geld, um etwas anderes einzubauen – und der Penner hatte für seinen Ofen, den er in einer heimlich besetzten Datsche in Pankow betrieb, nicht mal eine Kohlenzange. Und in der Firma hatte Martina gerade ein neues Produkt, die Kohlenzange für 196 Euro, kreiert, gerade ein paar Tage, bevor der Penner-Artikel im “mitWoch“ gestanden hatte (sie hatten immer noch den alternativen „mW“ abonniert, guckten aber nur noch gelegentlich rein). Und dann die Krönung. Sie waren an diesem Sonnabend brunchen gegangen ins „Weder Noch“ Ecke Kastanienallee. Ein paar Atelier-Nachbarn hatten sie eingeladen. Es

fing auch ganz nett an – bis dann das Bestellte kam. „Ich hatte aber Müsli ohne Sahne bestellt“ und „Das ist kein Latte; das ist Milchkaffee“ und „Was, das Ei soll dreieinviertel Minuten gekocht sein? Hahaha“ und „Aus solchen Gläsern trinkt man doch keinen Cognac“ und „Goldkross nenne ich bei einem Dinkeltoast aber was anderes“ und „Vor 14 Tagen war der Brie viel duftiger.“ Und das mit einem Timbre, welches nur knapp an „Sklavenhalter“ vorbeigeordert war. Diese Leute taten etwas, das sie bei ihren Eltern hassten. Vor zehn, ach vor fünf Jahren, wären diese Typen schreiend aus dem Lokal gelaufen, wenn ihre Alten sich so aufgeführt hätten. Neospießer, sonst nichts! Ach Quatsch, echte Spießer.

Jetzt war es Martina gewesen, die rauslaufen wollte. Aber sie war sitzen geblieben. Sie dachte spontan an den Kohlenzangen-Klauer und an ihre neue Kohlenzange. Nein, das war das falsche Leben, an dem sie hier gerade teilnahm. Beim Verabschieden, gegen halb drei, alle umarmten sich und strichen dem andern dabei auf dem Rücken rum, hatte sie allen nur knapp mit dem Kopf zugenickt. Dieses Umärmeln war ihr jetzt zuwider – jedenfalls mit diesen Fatzken. Diese körperliche Enge mit Leuten, die wahrscheinlich alle unter Soziophobie litten.

Am Nachmittag war ihr klar geworden, dass Gerd und sie sich nicht mehr in der Realität bewegten. Oder dass die Realität sich woanders hinbewegte als sie. Dass sie mit einem sinnvollen Gerät einen fundamentalen Widersinn förderten. Wir bieten Leuten etwas an, das sie nicht brauchen, während andere, die es brauchen, nie auf die Idee kommen, in unsere Kataloge zu schauen. Und wenn, würden sie vor den Preisen zurückschrecken. Und wir spielen das Sklavenhalter-Spiel mit und merken gar nicht, dass wir dadurch bitteren Ernst daraus machen. Der Kellner, das arme Schwein, ist der sichtbare Sklave, der sich das ganze Angegebe von wegen Drei-Minuten-Ei oder Cognacgläser anhören muss. Und der Penner im Wedding ist der andere Sklave, der unsichtbare.

Hinterher hatte sie mit Gerd darüber sprechen wollen.

Fünf Minuten
Für eine Chance
Aus großer Entfernung
Zueinander zu kommen
Aus Schlechtem
Gelingendes zu machen,
Eine Brücke zu bauen
Zwischen mir und Dir.

Aber das Gespräch hatte sich gleich wieder verirrt. Gerd fand das Toastbrot eine echte Katastrophe und sein Ei wirklich viel zu hart. Sie gab auf, und zwar nicht bloß vorübergehend. Wo war eine Welt für sie, die nicht Scheinwelt war? Ehrlicher als die Jetzige. Sie hatte beim Suchen auch die Internetseite der Uckerburg gelesen. Sara hatte ihr die Anschrift vor Jahren mal geschickt. Was die machten, war zwar ähnlich abgefahren wie ihres. Kultur auf dem Lande. Die Jazz-Konzerte. Die Bilderausstellung. Die Literaturabende. Überhaupt: die Rekonstruktion der Burgruine. Das war auch nichts Ursprüngliches: Keine Fischerei, kein Landbau, kein uriges Flechten und Töpfern. Auch nur Scheinwelt? Aber doch dichter dran am wirklichen Leben. Dann hatte sie noch gelesen, dass die nördliche Uckermark keine Fördermittel mehr von der EU erhielt, weil Fördern da sinnlos sei. Das war gruselig, aber sie dachte: Wenn die Gesellschaft, in der meine Firma boomt, die diesen ganzen Scheiß herstellt, dieses Gebiet für verloren erklärt, dann wird das wohl gerade richtig sein für mich mit meinen Problemen. Für meine Auszeit eine Gegend, die selber in der Auszeit ist. Und nun, wo sie hier ist, merkt sie: Das hier ist vernünftiger als ihres in Berlin; Sara und ihr Gerd scheinen einen Weg gefunden zu haben. Etwas wie eine neue Idee. Mehr und mehr wohl auch einen Weg des Abstiegs. Obwohl sie gleichzeitig den ursprünglichen Anspruch aufrechterhalten. Sara hatte von „hundert“ Gesprächen mit Uli Wend erzählt,

dem Mann, der die Armen selig spricht und im Schrumpfen Chancen sieht. Leute wie Karl-Heinz Geißler oder Frau Schubbutat. Und sie? Würde sie da unten bei denen anfangen können? Wollte, will sie das? Sara und Gerd widmeten sich ja zu Teilen auch schon denen „ganz unten“. Trinken auch schon mal Rondo triplo. Ihr geht es jetzt im Prinzip nicht anders. Die Firma in Berlin gehört zur Hälfte ihr, da stecken, wenn man die Kredite abzieht, 500.000 Euro drin, die Hälfte davon gehört also ihr. Aber hier und jetzt hat sie gar nichts. Könnte sie Kühe melken, Kartoffeln schälen, mit Frau Schubbutat einen Gewürzgarten anlegen? Aschenputtel lernen? Und will sie es?

Sie zieht einfach mal diese Predigt vom Wend aus der Fahrradtasche und beginnt zu lesen. „Bergpredigt“, hatte sie vorhin schon mal gedacht, die Reetzer Bergpredigt. Mal sehn.

Zuerst kommt da ein Bibeltext, uralt.

Ein Prophet flieht vor der Trockenheit in seinem Land, vor dem konstant ausbleibenden Regen. Er geht ins Ausland und trifft dort eine bettelarme Witwe. Zu der sagt er: Ich habe Durst. Hole mir einen Schluck Wasser. Und bringe mir auch ein Stück Brot mit!

Aber die Witwe hat nur noch eine Hand voll Mehl im Topf und etwas Öl im Krug. Sie will gerade für sich und ihren Sohn die letzte Mahlzeit, die allerletzte zubereiten. Danach werden beide sterben. Aber den Propheten schert das nicht. Er sagt: Mach, was ich gesagt habe. Denn, sagt der Gott:

Das Mehl im Topf
soll nicht ausgehen
und das Öl im Krug
soll nicht versiegen
bis zu dem Tag,
an dem ich
Regen sende.

www.psverlag.de

Und die Witwe geht wirklich los und macht das, was der ausländische Prophet gesagt hatte. Und dann heißt es in dem Bibeltext: „Und sie hatten zu essen, sie und er und der Knabe, Tag für Tag. Das Mehl im Topf ging nicht aus und das Öl im Krug versiegte nicht."

Dann beginnt erst die Predigt von Uli Wend, fünf Seiten lang. Es sind ein paar Sätze, die Martina gut findet und die sie vielleicht behalten wird. Etwa der: Manche Quellen hören zu sprudeln auf, bevor der Durst gelöscht ist.

Oder der: Viele Stimmen hatten in dem Propheten diskutiert, bevor er losging. Und schließlich ist da Klarheit. Obwohl noch nichts besser geworden ist. Dann Sätze über die Witwe:

Mit dem Backen ihrer viel zu kleinen Brötchen läutet sie eine Zukunft ein, an die sie gar nicht glaubt.

Sie fragt nicht, ob der Spruch des Fremden wahr ist. Sie macht ihn wahr, indem sie nicht fragt.

Und so endet Uli Wends lange Predigt:

Es gibt eine Lösung, immer. Immer neu und immer wieder.

Martina sitzt nach dem Lesen erstmal stumm auf ihrem Berg. Was macht man nach einer Predigt? In der Kirche fängt die Orgel zu spielen an. Die nimmt einem das eigene Reagieren ab. Aber hier weht nichtmal ein Wind. Langes Nachdenken. Will er, dass wir arm sind? Will er, dass wir es OK finden? Will er, dass wir trotzdem Mut behalten? Sie erinnert sich noch, dass Wend gesagt hatte, dass damit sein Buch enden sollte. Also eine Quintessenz. Aber dass der Verlag es für zu direkt hielt.

Gut, später vielleicht nochmal lesen ... Dann denkt sie, am besten wäre es, jetzt selbst was zu schreiben. Ja, das unvollendete Gedicht weiterschreiben: die Strophe, die noch fehlte. Vom Hören und Ankommen.

Nach wie viel? Minuten? Stunden? hat sie etwas aufgeschrieben, Das steht nun auf der Rückseite des Predigtpapiers.

Hab ein Lied gehört,
Das die Stille singt.
Hab ein Land geschaut,
Das im Grün ertrinkt.

Weiß nicht mehr,
Wie die Großstadt klingt,
Wenn der Flugverkehr
Meinen Schlaf durchdringt

Wurde hingeführt,
wo ein Wort mich trifft,
das mir ... – oder mich ...

Und gerade da kommt Fritz Ickler angefahren. Hier haben die Straßen kein Problem, mitten über den „Gipfel“ zu führen. Fritz Ickler, der neulich so wortkarg gewesen war. Als er herankommt, erkennt er Martina. Er bremst und ruft aus dem Auto: „Na so was, was haben Sie denn hier vor?“ – „Ich wollte heute mal ein bisschen die Gegend erkunden“, antwortet Martina und steckt die Predigt und das Gedicht weg. Muss ja keiner sehen. Fertig geworden ist sie nicht; sie weiß noch nicht einmal, ob das Gedicht etwas mit der Predigt zu tun hat. Ob das Wurde hingeführt / wo ein Wort mich trifft etwas zu tun hat mit dem Losgehen des Propheten ... oder damit, dass die Witwe zum Backen in die Küche geht. „Mit diesen Absatzschuhen?“, wundert sich Ickler. „Und mit diesem Rad, ja.“ – „Na, da empfehle ich doch lieber ’ne kleine Autofahrt. Mit Erklärungen von kundiger Stelle.“ – „Sie?“ – „Ja, dacht ich mir eben so.“ – „Und das Rad?“ – „Ja, stecken wirs hinten rein in den Wagen.“ – „Na, denn.“ – „Denn man tau!“ Fritz Ickler triumphiert ein bisschen über Heinzi, der ihm neulich die Frau weggeschnappt hat zur Dorfbesichtigung. Wie damals, als es um Susanne ging. Erst machte sich Heinzi an sie ran, und später bekam Fritz eine Chance. Er hat sie dann auch geheiratet. Aber das ist eine lange Geschichte und lange

her. Heinzi war damals der Schwarm aller Mädchen – damals, als er noch Zähne im Mund hatte.

Fritz Ickler fährt Martina zuerst zum Bahnhof. Der Bahnhof von Grutzkow liegt zwischen Rübenfeld und Waldrand. Es gibt keine Weiche, nur ein Haus aus Stein, eigentlich ein besseres Bushäuschen. Der Ort war ja nie groß, auch als er noch viermal größer war als jetzt. Martina denkt: Mehr veröden als jetzt kann der gar nicht mehr – egal ob mit Stilllegung oder ohne. Hinter ihnen bremst ein Auto. „Kann nur der Professor sein, sonst fährt hier keiner." Martina ist irritiert: Hinter dir bremst ein Auto, und du weißt blind, wer drin sitzt! Eine Straße, ein Auto. Fritz muss erklären: „Der fährt nicht mit Diesel, der hat auf Salatöl umgerüstet. Das hört man. Stottert ein bisschen." Aber die Erklärung verstärkt nur das Staunen, wenn auch in anderer Richtung: „Was, Salatöl?" Fritz genießt ihre Verwirrung. „Ja, und den Diesel kippt er dann über den Salat, hahaha!" Martina hat schon was von Biodiesel gehört – aber Salatöl? Jetzt erkennt sie auch den roten Wagen: Neulich, an ihrem Ankunftstag, hatte sie ihn vom Fenster ihres Zimmers aus gesehen. Er war das einzige Lebenszeichen gewesen. Der Prof steigt aus, ein unscheinbares Männlein, Vollglatze und abgewetztes Jackett. Aber Krawatte – obwohl auch die nicht nach Schmuck, sondern nach Pflicht aussieht. Die Glatze macht ihn fast schon wieder zum Szenetypen ... Na ja, wohl eher doch nicht, sie ist ja echt und nicht rasiert. Fritz stellt die beiden einander vor. Der Prof freut sich ehrlich: „Mal eine Städterin." – „Und Sie, was für ein Projekt ist gerade so in Arbeit?", fragt Fritz. „Ich organisiere gerade meinen Abgang von der Uni; ‚Senior Professor' ist doch auch schön! – Und Sie?", fragt er Martina. Die erzählt von dem riesigen Kant, an dessen Unterlippe sie immer im EXPO-Pavillon gelehnt hat. „Alte Professoren können sehr nützlich sein." – „Ja, danke, dass Sie mich mit Kant in einem Atemzug ... Bei mir eignet sich wohl eher die Glatze zum Runterrutschen als die Lippe zum Anlehnen." – „Ehr-

lich: könnte stimmen.“ Man lacht. Struck hat sehr braune Augen. Aber er guckt nicht wie ein Reh, er kann ganz bohrend blicken mit ihnen: als Prüfungsblick sicher berüchtigt. Jetzt erzählt er von dieser Neuerung: Seniorprofessuren, die der gebeutelten Uni Geld zu sparen helfen. Fritz möchte eigentlich nur seine Frage beantwortet haben: „Und akut, was machen Sie da?“ Fritz denkt, er nennt eine Vorlesung. Aber es sind ja noch Semesterferien. „Ich kontrolliere die Fahrgastzahlen der Züge“, sagt Struck. „Unsere Bürgerinitiative sollte nicht auf falsche Zahlen der Bahn hereinfallen.“ – „Aber“, wundert sich Fritz, „das haben Sie doch schon vor 14 Tagen gemacht. Sie haben uns doch schon berichtet neulich!“ – „Ich bin Soziologe“, erwidert Struck, „ich muss das dreimal machen, absichern, systematisieren, generalisieren ... Und Fakt ist und bleibt: Sie ist so leer als wie zuvor. An die nette Konzession mit den vier Wochen Freifahrt beißt offensichtlich keiner an.“ – „Das ist enttäuschend für Sie?“ – „Das auch, aber es bestätigt auch meine Hypothese: Hier wohnt keiner mehr, der mit ihr fahren könnte und wollte. Also es ist ein strukturelles Problem.“ Martina mischt sich ein: „Aber neulich, auf dem Bahnhof Pasewalk, als ich dort ankam aus Berlin, da waren Himmel und Menschen da.“ – „Nur zu dem Event. Wir festivalisieren ja alles, selbst den Abbruch. Aber das hindert den Abbruch nicht am Abbrechen.“ – Das Wort Festivalisierung hat Fritz Ickler noch nie gehört. Ja, gut, Eventualisierung geht ja auch nicht.

Noch ein bisschen Small talk – und Struck lädt Martina ein: „Kommen Sie doch mal zu uns! Rufen Sie vorher an. Meine Frau erprobt in den Semesterferien Salate. Da braucht sie noch ein paar Testpersonen.“ Fritz Ickler versucht einen Witz: „Mit dem Salatöl aus dem Auto?“ Aber den hat Struck schon hundertmal gehört. Da geht er gar nicht mehr drauf ein. Martina ist überrascht von dem Männchen: der ist ja recht forsch! Wer lädt schon eine Fremde ein, bloß weil er hinter ihr bremsen musste! Nähe hat auch was

Aggressives. Und über die Pommern steht eigentlich was anderes im Lexikon, nichts von gleich einladen. Aber hier ist so vieles anders als in den Büchern, und außerdem liegt Pommern weiter oben. Sie sagt, sie wird sich bei Strucks melden. Aber erstmal will sie weiter – die Landschaft erkunden. „Bis dahin dann!“ – „Bis bald.“ – Als Struck verschwunden ist, will Martina nun „ganz ehrlich“ wissen, wie das mit Salatöl und Biodiesel ist. Fritz Ickler weiß das auch nicht, „aber sie kippt keinen Diesel über den Salat.“

Bald kommen sie auf einen klassischen Feldweg. Auf solchen Wegen fahren in historischen Filmen fürstliche Kutschen durchs flache Land und werden von Räubern überfallen. Zwei Spuren im Abstand von einem Meter zwanzig. Der Weg weicht einem Baum aus – nicht umgekehrt. Obwohl es hier auf einen mehr oder weniger gar nicht ankäme. Die knorrigen Obstbäume, wieder wie im alten Film. Martina möchte halten und Pflaumen pflücken. „Ich finde es gerade schön hier.“ – „Hier war’s früher mal schön. Aber der Ort stirbt eben total aus. Früher war das anders. Ich habe beim Rat des Kreises gearbeitet, Stellvertretender Vorsitzender Inneres. Also noch zu DDR-Zeiten. Da war das Dorf eine Erholung – am Abend, nach der Arbeit. Nach der Wende hatten sie dann keine Verwendung für mich. Da wurde das Dorf zum Albtraum.“ – „Arbeitslos?“ – „Zuerst ja. Aber jetzt: Ich habe wieder genug zu tun. Aber das ist ganz anders als früher. Völlig anders.“ Martina horcht auf. „Manchmal kann so was ganz gut sein“, und sie denkt an sich selbst. Fritz zuckt mit den Schultern und erzählt: „Zuerst wurde ich Redner für nichtkirchliche Beerdigungen. Dann wurden die Mittel für den Humanisten-Verein gekürzt. Dann übernahm ich auch noch die Pflege der Friedhöfe. Alles: Gräber schmücken, Totengruben graben, Sargträger organisieren – und die Feier dann auch noch selber halten ... Teure Beerdigungen kann sich hier kaum noch einer leisten. Hier muss alles reduziert werden.“ – „Aber das ist ein Lebensjob“, wirft Martina ein. Fritz lacht scheppernd: „Wenn Sie

wollen, können Sie bei meinen Beerdigungen die Musik machen. CDs einlegen oder Harmonium spielen. 15 Euro eine Feier ... Lebensjob, ja, richtig. Oder Todesjob. Ich sehne mich jedenfalls nach was anderem ... Also bevor hier die Lampen ausgemacht werden, versuche ich etwas Neues, woanders. Vielleicht schon bald.“ Martina denkt, dass man sich immer noch siezt. Aber komisch, sie empfindet gleichzeitig kein Interesse, das zu ändern. Neulich mit Heinzi war das anders. Sie erzählt trotzdem ein bisschen von sich: „Ich bin ja auch auf der Suche; ich kann Ihre Lage vielleicht verstehen. Ich habe Luxusgüter designt, alles lief gut. Aber es diente Luxusinteressen. Und die wurden immer abgehobener. Wenn ich Sie jetzt so höre, möchte ich am liebsten Klavier spielen lernen und dann hier Harmonium – oder die Gräberpflege. Irgendwas Handgreifliches.“ Fritz macht ihr Mut: „Während meiner Totenreden können Sie Kreuzworträtsel lösen oder stricken. Sehr effektiv! Aber Sie müssen alles können: von Bach bis Phil Collins. Und manchmal auch die Internationale.“ Dabei denkt er, Luxusgüter mit Luxuspreisen für Luxusleute würde ich gerne herstellen – wenn ich könnte. Diese Frau sucht nicht das, was ich suche. Wir suchen immer, was wir nicht finden können. Und wir sind immer allein dabei. Und wenn wir etwas gefunden haben, ist es nicht das, was wir eigentlich gesucht hatten.

Sie kommen an vielen unbearbeiteten Feldern vorbei. Wenn man Großstädter ist, denkt man im Vorbeifahren: Ja, Wiese und Weide. Aber keine Kuh, kaum mal ein Schaf weit und breit! Einmal, ein einziges Mal kommen sie an Kühen vorbei. „Das sind unsere Identitätsstifter“, juxt Ickler, „die berühmten Uckermärker.“ – „Heißen die so?“ Martina hat keine Ahnung. „Ja, echt, Uckeremärker. Also genau genommen: ‚Herford-Uckermärker“, also eine Ost-West-Mischung.“ Dann erfährt sie noch, dass die keine Nachwende-Zucht sind, sondern uralt. „Herford, da war ich mal.“ Aber

Fritz Ickler belehrt sie: „Nee, Hereford mit zwei ‚e' ist gemeint, das ist Englisch. Werden über 'ne Tonne schwer die Bullen."

Aber Tiere sind hier die absolute Ausnahme. Ansonsten nur ganz brutal: Brache, fast nur Brache. Verwaistes Land. Wenn es Weidezäune gibt, sind die meist mächtig vergammelt. Teilweise, sagt Fritz Ickler, waren das nie Weiden, sondern Felder. Aber die sind jetzt so zugewachsen, dass man sie als Städter für eine wuchernde Weide halten könnte. „Tundra", fällt Martina ein, und sie sagt es auch. „Ja, ein Stück Land, das Dich anschreit mit dem Satz: Ich werde nicht gebraucht, Du wirst nicht gebraucht, wir alle werden hier nicht gebraucht." Aber, denkt Martina, irgendwie ist es auch schön. Man sieht alle Nuancen von Grün. Mittendrin auch mal größere graublaue Teile. Am Rand – das viele Gelb – das ist Goldrute; sogar Martina kennt das. „Diese schmalen gelben dort", sagt Ickler, „das ist auch Goldrute, aber 'ne andere Sorte." Martina glaubt es, obwohl sie die für Königskerzen gehalten hätte. Immer wieder sieht man Disteln, vereinzelt blüht noch das Habichtskraut. Nutzlos das alles, aber auch ein Reichtum, sagt Martina sich. Nutzlos, aber nicht sinnlos ... Sie kommen zu dem Feld, das Martina schon am ersten Tag gesehen hatte. So groß wie ein Fußballfeld, dabei aber quadratisch – und offensichtlich irgendwie bearbeitet. Man erkennt eine große rote Fläche, dahinter eine blaue. Das ist gestaltet, aber es wirkt auch wie liegen gelassen. „Er macht hier Kunst", in Fritz Icklers Stimme klingt Spott. „Ach?", fragt Martina. „Ja, er legt ein bisschen was künstlich an, und dann wartet er ab, was die Natur aus der Kunst macht." – „Und?", fragt Martina irritiert. „Und andere hungern. Er wohnt im Gutshaus, da muss er ja wohl nicht hungern, und er missbraucht die Felder für so was." – „Wer ist eigentlich ‚er'"? will Martina wissen. Sie möchte, bevor sie gleich Wertungen gesagt kriegt, den Typen erstmal kennen. Ickler erzählt von dem Mann, aber er weiß ja selber nicht viel. „Jedenfalls ist er fast nie zu sehen. Man könnte ihn auch ‚Heiliger Geist' nennen. Morgens ganz

früh fährt er weg, und keiner weiß, wohin.“ – „Den möchte ich mal kennen lernen“, sagt Martina. „Dann wären Sie quasi die erste, die ihn zu Gesicht bekommt. Außer mir – mich hat er mal gebraucht für sein Feld. Aber jetzt helfe ich ihm nicht mehr. Das ist zu abgefahren, was der macht. Wir haben uns lautstark getrennt seinerzeit.“ Fritz Ickler weiß nichts von dem Besuch, den Nicole und Steffen ihm gerade gemacht haben. Martina speichert das, was Ickler gerade erzählt hat und lenkt dann ab: „Jetzt würd ich gern zurück. Sara erwartet mich um vier im Cafe.“ Und sie möchte das Gedicht noch weiterschreiben. Mit „Wurde hingeführt / wo ein Wort mioch trifft / das mir ...“ kann es ja wohl schlecht enden.

* * *

Dr. Bernd Schubbutat hat sich die ersten Tage nur in Mutters Garten betätigt. Pflaumen gepflückt, die frühen Kartoffeln rausgeholt. Das hatte er schon vor über 30 Jahren gemacht, und 1995 zum letzten Mal. Ronny hat ihm die Leiter gehalten und später haben sie gewechselt. Aber warm geworden mit Ronny war er noch nicht, und Ronny nicht mit ihm.

Aber das war das wenigste. Schlimmer war der Brief von der Kreisverwaltung. Seine Mutter hatte ihn ja erst gelesen, nachdem sie ihren Sohn abgeholt hatte. Sie waren ins Haus gegangen, der Pole war weg – da hatte Bernd auf den Flurkacheln einen blauen Brief liegen gesehen. „Mutter!“ ... Das waren ganz schreckliche Stunden und Tage. Das Wohnen in Grutzkow war schon schwierig genug, wegen der Katzen. Aber da hatte ja Walter geholfen. Schwerer noch als das war Bernds Stasi-Vergangenheit, und selbst den Aufenthalt in der Nervenklinik musste sie den Dörflern erstmal verklickern. Aber nun das: Sie sollen hier gleich allesamt raus ... Und wissen doch allesamt nicht wohin. Aber irgendwie hat das auch alles erleichtert: Es war plötzlich nicht mehr wichtig, woher

Bernd gekommen war, sondern wohin sie alle gehen würden. Aber ehe das im Kopf klar werden kann, wird es noch jede Menge Verwirrung geben.

Heute geht Schubbutat als erstes zu Anette Piper. Mutter hat gesagt, sie mag die junge Frau. Es geht um ganz praktische Dinge. Mutter hatte ihm geraten: Die macht Dein Stirnzucken weg, die kann das, mit ihrer „Krano – oder wie das heisst“. Und dann will er auch noch wegen der Katzen fragen. Und überhaupt: mal mit einem Menschen sprechen. Anette Piper kennt ihn nicht von früher; sie dürfte wohl nichts wissen von den alten Spionagesachen. Über die Katzen hat Mutter noch gar nicht mit ihm gesprochen – und er auch nicht mit ihr. Aber deren Gestank – das Thema ist nun wirklich dran. Der Geruch der Desinfektionsmittel in der Klinik war ja auch nicht lecker, aber doch verkraftbarer als das hier. Frau Piper ist gerade aus Polen zurück. „Ich hab erstmal 15 Stunden geschlafen im Stück. Und jetzt bin ich erst richtig müde!“ Sie erzählt Bernd Schubbutat von ihrem geteilten Job: 14 Tage hier, 14 Tage in Koszalin. „Hier gab es nicht genug Arbeit für mich. Physiotherapie ist in Deutschland zum Luxus geworden. Da habe ich mit diesem Job-hopping angefangen. In Polen bin ich Spezialistin für Craniosacraltherapie; das macht Spaß.“ Die Frau ist Bernd sofort sympathisch; er fragt sich, ob sie sich nicht früher schon einmal gesehen haben. Aber das kann nicht sein. Zumal Anette zehn Jahre jünger als er ist. Aber es gibt Begegnungen, da steckt unmittelbar Sympathie drin – da spürst du eine seelische Nähe und meinst, die gehe auf ein früheres Kennen zurück. Das ist Einbildung, aber die ist nicht ohne: Irgendwie steht der Mensch dir nahe. Du entwickelst einen Wunsch für morgen und packst den in ein Bild von gestern. Du erinnerst dich an die Zukunft, sozusagen. Anette ist eine schlanke Frau, zehn Jahre jünger als er, und sie sieht zehn weitere Jahre jünger aus. Vielleicht knapp über dreißig. Und sie hat eine Frisur wie alle Physiotherapeutinnen: auffällig unauffällig. Das enttäuscht

Bernd, aber es bestätigt ihn auch: In Neubrandenburg war er mal in den Pausenraum der Krankengymnastinnen gestolpert. Er hatte Frau Rau sprechen wollen und war auf eine ganz andere zu gegangen. Sie sahen alle irgendwie gleich aus, alle nett und alle beim gleichen Friseur gewesen. Vielleicht, hatte er gedacht, schneiden sie sich gegenseitig die Haare. Darüber spricht er natürlich nicht mit Anette. Die sieht sich das Stirnzucken eine Weile an und sagt, ja, die Therapie könne sie versuchen, auch wenn es keine Migräne sei. Schubbutat ist zwar freiwillig hergekommen, aber das Ganze ist ihm doch suspekt, „Craniosacral“, was ist das? Was soll das? Ohne Geräte, ohne Strom, ohne Chemie – wie kann das helfen? „Sakral“? Ist das eine Sekte? „Schaun Sie einfach mal bei Google nach. Oder Sie können sich das mal anschauen, wenn ich zu Frau Schwabe gehe und deren Migräne behandle. Die wird ja wohl nichts dagegen haben, die kennt Sie doch bestimmt noch als Kind.“ Gut, Bernd begleitet die nette junge Frau gleich jetzt.

Mit Schwabes hatten sie als Kinder immer einen Konflikt beim Fußball spielen, genauer gesagt beim Fenster einschießen. Das verbotene Bodenfenster war das beliebteste Ziel gewesen. Detlef Schwabe, der Sohn, hätte gerne mitgespielt, durfte aber nicht. Er sei noch zu klein, hatten die Eltern gesagt. Oft war Detlef dann auf den Boden gestiegen und hatte aus der Dachluke geguckt. Dann hatten sie von unten auf die Luke gezielt; und wenn der Ball reingeflogen war, hatte Detlef ihn prompt zurückgeworfen und sich so bei den größeren Jungen beliebt gemacht. Damals waren noch Kinder im Dorf. Nicht selten allerdings flog der Ball auch in andere Schwabesche Fenster. Das kostete dann manchmal richtig Geld, meist das Taschengeld des Delinquenten.

Anette möchte vorher noch Bernds Mutter sprechen. Bernd bringt sie hin. In Grutzkow wohnt ja jeder nur „um die Ecke“, egal von wo man kommt. Durch ihren Begleiter kommt Anette diesmal bis ins Haus hinein. Die alte Frau lässt das sonst nicht zu.

KatzenKatzenKatzen. Anette denkt, dass es doch gut ist, davon nur eine zu haben. Frau Schubbutat freut sich, wundert ein bisschen herum („alles so unaufgeräumt – für Besuch ...“); „aber“, sagt Anette, „das geht schon so“ und berichtet vom „Stand der Kräuterfrage“:

Erstens hat sie herausbekommen, welche Behörde für die Rote Liste der Pflanzen zuständig ist. „Die hören auf die Meinung der Anwohner, wenn die selbst die Nutzung der Kräuter beantragen. Und wahrscheinlich würden die gar nicht zum Lokaltermin herkommen.“ Brigitte Schubbutat denkt, vielleicht weiß ja die Behörde überhaupt nichts von den Kräutern. Grutzkow soll ja sowieso weg. „Dann sollten wir sie gar nicht erst informieren.“ Neulich hatte sie noch Angst vor dem Staat, heute nun denkt sie andersrum. So weit weg wie der Staat hier ist. Sie wird mutiger, je länger sie sich mit der Idee beschäftigt. Sie braucht ja auch die Einnahmen dringender, seit Bernd wieder da ist. „Jedenfalls ist ihr Einverständnis nötig, Frau Schubbutat. Sie sind die Obrigkeit für die Kräuter. Die wachsen ja praktisch auf Ihrem Bürgersteig.“ – „Also wenn ich das will, dann wird das was, ja?“ – „Ja, so ist es wohl.“ Nun also neben den Katzen auch noch Kräuter, denkt Bernd. Wenn die Katzen auch noch Eier legen würden, könnte sie eine Naturalienhandlung aufmachen. Aber die Hühner hat ja schon der alte Göricke. Wie das nun geht mit dem Ernten und Vermarkten der Kräuter – genau weiß Brigitte Schubbutat das immer noch nicht. Anette Piper hat schon im Internet nachgeschaut: „Es gibt da eine Firma im Westen, die zahlt pro Wurzel 30 Cent – und hier sind mindestens 1000 Wurzeln. Und die Firma sucht Pflücker. Oder aber Sie machen das mit einer Firma aus Polen. Die kenne ich persönlich. Zahlen aber weniger.“ Brigitte Schubbutat schmunzelt. Sie weiß von Detlef Schwabe, dass man Wurzeln nicht „pflücken“ kann. Aber direkt korrigieren möchte sie die Frau Pfarrer auch nicht. Das sind die jungen Leute: Können Weisheiten aus dem Internet holen, aber

dann wollen sie Wurzeln „pflücken“. Na ja. Sie sagt: „Also jemand müsste die im Spätsommer ausgraben, zerschneiden – und dann zur Firma. Und 100 oder mehr Leuten wird geholfen, und 300 Euro kommen nach Grutzkow zu Brigitte Schubbutat.“ – „Also – ja – 300 im Jahr, nicht im Monat.“ – „Ja, klar, was denken Sie denn, was ich denke? Und wer ist nun die Firma?“ Anette kennt in Koszalin den Apotheker. Der würde die Wurzeln gerne zu einer Tinktur machen und verkaufen. „Also die Firma in Kassel oder die Apotheke in Polen. „Dann brauchen wir keine Westfirma“, resümiert die alte Frau, „da wird Walter sich freuen ... Aber es gibt weniger Geld, nicht?“ – „Ja und nein. Die zahlen in Polen höchstens 20 Cent pro Pflanze – aber wir sparen den Zwischenhandel nach Kassel. Alles zusammengerechnet kommt es aufs Gleiche raus. Wahrscheinlich kriegen Sie etwas mehr von den Polen, weil die auch beschädigte Wurzeln nehmen. Und es gibt keinen Papierkram.“ Anette denkt nämlich, dass man das teilweise auch illegal machen kann; das spart noch mal. Laut sagt sie, sie würde den Übermittler zur Apotheke spielen. Zuerst würde jemand von dort herkommen und die alte Frau wegen der Hygiene und der Tüten instruieren. Der Qualitätsmanager. „Aber dann muss ich ja alles selber machen“, stöhnt Brigitte Schubbutat, „ich hab schon mit den Katzen genug, wirklich.“ Ihr Sohn entdeckt einen Ausweg: „Oder Du schaffst die Katzen ab und widmest Dich ganz den Kräutern ...“ Aber da hört die Mutter eisern weg. „Oder“, Bernd wechselt ein bisschen die Argumente, „da könntest Du bestimmt den Ronny einspannen von Walter Göricke. Der alte Mann hat doch ohnehin Schwierigkeiten, den Jungen zu beschäftigen.“ Das ist eine gute Idee, aber Frau Schubbutat ist noch nicht zufrieden. „Der Ronny hört doch nicht auf mich alte Frau! Und ist es überhaupt legal?“ Anette denkt an den Satz der Apothekerin: „Nicht ganz legal, aber die Regeln in Polen sind unklar genug – wir können das machen.“ Brigitte Schubbutat denkt, in Deutschland kümmern mich die Regeln schon gar

nicht mehr. Uns in der Uckermark haben sie aufgegeben, da ist jetzt schon alles egal und alles legal. „Aber nur, wenn Walter und Ronny mitmachen." – „Klar, also das kriege ich hin", versichert Bernd. Ronny hat ihm beim Pflaumenpflücken geholfen, und sie haben sich über Computer unterhalten. Richtig näher gekommen sind sie sich nicht; aber das kann ja jetzt werden. „Der macht das", ist sich Bernd sicher. „Und die Wurzeln nach Polen bringen – da kann ich dann helfen", erklärt Anette. „Die müssen bloß pünktlich fertig sein, immer gerade wenn ich fahre." Bernd Schubbutat ist begeistert von seiner Mutter: Die hat tatsächlich noch Power! Obwohl er mit der ganzen Kräutermedizin und ihrer Philosophie nicht zurechtkommt. Auf Kräuter schwören die einen, die Zerlegbarkeit bejubeln die anderen ... Alles neu für ihn. „Und der Ronny – der ist ganz brav. Ich weiß ja nicht, was er macht, wenn er in seiner Gang ist – aber hier ist er der reine Engel." Sagt es, obwohl es sich selbst nicht ganz sicher ist. Und Anette – auch ein Engel! Toll, dass die dabei ist. Bernd will heute alles gut finden. Keiner bedenkt, dass sie die Kräuter nicht mitnehmen können, wenn sie umgesiedelt werden und dass sie mit der Sache gar nicht erst zu beginnen brauchen, wenn die Leersiedlung kommt.

Dagmar Schwabe ist jünger als Bernds Mutter: keine 70. Sie freut sich über die Besucher, als Anette mit Bernd kommt. „Der junge Mann kann ruhig zugucken. Ich muss mich ja nicht ausziehen." An den Fußballsünder denkt sie nicht mehr, das ist lange her, längst vergessen oder verziehen. Bei Dagmar Schwabe gibt es vor der Behandlung immer ein Stück Kuchen. Es ist Sandkuchen vom Aldi, der schmeckt nicht nach „mehr", jedoch besser als nichts. Und es ist wichtig, beim Kuchen mit der Alten zu plaudern. „Sonnabend, da war mein Schwager hier, da hatte ich selber einen gebacken: Mohnzopf. Aber den hat er mitgenommen auf sein Klo in Hamburg." Bernd guckt Anette fragend an: Klo? Anette winkt ab, so wie: erzähle ich später. Jetzt essen die drei. Sie erzählen; er erfährt,

wie einsam Frau Schwabe ist: „Mein Schwager hat Arbeit in Hamburg. Der kommt nur am Wochenende.“ Er ist über 50 – da finde mal noch ’ne Arbeit! Klaus-Peter Schwabe hat ein Klo gepachtet. „Na ja, besser als nichts ... Und wenn wir uns gerade wieder aneinander gewöhnt haben, muss er schon den nächsten Koffer packen. Und der Sohn – ach Gott, der hat in Polen Arbeit gefunden. Seine Frau ist Polin, die ist Stewardess und fliegt immer hin und her in der Welt. In Posen arbeitet er. Aber nach Grutzkow ...“ Sie winkt bloß ab. Dann zeigt sie Bilder von den beiden, von der Hochzeit. „Geheiratet haben sie hier, aber das war wohl auch die Abschiedsvorstellung. Jetzt lebe ich hier ganz allein. Das Haus haben wir innen noch völlig saniert, als der Westen hier rein gekommen war. Und nun bin ich alleine und kriege Depressionen.“ Sie wartet nur noch; aber auf was? „Manchmal sitze ich zwei Stunden auf dem Stuhl und starre nur irgendwo hin. Dann ist alles ganz weit weg.“ Sie will hier nicht bleiben. Aber sie kann auch nicht gehen. Sie gehört ja hier hin. Eigentlich will sie weder hin noch her. Sie hat gar keinen Antrieb – zu nichts. Die Familie Schwabe weiß nicht mehr, wo sie hingehört: nach Ost oder nach West oder nach hier? Dagmar Schwabe lässt alles liegen und vergammeln: den Garten, die Blumentöpfe, die Küche. „Für wen soll ich’s denn pflegen? Und wenn mein Schwager kommt – der macht auch nichts mehr. Der sagt: ‚Was ich für Pinkel weggewischt habe die Woche – jetzt mach Du mal.’“ Nach vorne zur Straße sind alle Fenster verbarrikadiert. „Gegen die Motorradfahrer. Sonst schmeißen die einem ja alles ein.“ Sie hat Kartons auseinander genommen und aufeinander geklebt und vor die Fenster gerammelt. „Das mit den Motorrädern hat zugenommen, vor allem nachts“, sagt sie. Der Wellensittich scheint noch ihr einziger Lichtblick zu sein. „Almira ist immer für mich da. Und ich für Almira.“ Und die drei Schafe. „Machen aber auch Arbeit.“ Alles andere ist nur negativ. Bernd hat eine Idee: „Und Katzen – könnten Sie sich nicht mit denen anfreunden? Mit

den Katzen meiner Mutter zum Beispiel?“ – „Nein!“ Das kommt gestochen scharf. „Almira fliegt ja oft frei herum – die wäre dann bald deren Opfer.“ Also geht das auch nicht, denkt Bernd: Mutters Katzen nach hier abschieben.

Die Craniosacraltherapie ist nicht spannend für den Zuschauer, auch dann nicht, wenn die schöne Anette Piper sie ausführt. Sie hält den Kopf von Frau Schwabe fest. Dann greift sie auch mal unter Frau Schwabes Rücken und bleibt da minutenlang mit der Hand. Es ist alles ganz unspektakulär. Bernd Schubbutat wundert sich, dass Frau Schwalbe alle Sachen anbehalten kann und dass die Therapeutin nicht mal weiße Sachen anzieht für die Behandlung. In der Psychiatrie in Neubrandenburg war das anders. Das ist die schleichende Amerikanisierung, denkt er. 1988 war er mal in Amerika mit seinem Doktorvater. Kein Kellner weit und breit mit weißem Hemd und schwarzer Hose, sondern nur Jeans und Pullover. Wann werden unsere Chirurgen im Selbstgestrickten operieren? Die Apotheker knöpfen ja ihren weißen Kittel auch schon nicht mehr zu. – Frau Schwabe schläft fast ein. „Einmal ist sie wirklich abgenickt. Seitdem gehe ich vormittags zu ihr, da ist sie noch vitaler.“ Angeblich bewegt die Therapeutin den Kopf der Patientin ganz spezifisch und ganz minimal. Aber alles total sachte, so dass Bernd Schubbutat nichts davon sieht „Doch, man merkt es“, belehrt ihn die alte Frau. Anette sagt, sie spürt, wie die Lymphflüssigkeit sich bewegt. Auf jeden Falls ist es weit weniger schlimm als beim Zahnarzt. Und nichts mit „Sekte“ und „heilig“. Bernd denkt: Es ist auch total billig eigentlich. Keine Geräte, keine Chemie. Wieso ist die Kasse so blöd und zahlt das nicht?

Beim Rausgehen treffen sie Heinzi und seinen Freund Detlef. Die kommen von der ersten Etage herunter und wirken sehr aufgeregt. Bernd wundert sich: Ist der nicht in Polen? Man hört nur, dass sie von Scheidung reden. Anette denkt: Scheidung? Wer denn? Heinzi ist nicht verheiratet, und der Vater von Detlef ist doch tot. Der war

kaum unter der Erde, da war damals schon sein jüngerer Bruder zur Schwabe gezogen. Das ist der, der jetzt in Hamburg arbeitet. Draußen fragt Bernd Anette noch mal wegen der Katzen: „Ob es grausam wäre, der Mutter die Katzen auszureden? Ich halte diese Konkurrenz nicht aus, ehrlich gesagt.“ – „Ich vermute, Ihrer Mutter würde es ohne die Tiere so schlecht gehen wie Frau Schwabe ohne Familie“, erwidert Anette. „Sie ersparen Ihrer Mutter die Kosten für den Psychiater, wenn Sie ihre Katzen akzeptieren.“ – „Aber sie hat die Tiere als Ersatz für mich angeschafft – und ich bin jetzt wieder hier!“ Anette winkt ab: „Das hat sich längst verselbständigt.“ Er bohrt noch einmal: „Aber müssen es sieben sein?“ Anette gibt zu bedenken: „Wenn Sie sie als Konkurrenz betrachten, dann sind auch zwei schon zuviel!“ Die Antworten passen dem Doktor auch nicht, obwohl er ihnen zustimmen muss. „Ich hatte ja im Stillen gedacht, Sie könnten ein paar übernehmen. Sie oder Frau Schwabe.“ – „Also nein, das nun wirklich nicht. Das denken Sie man besser weiterhin bloß im Stillen“, lacht Anette. „Aber“, fügt sie hinzu, „wenn Sie sich bereit erklären, sich mit den Tieren anzufreunden, dann könnte ich erstmal zwei oder drei übernehmen für eine Zeit; und wenn Sie dann ihre schlimmste Phobie überwunden haben, bekommen Sie die Katzen zurück.“ Nach einer Pause sagt sie noch: „Vielleicht stirbt ja vorher auch schon die eine und die andere.“ – „Na, Sie können ja Hoffnungen verbreiten“, murmelt Bernd. Aber die Frau ist nur realistisch. Gegenwärtig verschwinden ja ständig welche; und Anette Piper ahnt, warum. Doch über die elenden ekligen neuartigen Ratten spricht sie nicht, mit keinem. Aber Bernd könnte mit so dem Kompromiss, den Sie genannt hat, vielleicht leben. Anette möchte bei Bernd Schubbutat das Feindbild Katze abbauen: „Ich weiß nicht, ob Sie das wissen: Die Katzen hat Ihre Muter alle gerettet aus einem schlimmen Schicksal. Jede von ihnen war heimatlos, oder angefahren oder halb verhungert. Ihre Mutter ist ja keine bloße Katzenliebhaberin, sondern eine Katzenretterin. Ja ja, so

ist das. Ist ’n richtiges Katzenheim da drüben.“ Aber das hilft Bernd auch nicht, und er denkt: Das ist es ja gerade!

Detlef bleibt nun doch länger in Grutzkow, als er vorgehabt hatte. Er ist in Panik. Seine junge Frau, die Stewardess, hat ihm gemailt, dass sie erstmal woanders wohnt, bei ihren Eltern in Ostpolen. „Unsere Beziehungen sind hin. Die sind hin“, sagt Detlef immerzu. „Sie lebt anders als ich. Von einem Flugzeug ins andere. Und ich mit meiner Botanik und Floristik. Das ist so unhektisch – und ihrs ist richtig propellermäßig. Das passt nicht ...“ Heinzi hatte ihn zuerst noch ermuntern wollen: „Rede mit ihr.“ Oder ein andermal: „Die kriegst du wieder hin – mit Sex. Die bindest du an dich.“ Aber Detlef glaubt nicht daran. „Die Polen sind sowieso anders“, meint er. Wie soll er sie auch mit Sex binden, wenn sie immerzu in der Luft herumfliegt? Gleichzeitig sprechen die Schulfreunde über Grutzkow und die Ideen, die hier so in der Luft liegen. Das Erlebnis beim großen Mittagessen auf der Burg, als der Professor und er selbst von den neuen Ideen gesprochen hatten, hat Heinzi noch begeisterter gemacht. Obwohl sie ihn da zuerst so abgewürgt hatten. Jetzt möchte er, dass Detlef ihn unterstützt. Und wenn der sich von seiner Alten trennt, ist er doch frei, wieder herzuziehen. Und seine Mutter braucht ihn sowieso. Detlef sträubt sich nicht gegen diese Gespräche. Es ist nicht nur der Bruch mit seiner Frau, es ist auch die Sehnsucht nach der Heimat, die ihn offen macht. Je mehr Alkohol, desto lockerer wird er. Aber dann kommt wieder die Melancholie, wie immer bei Bier: „Meine Frau!“ – „Du hast dich eben zu früh gebunden“, sagt Heinzi; aber er weiß, dass das Quatsch ist, denn Detlef war beim Heiraten 38 Jahre alt. Der Knoten platzt schließlich, als Heinzi von dem Professor erzählt, der reparierbare Geräte bauen will. Da kommt Detlef die Idee, man könne noch mehr sammeln als nur Blumendrähte: „Es gibt doch so viel Geräte, aus denen man Metall rausholen kann. Und die meisten davon liegen im Wald und auf dem Müll. Wenn wir die schlach-

ten.“ Und dann hat Heinzi noch die Idee, Gerd zu fragen, ob der die Werkzeuge dafür hat. Zum Reinigen und so weiter. Als die Pläne so weit gediehen sind, wird Detlef ganz anders: Aus dem Jammerlappen wird ein entschlossener Mann: „Jetzt fahr ich nach Posen und kläre das mit meiner Alten. Und dann bin ich ein freier Mann.“ Heinzi denkt: Hoffentlich klappt es. Hoffentlich sagt er das noch, wenn das Bier wieder raus ist und er in Polen vor der dummen Kuh steht. Der fällt doch dann wieder auf die rein.

* * *

Am Dorfteich treffen Martina und Fritz auf Anette und Bernd. Die einen kommen von der Besichtigungstour, die anderen von Frau Schwabe. Zuerst sind Anette und Bernd noch allein und sitzen auf der Bank. Er sagt gerade: „Und wenn ich das Rezept habe, machen wir einen Termin aus für die Therapie!“ – „Halt mal, Craniosacral – dafür musst Du ja extra versichert sein. Alternative Heilmethode!“ Anette und Bernd duzen sich jetzt. „Oder Du zahlst 60 Euro für die Stunde.“ – „Ach Gott, nee, das geht nicht. Das eine bin ich nicht, das andere kann ich nicht.“ – „Hm, tja – genau das ist mein Berufsproblem ... Aber ein Tipp: Du gehst zu Dr. Winter in Anklam und sagst ihm einen schönen Gruß von mir. Der verschreibt dann Krankengymnastik für die Halswirbelsäule. Du hast doch sicher was an der Wirbelsäule?“ Klar, jeder hat da was ... „Ja, so geht das auch. Dann wissen wir alle drei Bescheid, und ich behandle Dich dann Cranio statt KG ... Bitte ihn um zehn Sitzungen bei Frau Piper, dann weiß er, was dahinter steckt. Er verschreibt dann sowieso bloß sechs.“ – Inzwischen sind Fritz Ickler und Martina Habus aus dem Auto gestiegen; Martina holt noch ihr Rad heraus. „Heute ist wohl Wandertag“, ruft Anette ihnen zu, „wir waren auch unterwegs.“ Das könnte jetzt eine schwierige Begegnung werden. Fritz war im Rat des Kreises, Abteilung Inneres, damals als Bernd diesen Son-

derauftrag bekam zur Industriespionage. Die beiden Männer haben sich seit vielen Jahren nicht gesehen; und das war auch gut so. „Hallo, ja ... wir kennen uns wohl noch." – „Ach?", fragt Martina. „Im gleichen Bereich gearbeitet", antworten beide fast gleichzeitig, ziemlich einsilbig. Dann stimmt es wohl auch. Man kann zum Glück bald das Thema wechseln; man kann ja nach Martinas Eindrücken fragen. Andernfalls hätten Bernd und Fritz sich darüber unterhalten müssen, wie Fritz damals Mitteilungen über Bernds persönliche Verhältnisse weitergeleitet hat nach Berlin, damit sie dort den Bernd beschwatzen konnten in Sachen Industriespionage. Bernd war mitten in der Promotion gewesen. Da war klar geworden, dass in Karl-Marx-Stadt ein anderer Doktorand mit dem gleichen Thema schon weiter war als er. Sein Doktorvater hatte zum Abbruch geraten. Damals hatte die Stasi sich eingeschaltet und dafür gesorgt, dass seine Promotion durchgezogen wurde trotz der Doppelung in K-M-S. Damit hatte „die Firma" Bernd gewonnen. Allerdings musste seine Doktorarbeit geheim bleiben wegen dieser Überschneidung und allgemein wegen all der Machenschaften des MfS. Aber das weiß hier keiner außer Fritz; und Bernd will gar nicht erfahren, wie viel oder wenig der wirklich weiß. Es ist alles ewig her und war elend genug. Jedenfalls ist es prekär, dass jetzt gerade der kommt, der ziemlich viel weiß, während er gerne möchte, dass Anette gar nichts davon erfährt. Er mag die Frau.

Martina, die ja auch fremd ist hier, fragt zum Glück etwas Unverfängliches: Warum der Teich hier so rechteckig ist wie das große Becken in einer Schwimmhalle. „Da fragen Sie mal Walter Göricke; der war damals Bürgermeister. Der Teich musste so gemacht werden, damit die Wasserentnahme bei Bränden besser vonstatten gehen kann." Also auch dies ein DDR-Thema. „Ist doch Schwachsinn, oder?", fragt sie. Und denkt, im Westen wäre das auch möglich gewesen. „Hmh, besser wäre, es gäbe keinen Teich und Grutzkow wäre verschwunden. Dann ist wenigstens Ruhe." Na,

denkt Martina, der Herr Ickler ist ja ein Menschen- und Heimatfreund! Ihr fällt ein, ob man hier eigentlich Platt spricht? Fritz Ickler sagt, Walter Göricke könne es noch. Er, Ickler, beherrscht nur einen Satz, und den gibt er zum Besten: „Geihst du Bäsing plücken, peeken di de Mücken." Längeres Schweigen, dann wird übersetzt: Mücken – klar. Peeken bedeutet wahrscheinlich pieken. Plücken – auch klar. Aber Bäsing? Ickler lässt sie zappeln. „Na, Bernd", sagt Anette, „Du bist doch von hier ..." Er entschuldigt sich, dass er mehr ostpreußische Worte kann als uckermärkische. Als ob er mindestens 1930 geboren wäre! Schließlich löst Ickler das Rätsel: Bäsings sind Blaubeeren. Dann ist das ja ein weiser Spruch. Fritz wendet sich an alle drei, Anette, Martina, Bernd: „Wenn wir uns schon mal treffen – können wir nicht einen Kaffee trinken gehen?" Vielleicht will er das mit dem Verschwinden von Grutzkow und seinem eigenen Verschwindenwollen etwas übertönen. Es ist kurz nach vier, die Burg ist geöffnet; und der Himmel zeigt sich nicht von der besten Seite. Jedenfalls scheinen die Wolken noch nicht zu wissen, ob sie sich auflösen oder besser doch zusammenballen wollen. Anette findet zudem, dass die Bank etwas klein für vier ist. Nichts gegen Bernd Schubbutats Oberschenkel; sie machen ihr sogar ein bisschen Spaß, aber man muss sie nicht immerzu spüren, trotz des „Du"... Also stimmen alle zu. Martina muss sowieso hin – hat „Dienst". Fritz stellt das Auto ab, sie gehen und nehmen die ganze Straße ein.

Gerade fahren Motorräder mit hohem Tempo durch den Ort. Wieder mal. Die vier müssen sehr rasch zur Seite springen. Es sind diese kleinen neuen 150er, schicke Dinger. Nie kommt eines allein, jedes Mal kommen sie im Schwarm. Die vier müssen richtig an die Seite springen, als die kommen. Das Geräusch ist nicht laut, aber fies wie das Summen einer Wespe mit Verstärker. Diese Besuche kommen in der letzten Zeit öfter vor. Keiner kennt die Typen, die auf den Dingern sitzen, keiner weiß, woher sie kommen und wohin

sie fahren. Die getönten Gläser zeigen außerdem nichts von den Gesichtern der Fahrer. Bald sind sie oben im Burghof, kurven dort einmal und noch mal herum, dann verschwindet der Spuk in Richtung Süden. „Das sind die jungen Leute, die nicht wissen, was sie mit ihrer Kraft anfangen sollen. Die denken, wenn sie den Motor aufdrehen, sind sie stark. Nachts können sie einen verrückt machen. Gerade dieses hohe und fiese Summen.“ – „Das sind arme Schweine, nicht mehr und nicht weniger“, murmelt Anette. „Die schmeißen jede Menge Fenster ein“, sagt Fritz. Als sie ein paar Meter gegangen sind, erzählt Bernd Schubbutat von einem nächtlichen Erlebnis: „Liebe Anette, das sind nicht arme Schweine – das sind Schweine. Die schmeißen mit Ratten um sich.“ Ein Schauer geht durch Anette Piper: Ratten! Fritz hat ebenfalls aufgehorcht: „Wie bitte? Was ist das jetzt?“ – „Also“, fängt der an, „ich kann schlecht schlafen. Hängt mit diesem Stirnzucken zusammen ... aber egal. Jedenfalls: Vorgestern bin ich um zwei Uhr nachts durchs Dorf. Da kamen sie – drei Motorräder mit hohem Tempo. Genau dieses Geräusch wie eben. Genau dito. Ich hab mich in ein Hoftor gedrückt. Dann sah ich, wie sie langsamer geworden sind und ganz gezielt etwas in das Haus geschmissen haben, wo früher der Bäcker war. Als sie weg waren (das ging sehr schnell), bin ich gleich in das Haus. Ich kenn’ das ja noch aus der Kindheit. Da ist alles demoliert und sperrangelweit offen. Ich hatte ’ne kleine Schlüsselbundleuchte mit. Drinnen sah ich ein Päckchen liegen, so ein Knäuel. Das passte nicht zu dem sonstigen Inventar. Es war der einzige Gegenstand, der nicht völlig verstaubt war. Ich habe das Knäuel genommen, mit Herzklopfen und Schweißausbruch. Hätte ja auch explodieren können. Zuerst wollte ich es wegschmeißen – aus dem Haus raus in den Garten. Dann merkte ich: Irgendetwas Lebendes bewegte sich da drin. Ich habe das Knäuel erst fallen gelassen vor – ja – Angst oder Ekel. Hätte ja auch ein Selbstauslöser sein können, der sich bewegt und gleich losgeht. Dann habe ich es doch aufgehoben und in

ein altes Aquarium getan und gewartet. Ging dann alles ziemlich schnell. Da kam eine ekelhafte Ratte heraus. Ich bin, ehrlich gesagt, weggelaufen vor dem Vieh.“ Anette ist schon ganz bleich geworden: „Mit Borsten und total rosa?“ – „Ja, genau!“ Das ist es, was sie neulich auch gesehen hatte. „Die setzen hier Ratten ab, Killerratten“, ruft sie. Ja, sie schreit es heraus. Eben hatte sie noch die „armen Schweine“ fast in Schutz genommen. Jetzt ruft sie laut: „Das ist eine gezielte Aktion!“ Und sie berichtet von ihrem nächtlichen Erlebnis. Ihr Bericht dauert bestimmt zehn Minuten, sie wiederholt sich, kriegt Sätze nicht zu Ende. Am Ende heult sie. „O Gott.“ Martinas Stimme überschlägt sich fast, sie ist plötzlich viel höher als sonst. „So was habe ich neulich im Fernsehen gesehen. Die züchtet man jetzt, macht die scharf – und dann ... Die fressen sogar Kleinkinder.“ – „Biologische Kriegsführung“, meint Fritz, „man könnte sie zum Beispiel mit gefährlichen Viren infizieren und dann auf den Feind ansetzen.“ Anette berichtet: Zehn waren es bei mir, oder zwölf, jedenfalls nicht nur eine.“ Sie vergleichen die Daten: Anette hatte ihr Erlebnis schon einige Tage vor Bernd. „Das ist also eine fortlaufende Aktion!“ Bernd wird klar, warum bei seiner Mutter jetzt schon ein paar Katzen verschwunden sind: Die Beißratte! Oder sogar mehrere!!! Er sagt: „Es geht ja nicht gegen den Bäcker. Den gibt’s ja schon gar nicht mehr. Es geht gegen uns. Aber warum?“ Anette fragt: „Ich erzähl das meinem Mann, ist das OK?“ – „Ja, klar, warum nicht? Das ist ja ein Fall für die Seelsorge.“ Sie lachen, obwohl keinem zum Lachen ist. Aber es stimmt ja. Martina denkt ernsthaft an Abreisen, Anette noch viel mehr. Sie muss jetzt mit Uli darüber sprechen, jetzt, wo auch andere das Thema kennen. Fritz hat zuletzt kein Wort gesagt. In ihm hat es gearbeitet. Er ist Jäger und er hat einen Entschluss gefasst.

Keiner denkt mehr an Kaffeetrinken.

Die Sache mit den Ratten spricht sich schnell herum. In den Erzählungen werden es immer mehr, und mancher behauptet plötzlich, sie schon selbst gesehen zu haben. Beim alten Herrn Märzbach, so wird erzählt, haben die Ratten die Dielen in der Küche durchgeknabbert. Der lacht bloß: „Durchgeknabbert? Durchgesägt! Zersägt haben sie die. Mit Riesenhauern!“ Er hat wirklich Erfahrung mit Ratten und Mäusen, denn er hat früher auf der Mühle gearbeitet. „Aber so was, nee ... Habe ich noch nie gesehen.“ Er sagt auch, dass die Ungeheuer die aufgestellten Fallen ganz gezielt umgehen. Die alte Frau Schwabe lacht bitter: „Leg mal Menschenfleisch rein, dann kommen sie.“ Brigitte Schubbutat ist am meisten betroffen. Von ihren Katzen sind jetzt schon vier verschwunden, Nelson mitgerechnet. Die Ratten und der Pole sind schuld. Heinzi sucht tagelang, ob er nicht wenigstens die Katzenfelle finden kann. Er ist ja der Sammler des Dorfes. Die Felle wären eine gute Spur. Aber Fehlanzeige. Schulzes Porzellankatzen müsste man jetzt haben, denkt Susanne Grüttner süffisant, die würden die Biester schön irritieren. Aber die sind ja beim Finanzamt, gepfändet.

Schulzes und Frau Lampe, die nahe der alten Bäckerei wohnen, machen alle möglichen Ritzen dicht, damit die Viecher nicht rein können. Aber auf Schulzes fällt ein Verdacht. Ob Schulze die Viecher züchtet hinter seinen Mauern? So kaputt wie der Mann ist! Und dann in seiner Verzweiflung irgendwohin schmeißt. Und jetzt mit seinem Ritzenzuschmieren bloß so tut, als ob er ein Opfer wäre, wo er doch der Täter ist ... Aber Bernd betont immer wieder den Zusammenhang mit den Motorradfahrern. Gerd recherchiert im Internet über Killerratten oder Beißratten. Walter Göricke geht gucken, ob das Vieh noch in dem Aquarium ist – aber Fehlanzeige, natürlich. Er sieht aber ziemlich frischen Kot dort liegen. Ob er den – ja, was? Zu einem Biologen bringen, zur Untersuchung? Aber das ist dann wohl doch Quatsch. Darauf kommt es nicht an. Jedenfalls drängt das Thema Ratten alles andere an den Rand, selbst den Leer-

siedlungsbrief. Aber eigentlich ist ja zwischen beiden kein Unterschied. Jedes der beiden sagt: Verlaßt den Ort für immer! Ob die Kreisverwaltung und die Rattenschmeißer sich abgesprochen haben? Na ja, Quatsch, aber zeitlich kommt es sogar ziemlich hin!

Dagmar Schwabe erinnert sich, dass Fritz Ickler früher gejagt hat. Jetzt bittet sie ihn, sich das mal anzusehen und anzuhören. Vielleicht kann der ... Herr Märzbach sagt, das sei großer Quatsch. „Die vermehren sich mit doppelter Schallgeschwindigkeit. So schnell kann der gar nicht schießen. Fritz Ickler aber, in der DDR Vorsitzender der Jagdgenossenschaft, war schneller in Taten als Frau Schwabe und Herr Märzbach mit Worten. Er ist zur Kreisverwaltung gefahren und hat sich seinen Jagdschein erneuern lassen. Früher, in der DDR, jagte die SED-Spitze, jetzt eigentlich nur die Reichen. Ein alter Kollege, der schon vor 25 Jahren diese Scheine ausgestellt hat, auch ein früherer Genosse wie Fritz, fragt: „Ah, hast wohl Karriere gemacht?“ Fritz antwortet nicht. Er will diese Ratten jagen, sonst nichts. Aber er spricht nicht laut drüber – und mit dem Sesselpfurzer schon gar nicht.

Als Anette nach Hause kommt, redet sie ganz durcheinander. Uli staunt sehr: So ist sie sonst nicht, nie. Er hört etwas von Bernd Schubbutat und Frau Schwabe und von einer Begegnung mit Fritz und Martina. Versteht er ja auch alles. Aber das mit den Ratten? „Wie kommst Du jetzt auf Ratten?“ Also noch mal langsam: „Bernd Schubbutat hat im Haus des alten Bäckers Fröhlich diese Ratte gesehen. Und eine Woche vorher ich auch – auf der Straße, sogar zehn oder zwölf Stück.“ Uli steckt sich erstmal eine Pfeife an. „Ja, das kann passieren, dass in einer ehemaligen Bäckerei Ratten ...“ – „Du, so einfach ist das nicht. Das ist kriminell.“ Sie schreit fast, und sie weint, zuerst laut, dann ganz leise, nach innen rein. Uli setzt sich, wird auch ganz leise. „Ach, Mensch, Anette ...“ – „Ich will hier weg! Weg, weg, weg. Deine schöne Gesellschaft des Weniger spielt in Wirklichkeit zwischen Arschlöchern und Ratten. Riesigen Ratten.

Killerratten.“ Uli versucht Anette zu beruhigen: „Mit den Arschlöchern sei mal vorsichtig. Vielleicht sind es ja bloß Arme Schweine.“ Das hatte Anette vor ein paar Stunden selber noch gedacht. Aber es stimmt nicht; das weiß sie jetzt. „Ja, ich weiß, der Pastor entschuldigt alles. Nein, nein, wenn arme Schweine Ratten bewusst da reinwerfen, dann sind sie bloß noch Schweine. Du, ich kann das nicht, ich kann nicht! Und hier rein, in dieses Rattenloch, soll ich nun auch noch ein Kind kriegen ...“ Sie denkt an Saras Anspielung neulich; und abwegig war die ja letztlich nicht. Anette ist auch schon neununddreißig.

Uli Wend denkt daran, dass er am Sorgentelefon jetzt immer häufiger Leute mit posttraumatischer Verbitterungsstörung hat. Das sind arme Schweine und keine Arschlöcher. Da ist wirklich jede Seelsorge am Ende. Aber es hat jetzt keinen Sinn, Anette davon zu erzählen. Er könnte damit vielleicht sogar das mit den Ratten erklären, falls diese Leute es sind, die die Ratten... Aber es würde Anette nicht helfen. Es würde ihre Fluchttendenz nur noch verstärken. „Du sagst aber auch gar nichts. Dir ist es wohl egal?“, klagt Anette ihren Mann an. In Wirklichkeit denkt er gerade über das Sagen nach. Er schweigt aus den gleichen Gründen, aus denen sie spricht und aus denen sie möchte, dass er spricht. Uli weiß nicht, was jetzt am besten ist. Er weiß nicht, was jetzt als nächstes dran ist. Diese Posttraumatiker sind Leute, die gehen vier Wochen nicht aus der Wohnung. Manche schlafen überhaupt nicht mehr. Manche rufen ihn an. Am Sorgentelefon schreien sie nur rum, wollen es Uli „geben“. Es sind eher Jüngere. Ihre Eltern haben keine Orientierung, können praktisch in nichts irgendwie Vorbild sein oder gar Autorität. Kündigung, Degradierung, Scheidung, Pfändung. Und was kann der Seelsorger machen? Vielleicht mit ihnen üben. Zum Beispiel klären, dass der Kommandeur nichts dafür konnte, als die Bundeswehr den Standort Malthin dichtgemacht hat. Aber zum Üben müsste Uli sich mit den Leuten treffen – nicht nur tele-

fonieren. Und das wollen die nicht. Und selbst wenn. Wenn jemand die lehren würde, sich einzufühlen in den, den sie hassen – das wäre Herkulesarbeit für den Lehrer, das könnte Uli Wend gar nicht. Obwohl er weiß, wie es geht. – Manche dieser Anrufe kommen wirklich aus Malthin. Vom „Standortkommandeur“ war mehrmals die Rede. Einer hat am Telefon gesagt – fast wortwörtlich: „Jeden Tag sehe ich das Bild vor mir, wie der Kommandeur meiner Mutter eiskalt sagt, das Offizierskasino wird geschlossen, die Küche wird nicht mehr gebraucht – peng. Und dafür soll die Sau büßen.“ Uli kann sich vorstellen, dass das die Jungen sind, die nachts Ratten in Grutzkow absetzen. Aber mein Gott, warum in Grutzkow? Keiner hier im Dorf war jemals bei der Bundeswehr. Und von den alten NVA-Genossen hat keiner mehr im Dorf gewohnt zuletzt. Aber das ist es: Schwache Typen schlagen dort zu, wo es am einfachsten geht, nicht dort, wo ihre wirklichen Gegner sind. Aber gegenüber Anette muss er – als Telefonseelsorger – schweigen. Gegenüber seiner Frau, und auch gegenüber dem Dorf. Er würde sonst nur Hass schüren gegen die Malthiner. Er steht auf. „Wollen wir ’ne Runde drehen? Mal die Ucker hin und zurück? Ich brauch Luft.“ – „Noch vor dem Abendbrot?“ Anette überlegt, man könnte dann sprechen, aber dann sagt sie doch: „Nein, Uli, ich bin heute zu weit weg von Dir und zu weit weg von Grutzkow.“ – „Ja, darum ja, darum ja gerade.“ – „Nein, darum eben nicht!“ Sie kommen nicht weiter, sie kommen nicht zusammen.

Als Uli Wend ein Stück allein gelaufen ist, denkt er, was er eben falsch gemacht hat. Ihm wird langsam klar: Es geht nicht nur um gerade eben, sondern der Konflikt dauert schon länger. Und was war eben das Spezielle? Er hat zu schnell die Motive der eventuellen Rattenzüchter interpretiert. Das hat für Anette nach Entschuldigung ausgesehen. Und vor allem nach Nicht-Ernstnahmen ihrer Angst. Hier wegwollen? Für sie wäre es nur konsequent; denn die Stelle in Polen könnte sie auch ganztags ausfüllen. Dann wäre das

dort Praxis plus halbe Dozentenstelle. Und für ihn ist es eigentlich egal. Imkern und ein Buch schreiben – das kann er in Koszalin auch. Die Ratten: kann so was einen derartigen Schock auslösen, so einen Ich-muß-hier-weg-Affekt? Er erinnert sich an einen Campingurlaub. Anette hatte rasende Angst vor ganz kleinen und sanften Spinnen gehabt; und er hatte sie damit aufgezogen; denn ihm machten die gar nichts aus. Der gesamte Rest des Urlaubs war versaut dadurch. Und Ratten sind natürlich hundertmal schlimmer.

Weggehen... Aber wenn auch wir noch weggehen! Dann bleiben die Leute mit posttraumatischer Verbitterungsstörung schließlich ganz und gar unter sich. Und er ist ja doch immer noch Pastor, trotz der Kirche, er arbeitet ja nicht wie einer aus dem Statistikamt. Der könnte natürlich seine Zahlen auch auf Borkum statt an der Donau zusammenzählen. Aber er? Sachte, ganz sachte und warm fängt ein Regen an. Uli Wend genießt es. Kein Regenschirm, kein Mantel. Jetzt sich aussetzen, nass werden bis auf die Haut, wenn es sein soll. Bald ist echter Herbst, dann haben solche Wohltaten erstmal ein Ende. Vielleicht ist ihm das Sachte, das Sanfte abhanden gekommen? Ist er rauer geworden nach seinem Abgang aus der Kirche? Hat er selber eine kleine posttraumatische Verbitterungsstörung? Sein Job jetzt: Am Sorgentelefon immer nur verstehen und raten und verstehen und raten – das muss ja zu Hause kompensiert werden durch, ja, irgendwie; durch was bloß? Was ist denn mein Fehler? Uli Wend greift zu seinem mobilen Telefon und wird Anette anrufen. Du, wird er sagen, lass uns ernsthaft über das Nach-Polen-Gehen reden. Lass uns jetzt ein Kind haben. Ja, richtig, komm, wir reden. Das will er sagen. Aber Anette telefoniert gerade. Besetzt. Na gut, dann später.

Anette versucht gerade, mit Uli zu telefonieren; aber da ist besetzt. Wer weiß, mit wem er sich jetzt berät. Er hat vorhin gesagt, ja, das Kind, warum nicht? Er ist Seelsorger, er weiß, dass man eine kaputte Ehe damit nicht flicken kann. Wenn er das Kind jetzt trotz-

dem will, dann will er es wirklich, dann will er ihre Beziehung. Aber die Ratten. Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, ein paar Kammerjäger durch Grutzkow laufen zu lassen. Wir sind ja nicht New York mit 20 Millionen Ratten in einer unergründlichen Kanalisation. Die Anwesenheit dieser Viecher kann doch kein Naturgesetz sein. Aber vielleicht steht etwas ganz anderes zwischen Uli und ihr: Sein Schwärmen von den Armen und der Gesellschaft des Weniger, von dem Land, wo Milch und Honig fließt. Obwohl sie natürlich überhaupt nicht zu den Armen gehören. Arm ist die polnische Rentnerin mit 70 Euro im Monat. Wovor Anette Piper Angst hat ist, dass ihr Mann sein Buch irgendwann einmal so ernst nehmen wird, dass er zum Penner wird. Sie hat mal von einem deutschen Professor gehört, Soziologe, der über Penner forschte – und dabei selbst einer wurde. Einmal soll der Rektor angerückt sein und ihn aus dem Knast rausgeholt haben, weil sie den Prof gleich mit seinen Forschungsobjekten zusammen eingefangen hatten. Und die Polizei soll es dem Rektor nicht geglaubt haben, so echt verpennert war der Prof. Und so eine Verschmelzung von Thema und Person könnte sie dann nicht mitmachen. Er bekommt Rundbriefe aus Manila. Pater Benigno schreibt ihm. Er leitet die Gemeinde der so genannten Müllmenschen. Sie hat es sich gemerkt: die Gemeinde des Auferstandenen Christus. Sie fürchtet, dass Uli dieser Armutsromantik erliegen könnte. Auf einem Zettel von Uli hat sie neulich gelesen: „Auferstehen in die Armut“. Das hat ihr Angst gemacht: die Verherrlichung, die Schönredung, die in solchen Formulierungen steckt. Das ist es eigentlich. Sie will ihn deswegen anrufen, will ihm sagen, dass er, wenn er über ihre Beziehungen grübelt, diese Grundfrage beantworten soll: Wie weit er selbst zu gehen entschlossen ist. Aber Uli telefoniert. Eigentlich mit ihr; aber sie wählt ihn ja gerade an.

Er hat nicht noch mal angerufen, der Regen war zu stark geworden. Auch sie hat es nicht noch mal versucht. Als er zurück-

kommt, ist er ganz nass. Das ist eigentlich schön, man lässt sich viel zu selten durchregnen. Also was das betrifft, ist er zufrieden. Aber der Konflikt mit seiner Frau lässt ihn immer unsicherer werden. Die letzten Schritte ins Haus waren Schwerstarbeit. Obwohl er sich etwas Genaues vorgenommen hat. Aber Anette liegt schon und schläft. Warum ist sie nicht wach geblieben? Ja, dieses besetzte Scheißtelefon vorhin... Uli Wend legt sich auch hin. Warum eigentlich nicht neben Anette? Aber darauf kommt er nicht. Er kommt einfach nicht drauf. Erst im Schlaf: Da träumt er einen aufregenden Traum. Anette sitzt und hat eine Flasche 2002er Dornfelder aufgemacht, und sie hat diesen tollen Hosenanzug an. Anette ist mit Abstand die Schönste in Grutzkow – ach was, in seinem Leben. Und sie weiß auch, dass er das weiß. „Ich bin gleich da, nur mal trockene Sachen anziehen“, sagt er. Er freut sich auf den samtenen Dornfelder und auf seine samtene Frau. Als er abgetrocknet ist und ganz nackt dasteht, die Socken gerade in der Hand, kommt Anette ins Schlafzimmer. Ihr Hosenanzug ist weg. Er schmeißt schnell die unpassenden Socken weg. „Können wir über das Kind reden?“ – „Nein“, sagt sie, „nicht reden!“ Er hatte noch gezweifelt, ob es gut sei, mit dem Thema Kind anzufangen. Aber er denkt jetzt nicht lange. Er fasst sie an. Jetzt soll etwas anderes beginnen, und sie werden nachher alles klären. Schweigen und Stöhnen und Lachen und Schweigen. Anette ist schlank, hat von nichts zu viel, von nichts zu wenig. Und es gibt Besonderheiten an ihr, die er sehr mag. Die sieht man nicht so, die fühlt man aber, und sie tun wirklich total gut.

Er wacht auf und ist ganz nass. Schweißnass – nicht vom Regen. Scheißtraum, wunderschön, aber Traum. Ob sie etwas Ähnliches träumt? Es passt jetzt gar nicht, aber Uli Wend fällt das Mail der Lektorin ein. Der Teil seines Buches, in dem die Ansätze einer Kultur des Weniger beschrieben werden, sei zu stadtlastig, schreibt sie. Er solle stärker auf Dorfsoziologen eingehen, die Ansätze eines

Lebens außerhalb der Wachstumswelt beschreiben. Zum Beispiel, schreibt sie, gebe es in Finnland Vereine, die für die Wiederbesiedlung leerer Dörfer eintreten und werben.

Anette nebenan, der Traum, das Erwachen, die Lektorin, die Dorfsoziologie. An jedem dieser großen Brocken wird er noch lange zu kauen haben. Und alles zusammen ist vielleicht unverdaubar. Manchmal denkt er auch: zum Kotzen.

* * *

Der Abend in der Kirche war lange angekündigt worden; das Treffen ein paar Wochen vor dem großen Ding am 4. Oktober. Keine „Einwohnerversammlung", kein Gottesdienst. Fast alle sind gekommen, außer der bettlägerigen Frau Kunze, Schulzes, den Zwillingen, Susanne Grüttner und dem Schwager von Frau Schwabe. Steffen und Nicole sind auf der Burg geblieben. Das ist ihnen doch zu sehr ein Altentreff. Ihnen reicht, wenn es hinterher mit den Aktionen losgeht. Außerdem: die nächste Klausur! Und sturmfreie Bude für Stunden.

Die beiden haben zu tun. In Deutsch sollen sie den Bruch mitten im Märchen von Hans im Glück interpretieren. Dass man auf einem einzigen Märchen so lange herumreiten kann!

Julius, ihr Lehrer, hatte ihnen nur erklärt: In der Mitte der Erzählung wird grundsätzlich etwas anders – eine neue Qualität. Keiner hatte verstanden, was er meint. „Nicht dass der Tauschwert immer geringer wird. Dass eine Gans weniger kostet als ein Pferd – das ist klar, das ist da nicht das Thema. Darum geht's nicht. Sondern von der Mitte ab herrscht ein anderes Paradigma", hatte er bedeutungsvoll gesagt. „Ja, ist eben Schicksal, wenn man Deutsch bei Julius hat", meint Nicole. „Siehste, deshalb mag ich Bio mehr. Solche blöden Fragen kommen da nicht ..." Stimmt; aber ist es sinnvoller,

die Meitose herunterbeten zu können? Oder das Alter von Homo erectus pekinensis?

Steffen schlägt vor: der Übergang von Lebewesen, also von der Gans, zu den Schleifsteinen. Aber was für ein Kick sollte damit verbunden sein? Nicole findet etwas anderes: „Als der Typ mit der Gans kommt, fordert nicht Hans ihn zum Tauschen auf, sondern der Typ den Hans. Der Typ will das Schwein haben. Bisher war es immer Hans selbst, der das nächste haben wollte." Steffen ist überrascht. Er sieht den ganzen Text durch. Ja, es stimmt. Den Pferdebesitzer spricht Hans von sich aus an, den Kuhtreiber auch, dann auch noch den Schweinehirten. Aber dann – dann wird es anders. „Wird noch paradoxer", sagt er. „Hans will also gar nicht mehr – und ist ganz am Ende dann doch glücklich. Glück wider Willen." – „Nicht nur das", ereifert sich Nicole. Es macht ihr jetzt doch Spaß, etwas Philosophisches selber herauszufinden. „Jetzt treffen zwei Prinzipien aufeinander." – „Sag schon ‚Paradigmen,'" lästert Steffen. Und er fügt schnell hinzu: „Wart mal, das möchte ich jetzt herauskriegen – sei mal leise!" – „Ich sehe was, was Du nicht siehst, und das ist ..." – „Ruhe", schreit Steffen. Er bohrt lange in seinem IQ herum und hofft, dass sich da etwas findet. „Vielleicht brauchst Du 'nen Tee." Nicole gibt sich mütterlich. Sie glaubt, sie kennt des Rätsels Lösung. Sie kocht einen Darjeeling mit Kardamom. Das dauert. Es dauert auch, bis der Tee Trinktemperatur hat. Irgendwann nach dem Tee weiß es Steffen: „Also der Gänsehirt will materiell reich werden durch den Tausch. Er will hochkommen. Hans aber wollte leicht werden – und nicht reich." „Bestanden", erklärt Nicole, „und der Typ wird zwar reicher, aber auch schwerer." – „Und ich bin stolz auf mich", sagt Steffen. „Wie bist Du drauf gekommen?" – „Der Satz zu Anfang, dass das Gold soundso schwer ist. Es behindert ihn. Das ist ja 'ne Art Motto." Nicole findet toll, dass das fiese Motiv des Täters dem Opfer Glück bringt und dem Täter Pech. „Na ja, in dessen Augen ist es kein Pech." – „Witzig:

Hans hat weiterhin Glück, ohne dass er eigentlich noch will.“ – „Nicht will, aber er macht dann doch mit.“ – „Gibt ’ne eins für uns beide“, ist Steffen überzeugt. Er merkt nicht, dass irgendwo in ihrer Nähe irgendetwas knistert oder kraschelt oder knackt oder ...

In der kleinen Kirche sitzen die Leute. Uli Wend hat ein graues Hemd übergezogen mit einem weißen, umlaufenden Pfarrerkragen. Den besitzt er ja noch. Und er hat sich mal gründlich rasiert. Er ist gerade wieder mit den Korrekturen für das Buch über das Weniger beschäftigt. Diesmal das Kapitel über die Koalitionäre in der Gesellschaft des Randes, die dort eine neue Zivilisation probieren. Das ist ’ne Menge Theorie. „Wir hier zum Beispiel“, denkt er kurz; aber jetzt sitzt er nicht am Text, „wir hier mit unseren individuellen Ideen könnten unterschiedlicher gar nicht sein, aber jetzt bilden wir eine Koalition.“ Draußen beginnt gerade die Sonne unterzugehen. Kurz entschlossen und ohne Absprache geht Fritz zum Turm und läutet die Glocke. Das hat er noch nie gemacht, er ist ja gar nicht konfirmiert, sondern jugendgeweiht. Glocken läuten war immer Konfirmandensache gewesen. Diesmal läutet die Glocke nicht so schnell wie neulich. Glocken gehören einfach zur Kirche, denkt sich Atheist Ickler. Drinnen sitzen sie nun in den Bänken, Brigitte Schubbutat neben dem Professorenehepaar Struck, Heinzi und Bernd, Walter Göricke zwischen Sara Nitschke und Fritz Ickler. Fritz Ickler darf sich nicht in die Nähe von der alten Schubbutat setzen. Sie hat ihm das nicht verziehen, dass er den Bernd der Stasi ausgeliefert hat. Detlef ist aus Posen gekommen. Ihn interessiert das; und er möchte eigentlich zurück in die Heimat. Der alte Märzbach ist auch gekommen; der geht schon an zwei Stöcken. Die Krücken nimmt er nicht, aber Stöcke braucht er. Sogar der Baron ist da – alle staunen. Manche haben ihn noch nie gesehen. Einige denken, es ist jemand von der Zeitung. Er sieht unausgeschlafen und braungebrannt aus. Man denkt, dass er kurzsichtig ist und seine Brille vergessen hat. Er trägt architektenmäßige schwarze Sachen,

abgetragen, aber ehemals wohl teuer gewesen. Das Schwarz geht an manchen Stellen bereits in ein tiefes Grau bzw. fahles Grün über. Eine kleine Sensation sind zwei unbekannte junge Frauen. Die sind mit den Zwillingen gekommen, mit Hans und Peter Kluth, die im Emsland arbeiten und immer noch an Grutzkow hängen. Sind das Cousinen? Oder Bräute? Wollen die herziehen? Vielleicht als Bäuerinnen? Zusammen sind sie 25 Leute, so viel wie Heilig Abend. Martina fehlt noch in der Runde. Sie kommt allerdings immer zu spät; man kann getrost anfangen. Hinten hat sich noch Kasimier Glatz in die Bank gedrückt. In einer evangelischen Kirche war er noch nie. Und in Polen würde er es nie tun.

Alles ist ungewöhnlich hier und zugleich, jedenfalls für die Alten, bekannt. Wie vor 21 Jahren, als sogar die Genossen vom Gemeinderat in die Kirche gekommen waren. Auch damals war es nicht um kirchliche, sondern um Angelegenheiten des Dorfes gegangen. Damals sogar um Angelegenheiten der Gesellschaft, der ganzen DDR.

Uli steht auf wie damals Pastor Mücke. Nach vorne geht er aber nicht. „Liebe versammelte Gemeinde! Wir könnten tausend Dinge diskutieren heute. Zum Beispiel die vielen neuen Ideen, die gut sind für unser Dorf. Sind ja wohl knapp ein Dutzend. Aber die Leersiedlung liegt uns vielleicht mehr im Magen. Oder die Sache mit den Killerratten. Oder dass die Bahn nun ganz dichtmacht. Aber heute soll nicht über dies und jenes diskutiert werden. Heute ist Kirche. In der Kirche geht es ums Ganze. Herr Nitschke und ich haben den Abend vorbereitet. Herr Nitschke sagt gleich, wie es heute hier weiter ablaufen soll. Ich möchte jetzt nur...“

Bevor er weiterreden kann, sagt Frau Schubbutat laut: „Sie können ruhig zum Altar gehen, Herr Pfarrer, wo Sie hingehören.“ Uli ist vorsichtig, er lächelt verlegen. Aber dann tut er es. Er lächelt verzieht sein Gesicht, so dass es ein bisschen schief wirkt. Er ist auch nur Gast in der Kirche, hat er gedacht. Aber von den Gästen

ist er hier ja doch am besten bewandert. Allerdings auch am meisten zerrissen.

Er stimmt erstmal ein Lied an.

Gott, unser Ursprung, sieh es an,
Wie diese Welt zugrunde geht.
Wie Frevel, Habsucht, blinde Macht
Dem Leben so entgegensteht.
O rette uns jetzt in der Flut,
Die alles überspülen will.

Wir wollen selber etwas tun,
Wie Noah an der Arche bau'n.
Gib, Gott, die Maße uns dazu,
lass uns auf deinen Willen trau'n.
O rette uns jetzt in der Flut,
Die alles überspülen will.

Das gehört zu Wends Lieblingsliedern, so drastisch wie es ist. Er hat es Anfang 2009 gedichtet. So drastisch ist es wirklich, findet er, alles spricht für Sintflut in diesem Jahrhundert. Und alles spricht dagegen in mir, denkt er. Walter Göricke singt nicht mit, denkt aber an Singen. Die Nationalhymne von Grutzkow, die müsste man umdichten, jedenfalls den Refrain: Immer zieh'n mich hin / Meiner Heimat Flügel. Den Refrain müsste man irgendwie erneuern. Wenn alle von hier wegziehen und höchstens ein paar neue herkommen wie der Baron oder Nitschkes oder jetzt die Frau Habus, dann muss man die Hymne auch anpassen. Das geht ihm so im Kopf rum. Aber es bleibt jetzt keine Zeit dafür. Während sie noch singen, ruft Herr Märzbach: „Pastor Mücke hat damals die Kerzen auch noch angezündet!" Widerstandslos tut Uli Wend nun auch das. Er findet es ja auch gut. Fritz Ickler denkt schon, nun werden wir gleich ein Halleluja hören und die Beichte abgenommen kriegen. Aber gut; wer die Glocken läutet, was sollte der gegen ein Halleluja haben?

Göricke denkt noch mal kurz an die Nationalhymne. Vom Altar aus sagt Wend: „Weil ich hier stehe, möchte ich Wort für Wort vorlesen, was Pastor Mücke 1989 hier gesagt hat: ‚Es geht ums Ganze. Um Sterben oder Leben. Es ist wie in der ganzen Republik: Sein oder Nichtsein, Leben oder Sterben. Wir Pfarrer erfahren zwar auch das Sterben, aber wir glauben nicht daran. Ich glaube immer an das Leben. Das Sterben muss ich akzeptieren, aber glauben tu ich nicht dran. Denn ich glaube, in jedem Sterben ist ein Weiterleben. Die DDR stirbt. Aber es wachsen zugleich Chancen – ja: Chancen über Chancen.“ Manche erinnern sich noch: Das waren wirklich die Worte vom alten Mücke. Mücke ist längst tot. Er war zwanzig Jahre hier. Und heute muss man nur das Wort „DDR“ austauschen – und alles stimmt. Uli Wend sucht wieder einen Anschlusssatz. Seit er das Buch schreibt und seit er beim Sorgentelefon arbeitet, fallen ihm solche öffentlichen Auftritte immer schwerer. Alle schweigen wieder, es ist ganz still. Hört man von draußen kurz ein Motorengeräusch? Mehrere Motoren nacheinander? Mindestens einer muss hier ganz in der Nähe vorbeigefahren sein. Bernd fällt spontan die Nacht ein, wo er die Ratte gefunden hat. Die schwachen Geräusche, die von draußen in die Kirche dringen, ähneln sehr denen, die zu hören waren, als sie zu viert am Dorfteich saßen: Er und Anette und Bernd und Martina. Wenn die jetzt Ratten in die Kirche schmeißen! Tür auf, zack, und wieder weg, und diesmal die elenden Viecher nicht eingewickelt. Aber das tun sie nicht. Vielleicht sind sie es ja gar nicht.

Ist jetzt Gerd Nitschke dran? Irgendwo knurrt ein Magen; woanders räuspert sich ein Hals und knarrt eine Bank. Ansonsten Stille. Gedanken fliegen durch den Raum. Der barocke Engel schwebt über dem Taufbecken. Der Engel ist das schönste Stück in der Kirche. Auch das Schweigen ist schön. Eigentlich das Wichtigste, was passiert.

www.psverlag.de

Walter Göricke füllt die Pause. Er war schon bei der SED immer vorlaut und hat den Parteisekretär in Verlegenheit gebracht, wenn der seine Rede wortwörtlich aus dem Leitartikel des „ND“ ablas. „Eins muss ich gleich fragen: Weiß denn der Bürgermeister von diesem Treffen?“ Es geht also schon nicht mehr um die Nationalhymne. „Ja, allerdings“, antwortet Gerd, „ich habe selber mit ihm gesprochen. Aber er hat heute keine Zeit.“ Ein großes Gemurmel geht durch die Reihen. Der Bürgermeister wohnt in Sandikow und ist für fünf Dörfer zuständig, er kann nicht immer hier sein. Aber heute hätte er kommen müssen. „Der ist doch evangelisch“, ruft der alte Märzbach, „der muss doch hier reinkommen!“ Fritz Ickler murmelt in sich rein: „Der glaubt wahrscheinlich an nichts mehr, jedenfalls an keine Zukunft hier. Und ganz bestimmt nicht an das, was der Pastor gesagt hat: vom Weiterleben im Sterben.“ Fritz Ickler glaubt eigentlich auch nicht daran, aber jetzt doch. Als er das mit den Ratten gehört hat, da ist ein Ruck durch ihn gegangen. Seitdem will er etwas tun für die Zukunft des Dorfes. Ich schieße Grutzkow frei, auch für den Pastor, denkt er, da kann der Pastor soviel von Gewaltlosigkeit reden, wie er will.

Das kurze helle Aufzucken, das durch die linken Fenster dringt, ist schon das zweite seiner Art; das erste hatte noch keiner wahrgenommen. Ein leichtes – ja, wie? – Bröckeln oder Knistern ist schwach zu hören. Aber es ist weder das eine noch das andere. Ohne das lange Schweigen hätte man es vielleicht gar nicht bemerkt. Links ist Norden. Kirchen zeigen ja immer nach Osten, wo die Sonne aufgeht. Wenn du in der Kirche sitzt, guckst du immer in die Zukunft, hat Uli Wend mal gesagt. Das ist nicht so leicht zu glauben, wenn das Inventar nur aus Mittelalter und Barock besteht. Wie auch immer: jetzt dieses Bröckeln von links. Links = im Norden steht die Burg. Das bröckelnde Geräusch will gar nicht enden. Meingott! Oder auch knattern. Die Leute stehen auf. Gerd steckt hastig und irritiert sein Manuskript wieder weg, mit dem er gerade

loslegen wollte. Er hat lange über diesem Text gebrütet. Die Grutzkow-Strategie. Die ist plötzlich nicht akut. Langsam, aber bald schneller werdend, bis zur Panik, schiebt die Gemeinde sich vor die Kirchentür. Man ist hier ja nicht an Störgeräusche gewöhnt wie in der Stadt. Sara und Gerd denken sofort an Steffen. Und ja: Die Burg – ist da vielleicht ein Teil weggerutscht? Schlecht saniert seinerzeit? Aber sie steht noch, jedenfalls was man so sieht. Und Steffen? Und Nicole? Wo ist Nicoles Mutter? In der Kirche war sie nicht. Sofort informieren! Die ist nicht bei der Versammlung. Weiß die, dass Nicole wahrscheinlich oben ist? ... Wie geht das alles? Die Fenster der Burg sind halb-hell, das kann auch die Spiegelung von der untergehenden Sonne sein. Aber es kommt doch von innen. Im Halbdunkel des Herbstabends eine ganz eigenartige Lichtsituation, geisterhaft, beweglich, unklar. „Das brennt!“ Walter Göricke schaltet sofort. Er rennt in sein Haus, um die Feuerwehr anzurufen. Damit muss man nicht warten, bis man direkt vor Ort war. Selbst wenn sie sich irren: Gleich die Feuerwehr holen. Irgendetwas brennt oder glimmt da auf jeden Fall. „Leute, Leute, bleibt ruhig“, ruft einer; aber was soll das, wer kann das jetzt, wer hört den Rufer überhaupt? Alle gehen, schieben sich, rennen zur Burg. Nur Kasimier und der Baron bleiben in der Kirche sitzen. Der Baron hat Angst vor Gruppen. Und der Pole weiß immer noch nicht, wie die Leute hier zu ihm stehen. Jedenfalls hat das heute für ihn nichts gebracht. Er geht raus in den Busch, er muss sowieso pinkeln. Der Professor hatte ihm neulich zugerufen, mit seinem kombinierten Taxi, das würde wohl bald etwas werden. Mit dem Prof würde er gerne sprechen, lieber als mit Gerd. Aber die stolpern beide zur Burg.

Sara und Gerd laufen vorneweg. Es ist ihre Wohnung, es ist ihr Kind. Doch auf halbem Weg stolpert Sara, zögert, rutscht in die Hocke: „Gerd, komm zurück, einen Moment!“ Die anderen drängen an dem Paar vorbei. Ein Schmerz in Saras Unterleib, sie fühlt, dass es warm und feucht wird. Blut. Fehlgeburt. „Mein

kleiner Junge“ – und oben auf der Burg der große! Sie wissen noch gar nicht, was da oben vorgefallen ist, aber es ist auch so schon ganz schlimm. Wie sollen Sara und Gerd jetzt an das Leben statt an das Sterben glauben?

Als Martina endlich ankommt, verspätet, wie es ihre Art ist, und die Kirche betritt, ist schon keiner mehr drin. Nur Daniel Jepsen. Aber sie weiß nicht, dass er das ist. Ihr fallen nur seine schwarzen Sachen auf. Sie hat Dorfleute in Richtung Burg rennen gesehen. Als sie wieder aus der Kirche raus ist – sie will hinterher –, tritt jemand von der Seite an sie heran, greift nach ihr. Stinkt der nach Knoblauch? Mit schnarrender Stimme spricht er: „Eine haben wir.“ – „Tot“, denkt Martina. Sie erkennt nichts. Der Typ will sie von der Kirche weg schleifen. Sie reißt sich mit plötzlicher Kraft los, tritt dem Mann in den Sack, schreit. „Du Ratte!“ Kasimier Glatz taucht auf. Er kommt aus dem Gebüsch vom Pinkeln. Der fremde Typ jault auf, krümmt sich von Martinas Tritt. Oder von dem Wort Ratte? Kasimier schreit sehr laut – nur ein Laut, kein Wort, wie ein Orang Utan. Der Typ hat ihn nicht dort vermutet, hat nicht mit einem zweiten Menschen gerechnet, zuckt zusammen und haut ab. Martina denkt einen Moment an das Frauenseminar Selbstverteidigung in Berlin. Da hatten sie einen ganzen Sonnabend nur Sacktreten und das passende Schreien geübt. Es war sehr lustig gewesen damals, als sie mit den Puppen übten. Jetzt ist der Ernst gekommen. Eigentlich war es für das Überleben in der Großstadt gedacht gewesen. Sie rennt weg in Richtung Burg, wohin alle gelaufen sind. Mittendrin hält sie inne, dreht sich um. Sie hat was gehört. Sie sieht einen Kampf, vier oder fünf Leute. Motorräder sind abgestellt, liegen auf dem Boden. Das sieht planlos aus; die Motorradfahrer scheinen diese Prügelei nicht eingeplant zu haben. Wo kommen die her? Kasimier, dann wohl der eine Täter – und? wer noch? Dann kommt ein Mensch aus Richtung Kirche an mit einem großen – ja, Brett, Knüppel? Sieht aus wie ein kleines Paddelboot. Er schlägt auf

die Typen ein. Es splittert. Da verschwinden vier von ihnen auf den Motorrädern. Sie rennt zurück zum Tatort, sieht Kasimier auf der Erde liegen, blutig und stöhnend. Göricke ist zu erkennen, der kommt aus seinem Haus. Der Mensch mit den schwarzen Sachen steht im Schatten der Kirche und weint; ein lautes Schluchzen. Martina schreit: „Rufen Sie die Polizei – und den Notarzt. Schnell!“ Göricke kommt gar nicht aus dem Telefonieren raus. Eben war es noch um die Feuerwehr gegangen.

Martina ist nun hier hinter Pasewalk, wo keiner hinkommt, aber sie kriegt keine Ruhe. Als ob sie es ist, ausgerechnet sie, die die Unruhe hergebracht hat! Und nun noch dieser heulende Typ, den sie nicht kennt.

www.psverlag.de

Dritte Septemberwoche 2010

Die Burg hatte gebrannt. In der Ausstellung hatte es die Bilder und Wandteppiche sowie das wenige Mobiliar ganz und gar erwischt. Ein Ölbild einer Dresdnerin, Katharina S., hatte ein besonderes Schicksal gehabt. Wenn man versuchte, den Vorgang zu rekonstruieren, war das Bild wohl von der Wand gefallen, als unmittelbar davor eine Plastik umgestürzt war. Die hatte auf einer ziemlich rohen Palette gestanden; und das Ölbild hatte sich nun auf der Palette verfangen. Es hatte „Blauer Engel“ geheißen. Die Hitze hatte die Leinwand weggefressen, aber das Öl war auf die Bretter der Palette halb gerutscht, halb geflossen. Die Palette selbst war zum Teil angebrannt. Martina, die die Ausstellung bis dahin überhaupt nicht gesehen hatte, sah es und war fasziniert. Sie zog das Objekt heraus. „Was soll das?“, fragten alle. Sie wollten das entsorgen. Aber Martina nahm es mit auf ihr Zimmer. „Die Witwe“ taufte sie das Objekt. Es war viel zu groß für ihr kleines Zimmer. Die „Witwe“ gefielt ihr wirklich sehr, so makaber der Vorgang seines Entstehens auch gewesen war. Sie erinnerte sich an die Predigt von Uli Wend. In der Hungerkatastrophe, als der Regen ausgeblieben war, war etwas entstanden, es war weitergegangen, wenn auch auf ungeahnte Weise – nein, gerade auf ungeahnte Weise, nur so.

Die Dielen, Fenster und Türen waren immerhin durch Imprägnieren gegen Brand geschützt gewesen und waren „nur“ angekokelt worden. In die benachbarte Wohnung Nitschke war starker Qualm massiv eingedrungen. Nicole und Steffen hatten sehr spät geschaltet und waren erst herausgelaufen, als die Leute aus der Kirche schon angestürmt kamen. Die beiden sind körperlich OK, aber geschockt und immer noch durcheinander. Nicole hat Angst, ihrer Mutter davon zu berichten. Die hat doch schon genug ... Steffen macht sich Vorwürfe: Ich habe Schuld, ich hätte es früher merken

müssen, ich wohne ja hier. Der Ausgangspunkt für alles scheint das Café gewesen zu sein. Etwas wie eine Bombe muss dort explodiert sein. Irgendwie hatte es eine Detonation gegeben. Die Küchentechnik war völlig zerfetzt und das Mobiliar des Cafés verbrannt. Von dort hatte das Feuer leicht (so sah es jedenfalls aus) in die Ausstellung kommen können. Leicht, obwohl es an sich eine Doppeltür zwischen Café und Ausstellung gab, die normalerweise abends geschlossen wurde. Unklar blieb, wieso die Doppeltür offen gewesen war. Keiner aus der Familie, auch Martina nicht, konnten sich erinnern, was sie zuletzt mit der Tür gemacht hatten. Das Seitengebäude, der so genannte Alte Stall, hatte nichts abbekommen und auch der Aufgang zum Burgturm war begehbar wie bisher. Aus 1000 Meter Entfernung sah man der Burg nichts an, Lästermäuler sagten: Jetzt ist es wieder aus wie vor der Restaurierung. Aber in vielen Details waren die Auswirkungen verheerend – innen noch viel auffallender als außen.

Wahrscheinlich hätte mindestens die Ausstellung gerettet werden können, wenn jene Doppeltür geschlossen gewesen wäre oder wenn die Feuerwehr schnell gekommen wäre. Aber es war ein Freitagabend, und da bekam man in Pasewalk die Männer der FFW nur schwer zusammen. Die Berufsfeuerwehr war letztes Jahr abgeschafft worden. Deren Mitarbeiter waren damals stocksauer gewesen und hatten der Freiwilligen mit keinem Rat und keinem Handschlag geholfen. Man hatte auch Stimmen gehört, die neuen Freiwilligen seien Nazis, die sich nur gemeldet hätten, um Brände, die ihnen ins Konzept passten, dann nicht zu löschen. Das passierte immer wieder: Nazis setzten sich fürs Gemeinwohl ein oder taten so, als ob ... In Templin hatten sie ein Altersheim geschützt vor dem Lärm einer Disko, in Ückermünde hielten sie eine Kleingartenanlage sauber und so weiter. Die braven Bürger vor bösem Feuer schützen – das nahm ihnen keiner übel, das war zumindest ein kluges Deckmäntelchen. Was die Feuerwehr betraf, so hatte sei-

nerzeit nicht mal eine Übergabe seitens der abgewickelten Berufsfeuerwehr stattgefunden. Ein ganz ähnlicher Vorgang übrigens wie im Rathaus. Die etablierten Parteien waren letztes Jahr bei den Kommunalwahlen durch Freie Initiativen und durch Rechte abgelöst worden – ein Erdrutsch, genau genommen schon der zweite nach 2004. Und die Neuen im Stadtrat – teils Volksverhetzer, teils gutwillig, aber beide Seiten unprofessionell – hatten absolut keine Hilfe, keine Tipps von den alten Hasen erhalten. Die Neuen waren also hilflos. Und genau so hatte die neue Feuerwehr nun auch das Café und die Ausstellung gelöscht: unprofessionell und hilflos. Sie hatte am Ende nicht einmal sagen können, ob sie die Tür, die vom Hof zum Cafe führte, verschlossen vorgefunden hatten oder nicht. Oder ob man irgendetwas wie einen Einbruch hatte feststellen können. Die bewusste Doppeltür zwischen Café und Ausstellung – an deren Vorhandensein konnten sie sich schon tags darauf gar nicht mehr erinnern.

Die Polizei war dann erst lange nach der Feuerwehr gekommen. Das war eine Art Arbeitsteilung, die sie bei Bränden immer so vornehmen: Wir kommen erst, wenn die den Weg freigespritzt haben. So konnten natürlich wichtige Hinweise verschwinden. Auch nach Martinas „Witwe“ wurde nie gefragt. Die Polizisten hatten festgestellt, dass sie betreffend Aufbrechen der Tür oder der Türen nichts feststellen könnten. Das war so ungefähr ihre Haupterkenntnis gewesen.

Die Ausstellung war speziell versichert – die Polizei überließ den Fall daher sehr schnell der Allianz. Zu schnell, wie Gerd fand. Aber man erlebte ähnliches überall: Rückzug des Staates und Vormarsch der Privaten. Allerdings: auch als die Versicherung kam und den „Schadensfall“ aufnahm, folgte sie der Version des kenntnislosen Staatsorgans: Nichts festzustellen. Geld gab es trotzdem; schön, wenn auch fatal. Den zerfetzten Toaster aber, der in der Südostecke des Cafés stand und dessen Kabel – besser: Reste davon – in der

Steckdose steckte, hatte sich keiner der „Experten“ angeschaut. Er war, wie die Metallvitrine, auf der er gestanden hatte, halb zusammengeschmolzen und völlig verrußt und zerrissen.

Gerd und Sara ist nach außen hin an Normalität gelegen, und sie verbreiten gerne die Version der Polizei, es sei ein Brand mit unbekannter Ursache gewesen und die ausstellenden Künstler würden jetzt von der Versicherung genügend Geld bekommen. Tatsächlich ist der Verlust des Kindes, die Fehlgeburt für Sara gravierender als alles andere; sie kann tagelang nicht darüber sprechen. Im Grunde redet sie selbst mit Gerd nicht über die Fehlgeburt. Nur an der Art, wie sie sich an ihm festhält, bei ihm Bergung sucht, ihn anschaut, erkennt er, dass der Ausruf „Mein kleiner Junge ...“ genau so gemeint ist: „Alles ist kaputt. Alles ist vorbei.“ Manchmal, wenn sie allein zu sein glaubt, steht sie Viertelstunden lang am Fenster und starrt nur irgendwohin. Mit Mitte/Ende 30 denkt man ja, es sei nun langsam das letzte Kind. Dann war es das? Auch Gerd kann nicht über den Verlust sprechen. Für beide rückt der Brand in den Hintergrund gegenüber ihrem ganz eigenen Drama. Das Kind war ihr endgültiges Ja zu dem Weg, den sie in Grutzkow eingeschlagen hatten: Ja, so wollen wir leben; hier wollen wir leben. Mit all den Niedergängen und Beeinträchtigungen. Und das nicht geborene Kind plus die vernichteten Räume – das stellt ihr schwer erkämpftes Einverständnis ernsthaft in Frage. Alles stellt es in Frage.

Am Abend, beim Abtrocknen in der Küche, als sie nur zu zweit sind, heult Sara sich bei Martina aus. Es ist schlimm, aber die Tränen tun schon mal gut. Martina erfährt zum erstenmal, dass Gerd zuletzt aufgefressen worden war von der Bürgerinitiative. Dass er immer seltener mit ihr geschlafen hatte. Dass er mitten beim Kaffeetrinken aufgesprungen war und noch irgendeine Notiz hatte machen müssen. „Das Kind – so doof das klingt – das Kind sollte auch etwas retten. Dieser Abstieg hier zehrt ja doch ...“ – „Mensch, Sara, vorige Woche wart Ihr für mich noch das Traum-

paar ... ohne Probleme.“ Neue Tränen bei Sara. Dann ein geheultes „Ja, es kann auch noch werden.“ Nach einer Weile, Sara hat sich gefasst, sagt sie: „Aber gib’s zu: Ganz hast Du uns das nie geglaubt ... Deine Fragen, mehrmals, ob man hier leben könne ... Und jetzt hast Du damit Recht bekommen. Das Kind weg und die Burg angekokelt: das kommt wirklich ganz und gar im falschen Moment und trifft uns viel härter als ...“ Martina umarmt die Freundin und hält sie ganz fest. Umarmen ist das einzige, was sie jetzt tun kann. Martina als Trösterin. Sie hatte das auch selbst gebraucht, als sie herkam. Wegen Umarmungen mit der Freundin war sie ja sozusagen hergekommen. Und Sara hatte sie sehr schön gedrückt, immer wieder. „Und ein neues?“ Aber Sara bringt nur die abgetrockneten Mokkalöffel ins Wohnzimmer. Martina merkt schnell, dass Gespräche über ein neues Kind jetzt nicht dran sind. Jetzt noch nicht, und vielleicht nie.

Sie ist ja selbst völlig durch den Wind. Die Begegnung mit dem Typen vor der Kirche hat sie permanent fassungslos gemacht. Der Mann hatte sie zwar nach ihrem Tritt losgelassen. Aber da waren ja mehrere gewesen. Wenn die nun alle über sie hergefallen wären! Und schon dieser eine! Aber wollten die wirklich gerade sie greifen? Das war doch eher ein Zufall – weil sie zu spät gekommen und so als einzige noch vor der Kirche war! Oder? Und was ist mit Kasimier? Der hatte sich toll für sie eingesetzt. Wie geht es dem jetzt? Und welche Rolle hatte Jepsen gespielt? Er soll der Unbekannte gewesen sein, der noch in der Kirche gewesen war und der wohl mit irgendetwas Großem auf die Typen eingeschlagen hatte. Was hat der damit zu tun?

Martina ist es dann, die beim Aufräumen das gusseiserne Unterteil des Toasters erkennt: jenes „Royal Rochester“ von 1924, den sie vor sechs Jahren in ihrer Firma nachgebaut und mit großem Erfolg verkauft hatten: den weltältesten Wendetoaster. Gerd und sie waren durch den Royal groß ins Geschäft genommen. Martina fragt

sich, wie das Gerät derartig hat zerreißen können. War es vielleicht nicht richtig ausgeschaltet worden? Sie redet mit Sara darüber; die aber schwört, ihn seit Wochen nicht benutzt zu haben, „ach was, seit Monaten“. Und wie sollte man ihn falsch ausschalten können? Er macht das doch automatisch!

Martina beißt sich an dem Toaster fest. Ist wahrscheinlich Quatsch, aber er stammt ja immerhin aus ihrer Werkstatt. Immerzu denkt sie, ob der vielleicht von jemand anderem, von einem Inkompetenten benutzt worden ist? Von den Frauen, die in der Ausstellung Wache schieben zum Beispiel. Oder – ein Blitz geht durch ihr Gehirn – ihr Ex. Ihr Ex aus Berlin: „Du hast mich getroffen – jetzt treffe ich dich, und zwar mit einer Erinnerung an unseren ganz großen Erfolg“. Dazu musste der natürlich wissen, dass sie in Grutzkow war und im Café mitarbeitete. Und er musste mal im Café gewesen sein – oder ein anderer in seinem Auftrag – und den Toaster gesucht und gesehen haben. Aber warum hatte er nicht ihre kleine Wohnung abgefackelt, drüben im Alten Stall? Wegen der Symbolik des Royal Rochester? Konnte so ein Gerät den Brand überhaupt ausgelöst haben? Wie konnte man ihn zum Explodieren bringen? Und wo musste der Täter sein, während das Gerät platzte? Sie denkt, dass Bernd Schubbutat doch auf Kleinstelektronik spezialisiert ist und bittet ihn, mal zu gucken, ob es Indizien für eine (wie nennt man das?) unbefugte Benutzung gibt. Bernd kommt dann auch, etwas zweifelnd, und schaut sich die Basis des Toasters an. Nichts zu erkennen, außer dass es da zeitweise sehr heiß gewesen sein muss. Martina findet, dass er das zu schnell sagt und dass es ihm egal zu sein scheint. Aber gut, er ist kein Kriminalist. Sie sucht weitere Teile. Bruchstücke von Teilen würden schon reichen! Aber das meiste ist einfach nicht mehr da – wahrscheinlich schlicht zerschmolzen. Ein Teil war ja Plastik. Beim Fegen, Stunden später, als Martina schon nicht mehr sucht und Bernd längst gegangen ist, findet dann Sara einen dünnen Kontakt-

draht, der meterweit vom Standort des Toasters entfernt liegt. An dem klebt eine Masse, die heller ist als irgendetwas sonst am Toaster. Wie geschmolzene Plastik. Sie zeigt ihren Fund Martina. Die beiden grübeln; Martina weiß hundertprozentig, dass diese helle Masse nicht zum Toaster gehört. Und ein Brotrest sieht so nicht aus.

Als ihnen weiter nichts einfällt, erinnert Sara sich, dass Gerd ihr mal von einem Roman erzählt hat, in dem ein präparierter Toaster eine Explosion auslöst. Als Gerd mal zu sehen ist, fragt sie ihn. Ja, er hat das nie vergessen, weil es verrückt war: Jemand hat dort Kaugummi auf dem Boden des Gerätes angebracht und einen Kontaktdraht zu den Heizspiralen installiert. Damit hat er das Gerät manipuliert, so dass es sich nicht von selbst wieder ausstellen konnte und nach wenigen Minuten einen Brand auslöste. Beide Frauen gehen zu Bernd Schubbutat und fragen ihn, ob so was denkbar ist. „Sagt mal, Ihr habt ja kriminelle Energie in Euerm Kopf“, sagt der bloß, „auf so was kommt man doch normalerweise nicht.“ Er grübelt, ob die Frauen etwa von seiner Stasi-Vergangenheit wissen. „Normalerweise werden Küchen ja auch nicht abgefackelt“, antwortet Martina auf seine Frage, und normalerweise erinnert Sara sich auch nicht an alte Krimis. „Ja, Gerd hat das mal in einem Roman gelesen: Ein Toaster explodiert, und der war so ähnlich präpariert. Das Buch heißt – ja, genau – ‚Two Wheels‘. Er hat damit Englisch gelernt. Deswegen weiß er das noch.“ – „Nicht Dein Mann müsste den gelesen haben. Du müsstest wissen, wer ihn noch gelesen hat. Der kann es ja dann gemacht haben. Von selbst kommt man da nicht drauf.“ Im Grunde glaubt Bernd nicht an eine solche Theorie. Martina weiß nicht mehr, ob der Berliner Gerd „Two Wheels“ überhaupt kennt. Wenn doch, wäre das eine heiße Spur!

Gerd Nitschke wundert sich denn doch sehr: Wie hätte denn der Berliner Gerd überhaupt auf Grutzkow als Martinas Aufenthaltsort stoßen können? Bernd wiederum schüttelt nur den Kopf. „Wie

könnt Ihr diese Frage stellen, bevor ihr irgendwelche Indizien habt? Ihr zäumt ja das Pferd von hinten auf.“ – „Recht hast Du“, bestätigt Gerd, „aber manchmal geht es eben nur so: von hinten durch die Brust.“ – „Na gut“, räumt Bernd ein, „wenn Ihr was Technisches wissen wollt, komme ich gern helfen.“ Er bringt die drei zur Tür, dann müssen sie ja wohl gehen. Auf der Burg werden sie weiter überlegen: Martina sagt noch: „Mein Versprecher gegenüber Kasimier – als ich mich aus Versehen ‚Marta’ nannte: das ist der erste Baustein. Die erste Spur, die nach Berlin führt – führen könnte.“ Sie hatte sich dort, gleich bei der Ankunft in Pasewalk, mit ihrem gewandelten Vornamen vertan. Das interessiert den bis jetzt ungläubigen Bernd nun doch. Es scheint ernsthafte Spuren zu geben. „Kommt doch wieder rein. Ich mach einen Tee.“ Ach einer Weile fügt er hinzu: „Marta und Sara.“ Er ruft zu seiner Mutter runter: „Mach doch bitte einen Tee für uns.“ Die drei gucken sich an: Mutter, mach mal ... Das ist ja wie in Anatolien! „Und ich bin erkennbar aus Berlin gekommen. Kasimier hat mich ja aussteigen gesehen.“ – „Kasimier? Aber der hat ja gerade gegen die Typen gekämpft. Der Pole auf der Täterseite?“ – „Moment mal! Er ist sicher kein Komplize von den Motorradleuten. Er kann aber trotzdem seine Information über Martinas Ankunft ...“ – „Du meinst, das können hier zwei Täter oder Tätergruppen sein? Dann hätten die Mannen des Berliners die Burg gesprengt – und im gleichen Moment wollten die Motorradtypen unsere Versammlung stören.“ – „Ratten reinschmeißen zum Beispiel.“ – „Ja, zum Beispiel. Beide hätten dann nichts voneinander gewusst, und durch den Brand auf der Burg beziehungsweise durch unser Rauslaufen aus der Kirche wären die Motorradleute an ihrem Ding gehindert worden.“ – „Nicht übel, Kommissar“, lobt Bernd. Langsam macht ihm das hier Spaß. Er hat in der Klinik Mengen von Krimis gelesen, alle zehn Jahre alten Wallanders rauf und runter, aber darauf wäre er nicht gekommen. „Aber ich würde doch erstmal einzelne Fakten

sammeln, bevor ich einen Zusammenhang konstruiere“, sagt er; das hatte er eben schon mal angemahnt. „Also dass zwei unterschiedliche Tätergruppen zeitgleich und unkoordiniert – nee! Hier auf unserm Dorf! Vielleicht in den U-Bahn-Schächten von Berlin! Aber hier?“ Dann bringt die alte Frau den Tee. Sohni hätte den ja wenigstens selber holen können, aber er lässt sie sogar noch die Treppe hochkriechen. Macho geworden oder Kind geblieben oder beides.

„Wenn es den Zusammenhang zwischen diesen beiden nicht gibt, dann gibt es aber einen zwischen Berlin und den Typen, die den Toaster benutzt haben.“ – „Benutzt ist gut“, meint Sara. „Aber irgendetwas fehlt uns da“, sinniert Martina. Gerd versucht: „Du hast deine Fahrkarte via Internet gebucht – und dein Ex konnte das später an deinem Rechner nachvollziehen.“ Aber nein, Martina hat ein schlichtes Brandenburg-Ticket am Schalter gekauft, zehn Minuten vor Abfahrt des Zuges. Und mit konventionellem Geld, nichtmal mit der EC-Karte. Da konnte ihr Ex rein gar nichts nachvollziehen. „Tja, wir kommen nicht weiter; vielleicht kommt ja die Eingebung später“, will Sara die Spurensuche abbrechen. Jedenfalls für jetzt. Aber erstmal bleiben sie an Brigitte Schubbutats Tee hängen.

Natürlich wird auch im Dorf weiter von dem Drama auf der Burg gesprochen. Eine Spurensuche der etwas gröberen Art. Waren wohl die beiden Gymnasiasten unachtsam? Die waren zu der Zeit doch allein auf der Burg. Das mutmaßen die einen. Oder hatte das Ehepaar Nitschke einen Streit gehabt? Da sollen ja schon manchesmal die Fetzen geflogen sein, gerade in den letzten Wochen und Monaten! Das fragen sich andere. Oder gab es Neider, die den beiden ihren Erfolg nicht gönnten? Vielleicht der Pole? Der saß scheinheilig in der Kirche und wartete auf den Bums auf der Burg! Er saß ja auffallend weit hinten, dicht neben der Tür. Warum war die schöne Martina Habus zu spät in die Kirche gekommen? Vorher die Burg angesteckt und dann schnell in die Kirche gegangen als Alibi? Vielleicht steckt ein Maler dahinter, dessen Bilder nicht in die Aus-

stellung aufgenommen worden waren. Oder neidische Künstlerkollegen, die die Bilder und Teppiche vernichten wollten? Oder die Künstler selbst, die Geld brauchten und an die Versicherung gedacht hatten? Die meisten aus dem Dorf haben die Ausstellung nie gesehen, aber jetzt wissen alle Bescheid. Die Diskussionen und Vermutungen werden umso wilder, je länger der Vorgang zurück liegt und je weniger einer konkret mitbekommen hat.

Mehr noch wird über die Schlägerei vor der Kirche geredet – und gerätselt. Wer hat da gegen wen? Und warum?

Uli Wend überlegt, ob die Veranstaltung in der Kirche nicht wiederholt werden sollte. Besser gesagt: fortgesetzt. Aber, denkt er, das würde jetzt keine Fortsetzung sein. Und es läge dann zu viel auf dem Tisch: Der Brand, die Leersiedlung, die Ratten, die Streckenstilllegung, die Klopperei. Und nun noch die gegenseitigen Verdächtigungen ... Das geht nicht unter einen Hut, selbst wenn es total zueinander passt. Er lädt erstmal zu nichts Neuem ein. Gerd, der sein Mit-Einlader war, hat zurzeit auch anderes im Kopf.

Und er hat auch gerade anderes im Sinn. Vom Verlag war wieder etwas zum Korrigieren gekommen: der Abschnitt über die „A-Koalitionen“. Neue Lebensentwürfe in einer schrumpfenden Gesellschaft, hatte Wend geschrieben, kämen vorrangig aus den A-Bereich, nicht von den B-Leuten: Beamten, Besserverdienenden, Betuchten, Bildungsbürgern. A = Arbeitslose, Alte, Arme, Auszubildende, Ausländer, Aussteiger. Die B’s versuchten ja immer noch, ihren Besitzstand – wieder ein B – zu sichern. Doch dabei fällt keinem etwas Zukunftsfähiges ein: nicht beim Absichern des Alten. Der Lektorin hat der Text gefallen. Sie hat Uli Wend geschrieben: „Wenn ich auch selbst zu den B-Leuten gehöre, jedenfalls momentan gerade, so weiß ich doch, dass ich mich auf A vorbereiten muss. Und Ihr Buch hilft mir dabei.“ Danach gab es noch einige Verbesserungswünsche von ihr, aber die waren eher unbedeutend.

Am Freitag geht dann Wends druckbarer Text zum Verlag. An dem anderen freilich, dem Kapitel, das der A-Koalition vorangeht, sitzt und schwitzt er immer noch: der Beschreibung des Aufbruchs in den Randgebieten der schrumpfenden Gesellschaft. Dieser Text wird, das zeichnet sich schon ab, immer dörflicher. Die schrumpfenden Städte geraten fast schon in den Hintergrund. Immer mehr von Grutzkow kommt in den überarbeiteten Text. Wend stilisiert die Ideen von Gerd und Heinzi hoch zu „Landwerkstätten“ und er schreibt viel über die LandArt des Barons. Auch der Mix von Kasimier Glatz (Taxi plus Essenservice) bekommt im Essay eine Aufwertung. Und nun auch noch die Ratten, die Motorradfahrer, die Familienkrise und die brennende Burg – aber die lässt er draußen.

In dem Text über die Koalitionen in den Regionen des Weniger hatte er auch etwas über die Alten geschrieben. Nämlich das:

Während viele Kennziffern in unseren Gesellschaften schrumpfen, wächst (!) die Zahl derer, die physisch schrumpfen und schrumpeln und schließlich verschwinden: die Zahl der Alten. Die vielen Armen unter ihnen (!) lassen durch ihre meist karge Lebensweise den Konsum und die Mobilität eindrucksvoll zurückgehen. Die Alten in unserer Gesellschaft sind also von Natur aus Avantgardisten eines unvermeidlichen Schrumpfens. Auch Jüngere können von ihnen lernen, wie man das ungeliebte Schicksal des Weniger schließlich doch annimmt. – Der soziale Status der Alten, die ja das Schrumpfen leibhaftig leben, ändert sich in der Schrumpfungsgesellschaft gründlich: aus einer Rand- wird eine Zentralgruppe.

Das scheint gut bei Frau Gebauer angekommen zu sein. Sie reagiert nach wenigen Tagen mit einem langen „Jaaa“, hat dann aber, wie so oft, noch eine Idee: „Lieber Herr Pfarrer! Ich wähle mal diesen Titel. Ich wundere mich ein bisschen, dass der Theologe in ihnen nicht stärker mit mentalen Argumenten kommt. Für mich ist

es doch so, dass die Alten, denen das Schrumpfen und Schwinden ja täglich und stündlich begegnet, auch ein Klima, eine existenzielle Selbstverständlichkeit in die Gesellschaft bringen, in dem/in der dann „Wachsen“ einfach nichts mehr ist, was alle täglich tun und wovon alle immerzu träumen. Das möchte ich gerne noch in einigen Sätzen von Ihnen bekommen: In einer Gesellschaft, die von Alten dominiert wird, liegt Wachsen einfach nicht mehr in der Luft. In dieser „neuen Luft der Alten“ findet man vielmehr, auch als Politiker, Zustimmung zu den unterschiedlichen Aspekten des sozialen Schrumpfens. – Ja, ja, irgendwie steht das alles in Ihrem Text. Aber, bitte, noch mehr als Roter Faden, Herr Pfarrer!“ Ja, denkt Uli Wend, das ist leichter gesagt als getan. Aber das mit der „neuen Luft der Alten“ ist richtig gut, grenzt beinahe schon an Literatur. Der springende Punkt, denkt er weiter, ist wohl, dass niemand alt werden will, jeder es aber doch tut – oder erleidet – oder über sich ergehen lässt. Besonders sexy ist das nicht, theologisch kann man dazu auch eher nichts sagen. Ich muss einfach das quasi Naturgesetzliche des Rückgangs, des Schrumpfens hervorkehren. Andererseits, nein, es ist auch menschengemacht. Das Erdöl wird ja nicht von selber alle, neue Kinder bleiben ja nicht aus ihrem eigenen Antrieb heraus ungeboren. Die vielen Rückgänge: sie sind menschengemacht, aber haben sich völlig verselbständigt. Jetzt stehen sie den Tätern gegenüber wie Naturgewalten. Ihm fällt die Sintfluterzählung ein. Gott schickt die Flut, d. h. sie ist unabwendbar, aber die Lebewesen hatten vorher „ihren Weg verderbt auf Erden“. Also sie, die Opfer der Flut, waren und sind deren Urheber. „Gott schickt die Flut“ heißt dann: Unsere Untaten gegen die Erde richten sich nun gegen uns, und zwar unabwendbar. Wend denkt, gerade die Alten erleben/erleiden eine ganz bestimmte Art von Unabwendbarkeit: Schrumpfen, Schwinden, Sterben. Und das ist es, was neuerdings die Jüngeren mit den Alten verbindet: ein Sog zum Weniger. Und die Alten sind dabei nicht „Vorbild“. Vorbildern soll

man ja nacheifern. Aber nacheifern müssen die Jüngeren gar nicht. Vielmehr geraten sie quasi von selbst in die Lage, die für die Alten ganz normal ist. Und da gibt es nun, neuerdings, eine Art Gemeinsamkeit. Die ist ziemlich freudlos, aber wenn sie ihre Situation kapieren – nämlich dass die eben Parallelen aufweist –, dann kann sich quasi ein „Lernen von den Alten“ ergeben. So ungefähr. Und dann liegt, wie Frau Gebauer sagt, „das Wachsen nicht mehr in der Luft“ – faktisch sowieso nicht mehr, und nun eben auch nicht mehr mental. Ob das der Dame reicht?

* * *

Wenn Susanne Grüttner auf ihrem gelben Rad ins Dorf kommt, heißt es: Der Staat ist da. Die Frau mit den tiefrot gefärbten Haaren, die sie zum Pferdeschwanz bindet. Vielleicht zu jugendlich für ihre 50 Jahre. Aber der Pferdeschwanz ist praktisch, sagt sie immer. Susanne Grüttner hat einen ziemlich langen Hals; zusammen mit dem Pferdeschwanz macht sie das irgendwie lang und dünn, jedenfalls oben herum. Wenn sie „der Staat“ genannt wird, korrigiert sie jedes Mal und betont, die Post sei längst privat. Aber sie bleibt „der Staat“. Irgendwie ist sie, neben Fritz Ickler, der Arm, mit dem die Welt nach Grutzkow und Grutzkow nach der Welt greift. Dabei ist Susanne mehr für die Lebenden, Fritz mehr für die Toten zuständig. Sie ist Briefträgerin, aber sie ist viel mehr: wandelnder Briefkasten und Sozialhelferin. Vor acht Jahren hatte man den einzigen Briefkasten in Grutzkow abgebaut; seitdem muss die Briefträgerin die Post, die weggehen soll, einsammeln. Im Mittelalter soll es auch so gewesen sein. Nur dass sie kein Posthorn hat. Von einigen alten Leuten in Grutzkow hat sie außerdem die Vollmacht, Geld von der Bank in Pasewalk mitzubringen. Das sind die, die gar nicht mehr in die Stadt fahren können und die natürlich auch nichts von Online Banking verstehen. Auch Apothekensachen bringt Susanne für

einige mit. Wenn Anette Piper mal wieder 14 Tage in Polen ist, pflegt sie außerdem den Opa Widuwilt, der muss gewaschen und angezogen werden und hat keine Angehörigen in der Gegend. Das bringt auch ein bisschen Geld für die Frau. Für manche Grutzkower läuft ohne Susanne Grüttner nichts. Sie ist die Mutter von Nicole und die Exfrau von Fritz Ickler. Als der 1990 aus dem Rat des Kreises flog und als das Verhältnis zu seiner Sekretärin aufgedeckt wurde, hatte Susanne sich von ihm getrennt. Diese Frau war zudem Stasi-IM gewesen, und es war nicht klar geworden, ob Fritz sich an die Sekretärin oder die sich an ihn rangemacht hatte. Fritz stellte sich als Opfer des Stasi-Weibes dar; aber das war für Susanne zu einfach: alles auf die Stasi abwälzen. Also kam es schließlich zur Scheidung. Damals waren ihre Haare rot geworden. Sie hatte später einen Westdeutschen geheiratet, der hier als Dorferneuerer aufgetreten war und sich nach gut zwei Jahren still und heimlich und wahrscheinlich schwer reich wieder verabschiedet hatte – das Dorf war immer noch das alte gewesen. Nur die verkorkste Brücke über die Ucker hatte er hinterlassen. Nicole war damals gerade zur Schule gekommen. Sie hatte „den Wessi“ abgelehnt und hatte eher zum Vater gehalten. Seit aber die Mutter wieder allein ist, pendelt die Tochter zwischen beiden hin und her. Dass sie neuerdings oft auf der Burg ist, liegt nicht nur an Steffen, es liegt auch an dem zerrissenen Zuhause. Sie sucht ein warmes Nest, weil sie kein warmes Nest hat.

Bei der Einfahrt ins Dorf wundert sich „der Staat“ gleich zuerst über die stampfende Musik. Dann kommt sie dichter heran. Da stehen Walter Göricke und sein Pflegebefohlener Ronny. Susanne guckt Ronny kritisch von der Seite an. Nicole hat erzählt, dass er ihr oft hinterherpfeift. Für Walter hat sie das „Neue Deutschland“. Sie fragt: „Na, sag mal, ich dachte, Du spielst nur Ziehharmonika! Was hast Du denn heute im Programm?“ Walter zeigt zu Ronny: „Das ist nicht meins; das ist seins.“ Ronny sagt zu ihr ganz treuherzig:

„Der Text ist geil. Wollnse mal hören?“ Er fährt noch mal zum Anfang zurück und stellt ein bisschen leiser für die alte Frau:

Meine Kühe
Meine Schafe
Meine Hühner
Meine Schweine
Meine Scheune
Mein Traktor
Mein Dorf – mein Dorf.

Dafür finde ich spontan
Nur ein Wort:
Geil.

Meine Felder
Meine Äcker
Meine Wiesen
Meine Weiden
Meine Scheune
Mein Traktor
Mein Dorf – mein Dorf.

Dafür finde ich spontan
Nur ein Wort:
Cool.

„Was ist das?“, will Susanne wissen. Ihre Musik jedenfalls nicht. Die beiden Männer antworten gleichzeitig. Ronny sagt: „Rap.“ Und Walter meint: „Ronnys Nationalhymne.“ Ronny steht mit dem Spaten in der Hand am Wegesrand, neben einer Schubkarre. An die Schubkarre haben sie Ronnys Hund gebunden. Er erklärt ihr, dass er hier bleiben möchte, dass es ihm hier gefällt. „Und da habe ich mal diesen Gesang mitgebracht.“ Er sagt „Gesang“, damit Susanne versteht, was er meint. Walter erzählt: „Er hat mitgekriegt, dass ich

das Grutzkow-Lied umdichten wollte. Da wollte er mir zeigen, dass es noch was anderes gibt ...“ Susanne weiß:

An der Ucker gibt's ein Dorf
Zwischen Haff und Hügel ...

„Aber das ist was ganz anderes.“ – „Nee“, sagt Ronny“, finde ich nicht. Ich finde, das könnte das neue Grutzkow-Lied werden.“ – „Na“, sagt Susanne, „wenn Du meine Tochter fragst, die wäre bestimmt mehr für den Hip Hop. Aber da kommen ja lauter Sachen vor, die es gar nicht mehr gibt in Grutzkow: Kühe, Schweine ...“ – „Noch nicht. Kommt alles wieder.“ Susanne ist da sehr ungläubig. Will der das hier wieder installieren? „Und du, Walter? Was ist mit Deiner Nationalhymne?“ – „Ich dichte noch; und wenn ich fertig bin, könnwer ja mal sehen.“ – „Und wann soll die Uraufführung sein?“ Göricke grummelt etwas von “wenn der Landrat kommt“ und „wenn wir alle protestieren“. – „Na dann hast du ja noch Zeit mit'm Dichten ... Und das hier?“ Susanne guckt nach unten. „Was macht Ihr denn hier eigentlich? Den Weg pflastern oder was?“ Ronny zeigt es ihr. Er kniet sich ins Gras und teilt mit einem scharfen Spachtel Pflanzen mit ihren Wurzeln in zwei Hälften. Dann hebt Walter den einen Teil heraus und platziert ihn in der Karre – Hälfte neben Hälfte, mit genug Erde drumherum. Die andere Hälfte bleibt stehen, und Ronny schließt das entstandene Loch mit etwas Muttererde. Nachdem er sie eine Weile hat zugucken lassen, kommentiert er: „Geteilte Pflanze ist nämlich doppelte Pflanze!“ – „Ach, von diesem Unkraut habt Ihr also noch nicht genug?“ – „Genau so ist es. Wir pflanzen die eine Hälfte in meinen Garten, die andere lassen wir hier.“ Susanne Grüttner staunt und staunt. Womit man sich aber auch das Leben schwer machen kann! „Susi“, sagt Walter, „pass mal auf: Das sind Heilpflanzen, weißt Du. Die sind jetzt im Kommen. Frag mal deinen Arzt oder Apotheker: ohne Nebenwirkungen. Die Wurzeln kann man trocknen, säubern, in Tüten füllen, zur Apotheke bringen, Geld dafür kriegen und sich dann einen

BMW kaufen.“ – „Wie jetzt? Wirklich?“ Ronny korrigiert ein bisschen: „BMW nicht, höchstens ein Fahrrad. Aber das andere stimmt!“ – „Ja, und warum bringt Ihr die eine Hälfte nicht jetzt gleich zur Apotheke? Und wieso eigentlich nur eine Hälfte?“ Ja, soll Walter ihr nun das mit der Legalität und der Polen-Idee von Anette erzählen? Mit dem Genehmigen durch die Kreisverwaltung und so weiter? Er denkt, die ganze Wahrheit ist oft nicht verträglich, und er sagt: „Dass wir nicht die ganze Pflanze rausreißen, ist Dir ja wohl klar: Schließlich wollen wir im nächsten Jahr wieder was ernten. Denn wir brauchen die Wurzel – nicht die Blätter. Also Abpflücken bringt auch nichts. Und die andere Frage: Wir wollen ein bisschen mehr verdienen, darum müssen wir die Zahl der Pflanzen verdoppeln. Und in meinem Garten ist ja sooo viel Platz.“ Seit es den Essenservice gibt, baut er fast keine Kartoffeln mehr an. „Ich muss bloß meine Viecher jetzt einzäunen. Die dürfen da nicht ran. Aber ansonsten kann es losgehen. In diesem Jahr können wir da noch kein Geld mit verdienen, aber dann!“ – „Und das ist alles Deine Idee?“ – „Ach was, Brigitte hatte die Idee, Frau Piper hat dann ein Buch besorgt darüber – und jetzt hilft Ronny den beiden Weiblein ein bisschen. Detlef Schwabe hat uns noch das mit dem Stechen im Herbst gesagt. Und das Kapitalistische an der Sache, das mit dem maximalen Profit jetzt, das habe ich von mir selbst.“ – „Na siehste, da ist ja Dein ‚Neues Deutschland’ doch noch zu was gut!“ – „Sag ich doch jeden Tag! Aber sprich mal noch nicht drüber; wir sind gerade am Verhandeln mit der Apotheke. Eintüten, Hygiene, Liefertermin und so weiter. Ist alles noch nicht richtig abgesichert.“

„Und gestern?“, fragt Walter. „Wo warst Du gestern Abend?“ – „In der Kirche?“ – „Und dann auf der Burg ...“ Susanne hatte eine Einladung vom Pastor gekriegt, aber von der Burg weiß sie nun rein gar nichts. Walter Göricke erzählt; und er erwähnt, dass Nicole zu dieser Zeit auf der Burg war. „Ach du Schreck“, reagiert die Postbotin und will schon auf ihr Rad steigen. „Hat die da mit dem

Feuer gespielt? Sie war heute Morgen jedenfalls furchtbar ruhig – wie weggetreten. Jetzt weiß ich erst, warum! Die hat 'nen Schock." Walter will noch von den Kämpfen an der Kirche erzählen, wo sie den Polen zusammengeschlagen haben. Aber Susanne hört kaum noch zu, sie ist ganz verwirrt. Wusste ja bis jetzt von nichts. Sie sagt bloß noch: „Ich muss mal gleich zurück und nach ihr gucken." – „Bleib hier", rät ihr der alte Mann, „Deine Tochter ist doch gar nicht da, die hat doch Schule." – „Ach ja, richtig!" Susanne fasst sich an den Kopf. Sie ist selber so durcheinander, wie sie es von ihrem Kind annimmt. Walter Göricke kann nicht fassen, dass die Briefträgerin bis eben unbeleckt war von dem Drama auf der Burg. Führt die denn keine Gespräche mit den Postkunden? Früher war die auch mal fitter.

Dann will sie aber wenigstens die Arbeit schnell abschließen. Es sieht fast nach Regen aus und man sollte sich sowieso beeilen. Von Sonne heute jedenfalls keine Spur. Nur ein einziger Haufen Wolken. Und sie hängen tiefer als sonst. Oder sieht nur sie das, ist das was Psychologisches? Am nördlichen Horizont lockert die amorphe Masse etwas auf und geht in kleine Schuppen über. Dahinter sogar etwas wie Blau, aber auch recht diesig-milchig. Eine Farbe ohne Substanz. Sogar das, diese Art von Blau, spricht für Regen. Als Postbotin hat Susanne Grüttner natürlich immer Regenkleidung mit. Sie denkt noch: Und der alte Kämpfer beschäftigt sich hier mit Kräutern, als gäbe es nichts Wichtigeres! Der Kapitalismus schlägt wild um sich auf der Erde, meine Tochter ist fast tot und der Herr Linkssozialist zerteilt heilsame Würzelchen. Aber, sagt sie sich dann, das ist ja Unsinn, der war ja bei dem Wichtigen dabei, gestern nämlich, als ich meinen Fehler gemacht habe. Und wogegen die Wurzeln helfen sollen – davon war gar nicht die Rede. Susanne könnte etwas gegen Depressionen gebrauchen. Johanniskraut vielleicht? Aber das sieht anders aus. Seit der Trennung von dem Wessi hat sie Depressionen. Und vor allem seit Nicole zu ihr gesagt

hat, sie angeschrieen hat: „Du bist nicht meine Mutter, und Fritz Ickler ist nicht mein Vater.“ Das sagt die Tochter zwar jetzt nicht mehr. Und die Mutter denkt sich: War eben die Pubertät! Aber ihre Depressionen bleiben. Sie muss sowieso weiter, und nun hopp hopp!

Bei Schulzes macht keiner auf. Klopfen kann man ja nirgends, kann nur durch den Drahtverhau hindurch schreien. Da kommt fast nie einer zum Vorschein. Die sind beide arbeitslos und kommen kaum mal auf die Straße. Sie sitzen in ihrem Kloster wie Mönche. Eine Weile hatte sie für Schulzes Geld abgehoben, jetzt aber nicht mehr. Das Konto wurde gesperrt. Einmal erkannte sie einen Pfändungsbeamten, der aus dem Gemäuer rausgekrochen kam. Er trug vorsichtig zwei überlebensgroße Porzellankatzen in sein Auto, fast schon Tiger. Schulzes scheinen sich hoffnungslos verschuldet zu haben durch Sinnloskäufe. Raubtiere aus Porzellan und so weiter! Damals, nachdem der Pfänder da gewesen war, ist der Draht vor das Eingangsloch gekommen. Seitdem sind die beiden noch abgekapselter. Sie steckt den Brief mit Rückschein wieder in ihre Tasche zurück und schreibt eine Benachrichtigung. Post vom Gericht. Das Erbe von der Familie Quandt wird sicher nicht drin sein. Da der Rückschein vom Empfänger unterschrieben werden muss, kann der Brief nicht zugestellt werden. Wie kommen die Penner nun nach Pasewalk zur Post?

Anders ist der Empfang zwei Häuser weiter bei Dagmar Schwabe. Die steht schon am Zaun und fragt, ob Susanne einen Brief von Herrn Schwabe hat. Herr Schwabe ist ihr Schwager, der jüngere Bruder ihres Mannes. Mit dem lebt sie zusammen seit 2002. Damals war Jürgen, ihr Mann, gestorben. Aber sie braucht gar nicht zu fragen! Der Neue schreibt ganz pünktlich. Susanne hat schon herausbekommen, dass jeder Brief von Schwabe mittwochs um 21 Uhr gestempelt ist. Der war schon früher, als er noch im Osten war, so akkurat. Hing die Fahne mit Hammer, Zirkel und Ährenkranz

zu Staatsfeiertagen immer pünktlich raus und rein. Wahrscheinlich hat er die vorher noch gebügelt und nachher desinfiziert. Jetzt hält er das Klo auf dem Bahnhof Altona in Schuss. So wie der ist, entgeht dem kein Spritzer, denkt Susanne, der wischt schon vorfristig. Früher war er Leiter der Melkerbrigade bei der LPG. Und jetzt auf-'m Klo in Hamburg. Was sie darüber schon gelästert haben: Strip, strap, strull. Ist der Eimer bald vull? Frau Schwabe fragt noch nach der Migräne (eigentlich ist es ja eine Depression), und Susanne klagt ihr Leid. Diesen Dialog muss die Postfrau jedes Mal mitmachen, denn Dagmar Schwabe möchte anschließend von ihrer eigenen Migräne berichten. Heute weiß Frau Schwabe aber mal etwas Neues: „Die Anette Piper, die mich so gut behandelt, die behandelt jetzt auch den Sohn von der Schubbutat. Die können Sie doch auch mal fragen!" Und sie beschreibt das Kopf-Halten durch die Therapeutin. Susanne denkt, wenn der Fritz mir den Kopf so halten würde – und noch ein bisschen mehr –, da brauchte ich keine Piper. Und der könnte das auch ohne Ausbildung! Es ging ja früher so gut, zu DDR-Zeiten. Aber wahrscheinlich komme ich leichter an Anette heran als an ihn. „Ja, stimmt, ich spreche mit ihr. Die ist ja an sich hilfsbereit." – „Ist bloß mit 'nem Termin schwierig. Bei deren Hin und her nach Polen. 14 Tage im Monat ist die ja immer weg."

Und dann beginnt die alte Frau erst richtig zu klagen: „Ich habe keine Sekunde geschlafen die Nacht. Gestern das mit der Burg! Und dann hat man noch was von Jugendlichen auf Motorrädern gehört. Das sind bestimmt die mit den Ratten. Beißratten. Ich denk immerzu daran, dass sie die in unser Haus schmeißen. Ich will hier jetzt unbedingt weg!" Und sie war doch bisher in der Familie diejenige, die noch als letzte in Grutzkow ausharrte!

Susanne kann dazu nicht viel sagen. Sie hat die neuesten Entwicklungen in Grutzkow noch nicht mitgekriegt. Aber Beißratten? Sie hat mal im Fernsehen gehört, dass man Ratten ohne

Vater und Mutter aufwachsen lässt und ohne Muttermilch. Und dass sie dadurch viel fieser werden als sonst – einfach asozial. Da fehlt eben die Mutterliebe. Ja, ein Rudel Schüler ist ja heute schon manchmal lebensgefährlich. Denen fehlt auch nur Liebe. Aber nun noch Ratten – die sind viel schlimmer.

* * *

Am Sonnabend ruft Frau Gebauer bei Uli Wend an. Antje Gebauer, seine Lektorin. „Ich habe Ihren Text gerade durch, Herr Wend. Danke. Können wir sprechen?“ – „Ist denn noch was zu besprechen?“, fragt Wend ein wenig genervt. Es handelt sich um die Überarbeitung von „Neues Leben am Rand“, die hatte er ihr vorgestern früh gemailt. Also um den zentralen Teil seines Buches – gerade jenen Teil, an dem die gute Frau zunächst so viel zu monieren gehabt hatte. „Eigentlich sind es jetzt nur noch letzte Fragen zur Klärung. Besonders geht’s mir um Seite 14 und 15.“ – „Vielleicht vorher noch etwas anderes“, schiebt Wend ein: „Was ist denn für Sie, also welche Teile sind für Sie nunmehr OK? Wissen Sie, damit ich nicht Fragen beantworte, die Sie gar nicht mehr haben.“ – „Ja, gut, das kann ich Ihnen sagen. Erstens ist jetzt ganz klar, inwiefern und wieso Sie die Mehrzahl Ihrer Beispiele aus dem Osten nehmen. Schauen Sie doch mal in Ihren Text, Seite 7.“ Uli Wend macht den Rechner an. Das ist der Text:

Sowohl das Schrumpfen wie auch das Sich-einrichten in der Schrumpfungswelt kommen im Osten Deutschlands wie im Westen. Sie speziell dem Osten zuzuordnen, würde bedeuten, ihren Ernst und ihre Unentrinnbarkeit nicht wahrhaben zu wollen. Das Besondere des Schrumpfens und der Peripherisierung im Osten ist nicht, dass dort früher einmal die DDR war, sondern dass die gesamtdeutsche Zukunft im Osten weiter ist, dass sie dort früher und drastischer kommt. Und das heißt: Die Ansätze dessen, womit wir

alle uns zukünftig werden befassen müssen, sind im Osten deutlicher auszumachen. – 2008 hat eine Umfrage gezeigt, wie der Osten dem Westen beim Abstieg voraus ist: Die Bewohner aller deutschen Regionen wurden gefragt, wie zufrieden sie jetzt sind und wie zufrieden sie in zehn Jahren zu sein glauben. Ergebnis: Westdeutsche waren 2008 im Schnitt um 30 Prozent zufriedener als Ostdeutsche zur gleichen Zeit. Westdeutsche glauben aber auch, dass sie 2015 etwa um 30 Prozent weniger zufrieden sein werden als 2008, das jetzige Ostdeutschland also „fast erreicht" haben werden.

„Also kein DDR-Buch, keine Ostalgie", kommentiert Wend sich selbst, „natürlich nicht." – „Aber vielleicht können Sie noch einen Satz hinzufügen ..." – „Ja", knurrt Wend, „was hätten Sie denn gerne?" – „Herr Wend, manchmal habe ich wirklich grundsolide Ideen!" – „Na klar, die will ich ja wissen." – „Also, Pardon", Frau Gebauer hört förmlich, wie der Herr Autor rot anläuft, „ich sag Ihnen mal ganz nett und unverbindlich meinen Vorschlag für Seite 2: Die gesamtdeutsche Zukunft ist im Osten weiter – einfach darum, weil dort die Windstille eher aufgehört hat als im Westen." – „Ja", sagt Wend langsam und langgedehnt, „könnte gehen. Aber da meld ich mich morgen noch mal." Er kann einfach nicht gleich „Ja" sagen, obwohl die Gebauer genau die Überschrift für seinen Text gefunden hat.

Es vergehen dann drei Stunden, bis er soweit ist. Er ruft die Gebauer wieder an und segnet den Satz ab. Dann geht er gleich weiter: „Kommen Sie doch mal zu uns, Frau Gebauer! Dann sehen sie das in natura." – „Ja, Herr Wend, klar, aber erst, wenn wir 2000 Exemplare verkauft haben." – „Na, dann bis bald!" – „Bis wann?" Frau Gebauer ist doch sehr erstaunt über den forschen Autor. „Wenn wir erstmal 500 verkauft haben, bin ich schon glücklich! ... Und übrigens", schiebt sie nach, „vorher wollte ich doch noch meine Große Hauptfrage stellen. Sie haben vorhin so schnell aufgelegt." Frau Gebauer denkt, alle Autoren sind so, alle vergessen ger-

ne die wichtigsten Fragen der Lektoren. „Also es geht darum, ob in Ihrer Beschreibung irgendeine Verheißung steckt, irgendein schmackhaftes Ziel. Was Sie jetzt so geschrieben haben, lockt ja eigentlich nicht. Nicht und niemanden. Es mag zutreffend sein, aber es lockt nicht." – „Nee, eine euphorische Vision von den Segnungen des Schrumpfens ist es nicht." – „Stimmt, sag ich ja, muss es ja auch nicht, aber Sie sprechen immer wieder von ‚Chancen des Schrumpfens'. Und Chancen sind doch was Gutes, nicht? Aber bisher ist es nur ein Aufruf, sich mit dem Notwendigen abzufinden. Sich auf Situationen einzulassen, vor denen es kein Entrinnen gibt." Uli Wend weiß, dass das die schwerste Anfrage an seinen Text ist. Eigentlich ist es gar nicht die Hauptanfrage an seinen Text, sondern an die Entwicklung der letzten 200 Jahre. Denn da sind die Menschen mit Glücksverheißungen in die Zukunft geschickt worden. Statt dass man ihnen sagte: „Wir gehen vorwärts, einfg ach weil es rückwärts nicht geht", ist ihnen immer wieder suggeriert worden: „Natürlich gehen wir aufwärts, vorwärts gleich aufwärts. Und das war natürlich immer toll." Und alle haben dieses Pferd geritten; und alle haben sich wechselseitig bestätigt und nie hinterfragt. Und Uli Wend lässt diesen Unsinn sein und muss sich nun verbiegen, um Euphorie zu heucheln. Denn anders als durch Heuchelei ist Euphorie nicht mehr herzustellen.

Er antwortet der Frau: „Ich zeige keine Wege aus der Gefahr, aber Wege in der Gefahr." Frau Gebauer stutzt, aber dann gefällt ihr diese Formulierung. Wo hat sie das schon mal gelesen, so vor etwa 30 Jahren? War das nicht ein Buchtitel damals? „Das ist doch was – immerhin etwas ... Aber wirklich lockend ist es noch nicht." Wend weiß, dass das bisher fehlt. Frau Gebauer hat sich schlau gemacht. Sie liest, als von Uli Wend eine Weile lang nichts kommt, etwas aus ihrer Recherchemappe vor: „Ich habe da einen Text von Franco Berardi. Was halten Sie denn davon? Nur mal so als Beispiel ... Also: ‚Nichtwachstum kann Ausdehnung der freien Zeit und der

Vergnügungszeit bedeuten – und ebenso ein kollektives Überdenken des Begriffs Reichtum. Freilich, Schrumpfung kann ein traumatischer und voller Zorn erlebter Prozess werden. Aber er kann auch zu einem relaxten und euphorischen Prozess werden'. Wie finden Sie das?" – „Frau Lektorin", sagt er, und druckst herum, „nicht alles, was schön klingt, ist auch gut. Berardi meint es bestimmt gut mit uns. Ich kenne ihn nicht, aber ich denke, er meint es sehr gut. Und er schreibt es schön. Aber der Prozess, der vor uns liegt, der ist viel rauer. Das Traumatische, von dem Berardi spricht, das wird sich nicht durch Relax übertönen lassen." – „Ich verstehe", meint Frau Gebauer, „aber das mit dem kollektiven Überdenken des Begriffs Reichtum? Gefällt Ihnen nicht wenigstens das?" Und Wend muss zugeben, dass das in sein Konzept passt. „Vielleicht frage ich noch mal anders", sagt Frau Gebauer. „Sie als Theologe müssen doch eine irgendwie glückliche Perspektive aufzeigen können!" Uli Wend ist überrascht. Eine Dame vom Verlag besteht auf Theologie? Das hätte er nicht gedacht. Soll er jetzt sagen: Christus spricht: Selig sind die Armen. Das Reich Gottes gehört ihnen? Das kommt im Buch vor, aber er will auch nicht, dass Frau Gebauer jetzt abwinkt und sagt: Sprüche brauchen wir nicht. Also sagt er: „Ja, ich habe etwas, das ich Ihnen bisher nicht antun wollte. Ich glaube nicht, dass das Ihrem Verlag passt." – „Mein Gott", sagt die Lektorin, „wenn's hilft – warum nicht?" Nicht gerade ein Kompliment an die Theologie, aber immerhin auch keine Absage. „Dann hätte ich also was." – „Na, denn man her damit!"

* * *

Als Susanne von Frau Schwabe weg ist, draußen vor der Tür, kommt Fritz Ickler auf seine Exfrau zu. Man kann sich ja im Dorf nicht aus dem Wege gehen. Er hat seinen schwarzen Anzug an. Dann war wohl gerade eine Beerdigung. Er grüßt, und nicht nur

knapp wie sonst. Susanne staunt. Auch ist seine Stimme nicht belegt wie sonst. „Na, einen Brief für mich?“ – „Nö.“ – „Ja, von wem auch?“ – „Musst Du wissen.“ – „Wo warst Du denn, als die Versammlung in der Kirche war?“, fragt Fritz. „Ach, hier fragt wohl ein passionierter Kirchgänger!“ Susanne guckt woanders hin und erklärt: „Nee, mir war nicht nach Kirche.“ – „Schade, wir haben Dich vermisst. Ich einschließlich.“ Er macht eine Pause. Susanne denkt, genau wie vorhin Göricke; scheint ja wichtig gewesen zu sein gestern. Aber was will der jetzt? „Du hast doch den besten Überblick über die Leute und ihre Lage. Und um so etwas wie die Lage sollte es gehen“, erklärt Fritz. Eigentlich wollte er sagen: Du, ich brauch Dich! Ich merke immer mehr, dass das mit der Trennung Mist war. Aber das bringt er nicht über die Lippen und versteckt sich lieber hinter Sachlichkeit. Wenn es aber Susanne wäre, die diesen Satz sagen würde, wäre wohl das Eis zwischen ihnen schnell gebrochen: Du, ich brauch Dich ... Ihm fällt immerhin etwas halb-persönliches ein: „Wie geht es unserer Tochter? Hat die den Rauch verkraftet?“ Susanne fühlt sich schlecht bei dieser Frage, denn sie hat gestern wirklich rein gar nichts gemerkt. Sie zögert, und so erzählt Fritz, dass er Nicole nach dem Brand nach Hause gefahren hat. „Du warst ja nicht da ...“ Susanne mag nicht, dass sie jetzt in der Defensive ist. Sie muss jedenfalls schnell nach Hause und gucken, was mit Nicole los ist. Schnippisch kommt es aus ihr heraus: „Vaterpflichten ... Soll ich Dich loben dafür?“ Was sie eigentlich eben sagen wollte, war: Danke! Aber das geht nicht. Immerhin erzählt sie mit mauliger Stimme, dass es Nicole wieder besser geht. Obwohl sie das nicht mal genau weiß. „Ja, tut mir leid. Sehr dicht dran am Geschehen war ich gestern nicht. – „Ist doch in Ordnung“, meint Fritz, „einer von uns war ja da.“ Der sucht ihre Nähe – „einer von uns“ -, der sucht das Gemeinsame. Dann erklärt er ohne Umschweife: „Du, ich hab mich gestern Abend entschlossen: Ich geh hier nicht weg. Ich bleibe hier. Die Stelle in Neubrandenburg – das wäre ein Sessel-

pfurzerjob. Nein, jetzt wird es hier spannend. Jetzt kann man hier kämpfen.“ Susanne guckt fragend, sagt dann: „Bei mir musst du das nicht anmelden.“ Ja, denkt sie, kämpf mal, kämpf doch mal um mich! Aber richtig, nicht so versteckt! „Das muss ich jetzt so machen“, fährt er fort, „schon weil Nicole hier lebt. Ich muss es ihr überhaupt noch sagen ... Ach, wegen Nicole müssen wir sowieso noch mal reden. Die ist jetzt in einer Phase ...“

Das mit dem Hierbleiben hat er mir eben zum ersten Mal gesagt, denkt Susanne. „Hierbleiben, in diesem Kaff?“ Fritz hatte zuletzt nur noch „Kaff“ gesagt. „Ja, mein Gott, was will ich denn mehr? Immer in der Natur, immer auf meinen Friedhöfen.“ Susanne hört das alles zum ersten Mal. Das ist nicht mehr Saulus, das ist Paulus. Paulus sagt: „Ja, es ist viel Routine. Aber das wäre es dort im Büro erst recht.“ Gestern, denkt Fritz, als ich die Idee kriegte, die Ratten abzuschießen, da habe ich mich umentschieden. Und auch wegen Susanne. Ja, er möchte zu dieser Frau zurück. Aber er kann es nicht aussprechen – nicht vor ihr, nicht jetzt, nicht direkt. Von den Ratten spricht er natürlich erst recht nicht. Sie müsste ihm jetzt irgendein Zeichen geben, ein Signal, dass sie sein Bleiben gut fände. Aber sie zeigt nichts. Wenn es ihr jetzt nicht egal wäre, wo er hingehen will! Wenn sie ihn das jetzt spüren ließe ... Fritz wird später sagen, sie sei zehn Minuten stumm geblieben. Schließlich sagt sie: „Komm, wir gehen zu Dir!“ Es klingt, wie man früher sagte, keck, und Susanne wird rot dabei. Fritz wird fast verrückt – und denkt doch: Genau das, ja! Ja, das hat er gewollt. Ja, schön, jetzt lädt sie uns schon zu mir ein! Aber dann denkt er wieder, ach, hätte ich doch bloß eben nicht geschwatzt ... Er kriegt Angst vor der eigenen Courage. Es ist wie vor dem ersten Kuss. „Ja, gut“, sagt er zögernd. Mann, warum zögere ich so, ich Blödmann? „Dann lade ich Dich ein ... Aber bei mir sieht es schlimm aus.“ An Nicole denken sie gar nicht mehr.

Es ist gar nicht so schlimm. Sie reden. Susanne macht sich an der Küchenzeile zu schaffen, als sei sie die Frau des Hauses. „Wenn

bloß meine dusslige Affäre mit der Sekretärin damals nicht gewesen wäre“, sagt Fritz nach einer Weile. – „Du hattest deinen Reinfall, ich hatte meinen“, sagt Susanne, und es klingt, als ob sie das so ganz nebenbei dahinsagt. In Wirklichkeit ist das gerade das Ende der gegenseitigen Schuldzuweisungen. Sie spürt schon, dass Fritz sie immer noch mag und dass er sie braucht. Er rückt auch mit solchen Sätzen schon dichter an sie heran; aber wirklich beim Namen nennt er es nicht. Beide warten, immer noch, er auf sie, sie auf ihn. Aber sie will nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Solche Sätze wie eben – die waren ja schon mal gut. Und Fritz geht wirklich noch weiter und sagt ganz einfach: „Du, ich will hier bleiben. Ich möchte nicht weg, wenn Du nicht weg gehst. Es war alles eine Kette von Mist, den ich gebaut habe. Ich möchte das mit Dir wieder ...“ Und Susanne antwortet, ausführlich und ohne Umschweife – jetzt. Plötzlich geht es. Es geht nicht schnell, aber doch viel besser als bisher. Sie bleiben lange beisammen an diesem 13. September. Fritz ist froh, wie sich dieser Tag entwickelt, Susanne auch. Genauer gesagt: glücklich. Aber Fritz denkt zugleich immer wieder an die Ratten. Bleibe ich jetzt wegen der Ratten bei Susanne oder wegen Susanne bei den Ratten? Es ist wirklich doof, dass sich das so vermischt. Gut, es verstärkt sich auch. Das Leben ist eben so vielschichtig. Als Fritz sie nach Hause bringt, versucht er sie an der Haustür zu küssen. Sie lässt es zu. Fritz denkt, das war das Größte heute; ich glaube, ich bin 16. Dann sagt sie schnell etwas Sechzehnjähriges: „Komm, geh jetzt, Fritz, Nicole ist oben, die muss das nicht sehen.“ Erst in diesem Moment fällt ihr Nicole überhaupt weder ein, die sie ja nach deren schrecklichem Erlebnis von gestern noch gar nicht gesprochen hatte. Und nun ist die Tochter gleich so etwas wie ein Familienoberhaupt, das mit dem Rohrstock hinter der Tür steht. Ist sie eine Rabenmutter? Aber das Flirten mit Fritz und das heimliche Küssen macht ja richtig Spaß. Und nun muss sie den frischen Liebhaber frustrieren, indem sie seinen Sturm und Drang

so beendet.

Nicole war gar nicht zu Hause. Ein Zettel lag da: Schlafe heute bei Vati. Das ist eine Ohrfeige für Susanne. Nicole wohnt an sich bei der Mutter, ist aber am Sonnabend immer bei Vater zum Frühstück. Diesmal hat sie das Wochenende also schon vorgezogen. Und so kommt Nicole zu ihrem Vater, ohne etwas zu wissen von Aussprache und so weiter, vom Küssen ganz zu schweigen; sie ahnt auch nichts, gar nichts. Sie hat ja noch voll und ganz mit dem Brand auf dem Schloss zu tun. Und sie hat keineswegs am Fenster gestanden und geguckt, als die beiden sich geknutscht haben. Also, denkt sie, heute werde ich ein Tabu brechen, beim Frühstück kann er mir nicht entfliehen. Wo schon so viel passiert ist seit gestern, muss sie hier auf dieser Baustelle auch noch aufräumen. „Vati, mit Mutti – muss das so bleiben wie jetzt? Könntet Ihr nicht wieder ...?“ – Fritz Ickler hat gerade die Eier aufgesetzt: dreieinviertel Minuten, nicht länger, nicht kürzer. Man kennt das von Loriot. „Also“, sagt er, „wir haben gesprochen. Und ich hab deine Mutter um Verzeihung gebeten.“ – „Was? Und?“ Nicole ist total überrascht. „Sie hat’s getan.“ – „Was? Getan?“ – „Also, mein Schatz, genau gesagt, haben wir uns verziehen, das nächste weiß ich nicht mehr genau, und nach zwei Stunden habe ich sie geküsst.“ Nicole hatte sich auf lange Gespräche vorbereitet und auf Sprüche wie: Das geht dich nichts an. Und nun: Wir haben gesprochen – und bums. Sie schaltet blitzschnell und macht einen Sprung nach vorne: „O, toll. Ja, und: Wird es ein Brüderchen?“ – „Äh, eher nicht. Aber ehrlich gesagt, an so was haben wir gar nicht gedacht.“ – „Nicht? Überhaupt nicht gedacht? Na sowas!“ Nicole tut total überrascht. „Warum denn bloß nicht?“ – „Also stellt dir vor, Tochter, Dein Freund hätte Dich nach Hause gebracht, Ihr stündet vor der Tür und oben drohte der autoritäre Vater aus dem Fenster zu gucken ...“ – „Wie jetzt? Welcher Vater?“ Nun erzählt Fritz Ickler, wie Mutti ihn nicht weiter küssen ließ, weil sie Angst vor der Tochter hatte. Nicole lacht schallend.

Ein bisschen ist sie auch stolz auf sich selbst. „Ihr habt ja Probleme! Aber gut, wir können das in die Hand nehmen, die junge Generation.“ – „Ja?“, fragt Fritz, „wie jetzt? Ihr – in die Hand?“ Aber bevor sie’s erklären kann, springt Fritz Ickler auf: „Die Eier – ich hab die Eieruhr nicht gestellt vor Schreck.“ Nicole sagt: „Ich mach das schon, Vati“, und das klingt souverän. Die dreieinviertel Minuten sind allerdings längst um; nicht die ersten harten Eier in dieser Familie – und nicht das größte Problem. Aber das wird ja nun aufhören, hofft Nicole, dieses Mutterspielen, Uhr stellen, Eier abschrecken usw. „Und wie denkst Du Dir die nächsten Schritte?“ – „Hm ... hm.“ Ickler ist überrascht von solchen Zukunftsgedanken. Oder tut er nur so? „Sag mal, Vater, muss man denn alles für Euch tun?“ – „Ja, soll ich jetzt schuldbewusst gucken? Oder was?“ – „Quatsch!“ Nicole hat selbst etwas Neues zu berichten. Es gibt ja nicht nur Alte auf der Welt, so weit sind wir ja noch nicht. „Vielleicht laden Steffen und ich Euch ein zu einem Kaffee. Erstmal so als Start.“ – „Die Jungen die Alten ...“ – „Klar, wir sind doch für Euch verantwortlich.“ – „Ja ja, wir sind ja demente Greise.“ – „Ach Quatsch! Wenn Du das noch kannst, bist Du kein Greis ...“ – „Es gab kein das! Wie oft soll ich es noch sagen?“ Gut, denkt Nicole, wer sich verteidigt, klagt sich an, aber wie kann sie nun das nächste sagen? Dann kommt es hastig aus ihr heraus: „Also Steffen und ich – wir wollen es ... so ähnlich machen wie Ihr jetzt. Wir wollen zusammenziehen ... Wollt Ihr doch auch, oder? Und wir laden Euch ein – zu unserm Start.“ – „Früher hieß so was wohl Verlobung.“ Fritz Ickler verbirgt seinen Schreck: Zusammenziehen? Die Kinder? – „Na gut“, sagt Nicole, „verloben könnt Ihr Euch ja dann. Wenn Du das Wort magst. Unser Zusammenziehen und Eure Verlobung: können wir ja gemeinsam feiern.“ – „Unter Aufsicht also?“, fragt Fritz. „Klar, darf ja nicht noch mal schief gehen. Genau die Aufsicht, vor der Mutti beim Küssen Angst gehabt hat. Und ich werde dann meine eigenen frisch verliebten Eltern beobachten ... Aber

Steffen und ich – wir können auch solange rausgehen, wenn Ihr das braucht.“ Fritz Ickler wird sich noch viel später daran erinnern, dass er Zustände gekriegt hat in dieser Viertelstunde. Innerfamiliäre Eheanbahnung, wie vor 100 Jahren, bloß umgekehrt jetzt. Und er hatte befürchtet, dass alles schwer werden und kompliziert bleiben würde!

Nach dem Frühstück reden sie stundenlang über gestern. Nicole erzählt vom Schloss – wie sie den Brand gar nicht gemerkt haben. Ihr Vater berichtet, wie sich die Versammlung in der Kirche angelassen hat und wie sie dann plötzlich zu Ende war. Dann macht jeder seins.

Später dann fahren Vater und Tochter nach Greifswald. Tag der Offenen Tür an der Uni. Man muss ja langsam ans Studium denken. Zuerst geht Nicole in das Institut von Professor Struck. Sie kennt ihn sonst nur in karierten Hemden auf dem Weg zu seiner Datsche. Was der wohl so an der Uni treibt? „Aktuelle Ergebnisse der Mobilitätsforschung in peripheren Regionen unter besonderer Berücksichtigung bürgerschaftlichen Engagements für den Personennahverkehr“. Professor Dr. Struck braucht 20 Minuten, bis Nicole merkt, dass er über Grutzkow und die Uckerbahn spricht. Als sie dann gerade enttäuscht sein will, flüstert Papa ihr zu: „Ist ja hochinteressant.“ Und er denkt: Aber von dem alten Hochsitz, von dem aus er die leeren Züge beobachtet hat, sagt Struck kein Wort.

* * *

Uli Wends Theologie-Text, den Frau Gebauer mit „Her damit“ geordert hatte, kreist um den Begriff „Land, wo Milch und Honig fließt“. Er kommt aus der Bibel, aus dem Alten Testament. Uli Wend hat eine vierseitige Abhandlung darüber zum Verlag geschickt. Er räumt darin mit dem bisherigen Verständnis dieser Redewendung auf. „Milch und Honig fließt“ bedeutet gerade nicht

„Leben in Saus und Braus“, sondern ... Uli Wend geht langsam an das Thema heran: Als das gefangene Volk Israel aus der Gefangenschaft ausbrach, schwärmte es von seiner alten Heimat Palästina. Die war tausendmal besser, freier, lebenswerter gewesen als die Gefangenschaft in der Fremde. Das Volk brach dann unter der Leitung von Moses aus der Gefangenschaft aus, durchquerte die Wüste und kam schließlich in die alte Heimat. Aber dort waren die saftigen Weiden und die reichen Dörfer längst besetzt von anderen Völkern. Die Israeliten versuchten die zu bekämpfen, aber zu 90 Prozent misslang das. Nur die kargen und unwirtlichen Berghänge waren noch für sie frei. Viele – nicht alle – gingen dorthin. Es war eine halbe Niederlage, aber in der steckte auch eine gewisse Perspektive. Sie konnten dort frei und unabhängig leben. Und immerhin wuchs etwas Gras für ein paar Bergziegen, und es hingen wilde (also kleine) Datteln an den Bäumen. Von den Ziegen bekam man ein wenig Milch und aus den Datteln machte man ein bisschen Sirup. Das war es in Wirklichkeit, was mit „Land, wo Milch und Honig fließt“ gemeint war. Und Uli Wend interpretiert den ganzen Vorgang als Schrumpfen einer ursprünglich viel größeren Utopie, die aber dennoch schließlich real erfüllt wird: sehr viel weniger toll, aber doch real existierend. So ungefähr, sagt Wend, geht es uns in Westeuropa gerade. Wir wachen gerade aus der Schaumschlägerei auf. Nix mehr mit dem alten Höher-Schneller-Weiter-Mehr-und-Besser. Und doch: das ist nicht das Ende. Das kann ein Anfang sein.

Nachdem sie diesen vier Seiten langen Text erhalten hat, ruft Frau Gebauer also wieder an; Wend kennt das Spiel ja schon. „Was halten Sie von La Fontaine?“ – „Äh. Wie?“ – „Von dem Fabeldichter.“ – „Ist das Ihr Kommentar auf mein ‚Milch und Honig‘“? – „Genau. Ich meine die Fabel vom Fuchs und den zu sauren Trauben.“ – „Verstehe nicht.“ – „Langsam, ich erkläre.“ – „Na, man los.“ – „Also“, Frau Gebauer holt tief Luft, „der Fuchs hat recht. Er kommentiert sein Nichtrankommen an die obersten Trauben damit,

dass die besonders sauer seien und er die darum gar nicht wolle.“ – „Obwohl er sie in Wirklichkeit heiß begehrt.“ „Vielleicht ja. Aber fragen Sie mal einen Winzer.“ – „Besser vielleicht: einen Fuchs.“ – „Also ich hab’s von einem Winzer.“ – „Ja, mein Gott, was denn nu?“ Uli Wend ist, abgesehen davon, dass er schlaumeierische Lektoren nicht mag, ehrlich gespannt auf die Pointe. „Herr Wend, die obersten Trauben an einem Weinstock wachsen als letzte und kriegen wenig Sonne, wenig Saft und Kraft. Und sind mithin die sauersten.“ – „Das meinen Sie mit ‚Der Fuchs hat recht’“? – „Das meine ich mit ‚Der Fuchs hat recht’, ja, so wahr mir Gott helfe.“ – „Und der Fuchs weiß das?“ – „Ich weiß nicht, ob der Fuchs es weiß. Aber ich weiß es jetzt.“ – „Vielleicht flunkert er, will eine Souveränität wieder herstellen, die er gar nicht hat, will die Blamage vertuschen.“ – „Und trifft bei seiner Flunkerei versehentlich ins Schwarze.“ – „Mensch, Frau Gebauer“, entfährt es Uli Wend. „Ja, die bin ich ... Ich finde es ein schönes Argument, dass das bisschen Ziegenmilch real die bessere Milch ist und dass die wilden Feigen gesünder sind als die fett gezüchteten Dinger aus dem Tal.“ – „Also dass die nicht bloß moralisch gut sind, sondern faktisch.“ – „Und dass die so genannten Schwächlinge, die auf die Hügel ausgewichen sind, wirklich das objektiv Bessere gewählt haben.“ – „Also ich merk mir das ... bis ans Lebensende.“ – „OK, das war auch das mindeste, was ich erreichen wollte. Und mehr wollte ich Ihnen auch gar nicht sagen. Tschüß.“ – „Äh – oh – tschüß.“ Wend fragt sich, wieso sie gar nichts, überhaupt nichts zu seinem „Milch-und-Honig“-Text gesagt hat? Das Ding mit dem Fuchs war jedenfalls kein Gegenargument. Warum kommt dann keine Zustimmung – oder doch nur so um die Ecke? Aber egal; er fühlt sich gut.

* * *

Vor einiger Zeit waren drei reiche Berliner Anglerpärchen im Café aufgetaucht. Sie hatten ihren Kaffee getrunken und schließlich noch Regenwürmer bei Sara gekauft. Das taten eigentlich alle Angler, die auf die Burg kamen. Würmer im Café – merkwürdig, aber praktisch. Sara verkauft die da seit einiger Zeit; es besteht ein realer Bedarf danach. Zwei der drei Pärchen hatten im August zur Silberhochzeit eine Ballonfahrt über das Haff geschenkt bekommen. Dabei waren sie auch über Grutzkow geglitten. Danach hatten sie im Café den Einheimischen ein Geheimnis verkündet: „Bei Ihnen im Dorf sind Außerirdische am Werk; wussten sie das?“ Martina hatte natürlich nichts gewusst, Nitschkes auch nicht. „Erzählen Sie, erzählen Sie!“, hatte Sara gebeten. Herausgekommen war: Das bewusste Feld des Barons wies „Kornkreise“ auf – dieses mysteriöse Phänomen. „Erinnern Sie sich an den Hollywood-Streifen ‚Signs‘?“ Die Angler hatten einen Kreis gesehen, und in dem wieder einen, und drinnen ein weißes Auge. Das Feld des Barons! Jeder hatte nun etwas zum Thema zu sagen gewusst. Einer hatte sich an Rügen 2007 erinnert: „Da hat ein Mensch die Kreisform im Feld künstlich angelegt.“ – „Ähnlich wie damals in Schönwalde“, hatte die eine Berlinerin gesagt. „Das hat in der Zeitung gestanden, und wir sind hingefahren, als wir auf dem Weg nach hier waren.“ – „Von unten sieht es ja nach nichts aus. Man muss es von oben sehen“, hatte die andere geschwärmt, die Frau mit der Silberhochzeit. Martina hatte etwas gewusst über das Entstehen dieser Erscheinungen; in einer Esoterik-Sendung im DeutschlandRadio hatte sie mal aufgeschnappt, dass Elfen, Feen und Kobolde die Kornkreise erzeugen. Laut Sara entstand so was allerdings eher durch Wirbelwinde. „Aber die meisten Kornkreis-Freaks halten das doch für Botschaften der Außerirdischen, nicht?“, hatte der Silberhochzeiter gefragt. Der andere Angler hatte gehört, dass das Militär eine neuartige Waffen probiere, die solche Erscheinungen versehentlich hervorbringe.

Hier in Grutzkow konnte man die Frage auf einfache Art beantworten: den Baron fragen; denn es war sein Feld. Man musste nur erstmal an ihn rankommen, musste ihn finden. Gerd hatte zu diesem Thema einen Witz versucht: der Baron sei wahrscheinlich selbst der Außerirdische – so bedeckt wie der sich immer halte! Martina hatte mehrere Gründe, diesen Mann zu suchen und zu besuchen. Nicht zuletzt auch die abfällige Bemerkung von Fritz Ickler: Der mache hier Quatsch mit den Feldern, während andere hungerten. Sie als Designerin hatte solche abqualifizierenden Bewertungen hundertmal gehört. So nach dem Motto: „So'n paar Striche ziehen kann doch jeder." Und der Mensch sah ja auch interessant aus. Nicht gerade der coole Typ, aber doch. Martina konnte dieses „doch" für sich selbst noch nicht beschreiben. Sie versuchte also, den Mann zu besuchen – wenige Tage nachdem Nicole und Steffen das ebenfalls getan hatten. Sie hatte dann ja noch eine andere Frage, die ihr wichtiger war: Was hatte Daniel Jepsen gesehen bei der Prügelei vor der Kirche? Und warum hatte er zugeschlagen? Und womit?

Sie nähert sich seinem Grundstück – und er macht es ihr leichter als neulich Nicole und Steffen. Vielleicht denkt er, es seien wieder diese beiden. Nach kurzem Klopfen geht jedenfalls die Tür auf. Aber reserviert ist er heute auch. Er bittet sie in die Küche, die ist nicht sehr sauber, obwohl sie unbenutzt aussieht. Er erklärt ihr, dass er in die anderen Räume keinen reinführen könne. „Ich bin Messie ... bekennender Messie." – „Die Küche sieht aber nicht so aus", meint die Frau. Sie erzählt erstmal von sich; er muss ja wissen, wer der Eindringling ist. Das Ganze wirkt ziemlich verlegen. „Ach, Eindringling – sind Sie ja nicht", sagt er und guckt verlegen auf den Fußboden. Martina Habus erinnert ihn daran, dass sie ihn in der Kirche gesehen hat. Jepsen reagiert zunächst nur mit: „Ja, in der Kirche." Das waren nur Sekunden, denkt Martina, und sofort empfindet sie, dass etwas zwischen ihr und diesem Mann passiert. Sie

weiß nicht, was es ist, aber es findet soeben statt. Er holt einen Stuhl von nebenan, in der Küche stand nur einer, und sagt: „Na, setzen sie sich doch." Martina nimmt Platz, Daniel Jepsen auch, ihr genau gegenüber, wie in der Bahn. Sie fragt ihn: „Ja, und Sie, was machen Sie so?" – „Ich bin geflohen – wie Sie ja wohl auch." Woher weiß er das? „Aber vor mir." – „Vor Ihnen – warum sollte ich?" Er wird richtig rot. „Vor Ihnen", er betont das Wort vor: „Jahre vorher." – „Ach so, ja ..." Sie lacht verlegen. Sie mag Männer, die rot werden. Und nun sie selbst wohl auch! Bin ich vielleicht vierzehn? denkt sie. Dann erklärt er, dass er schon gut vier Jahre hier lebt. „Ich war Landschaftsplaner für den Bergbau. Das war anstrengend, aber auch öde. Hässliche Restlöcher statisch sicher machen, abschrägen, dann Flutungen organisieren, Baumreihen pflanzen. Das nennt man ‚Renaturierung', aber mit Natur hat es eigentlich nichts zu tun." – „Kann man kaputte Natur wieder neu herstellen?", fragt Martina, „wie einen kaputten Fernseher?" – „Die vom Bergbau denken so. Man darf Natur kaputtmachen, denn man kann sie ja auch herstellen. Deren Philosophie: der Mensch ist Homo faber." – „Und Sie?", fragt Martina. Jepsen sagt ganz langsam und ganz leise: „Man kann ihr Zeit lassen, dann stellt sie sich selber her." – „Aha, und die Zeit hatte Ihr Bergbaubetrieb nicht." – „Nein, überhaupt nicht; das dauert ja dann mehrere Jahrzehnte. Deren Chefs brauchten aber überschaubare Zeiteinheiten. All die Versicherungsfragen zum Beispiel – da will jeder Betrieb rasch rauskommen." Er richtet sich ganz gerade auf und fügt hinzu: „Und ich, auf meine Weise, brauchte schließlich auch eine überschaubare Zeit. Ich wollte noch etwas anderes machen – vor der Verrentung. Etwas, das mich herausfordert. Und da bin ich dort weg." – „Und haben hier dem Feld Zeit gegeben, damit es etwas aus sich selbst macht." – „Ja, so ist es. Nicht viele kapieren das so schnell wie Sie. Ich wollte etwas tun, das zugleich ein Sein-lassen ist." Ja, aber – Martina denkt, es ist gerade andersherum: „Eigentlich lassen Sie das Feld ja gar nicht

liegen. Liegen lassen es ja gerade die, die gar nichts machen mit ihm.“ – „ Genau. Es geht um das Verhältnis von Tun und Lassen. Und ich denke, es gibt ein dummes Lassen und ein kluges. Und ein Feld einfach bloß brach fallen lassen – das ist dumm. Und meine Versuche mit LandArt auf dieser Brache – die sind kein Tun, kein Machen, sondern ein durchdachtes Lassen.“ Jetzt schaltet Jepsen erst, dass die Frau also schon etwas von seinem Feld weiß. Er wird unruhig – woher kommt ihr Wissen und woher ihr Interesse? Er steht auf, sagt: „Aber ich rede zuviel. Ich hol erstmal was zu trinken“ und verschwindet nach draußen. Martina guckt sich in der Küche um; ein Buch namens „tun-lassen“ liegt neben der Brotschneidemaschine. Als Jepsen ewig nicht kommt, schaut sie rein, blättert drin herum.

Mein liebstes Gedicht:
von Thomas Rosenlöcher:

Gartenarbeit.
Dem Birnbaum
Mut zusprechen.
Gras wachsen lassen,
wo es wächst.

Ein paar Seiten weiter das:

Das Gegebene genießen. Beim Handeln gelassen bleiben. Das Unabänderliche hinnehmen. Handeln, um danach ruhen zu können. Der Natur Recht geben. Lass sie einfach machen. Der Sinn des Anfangens ist das Aufhören. Manches Tun einfach lassen. Loslassen, um dranbleiben zu können. Steuern ohne Steuerknüppel. Nicht dirigieren, sondern koordinieren.

Es st ganz still in der Küche, in Martina auch. Das ist ja, denkt sie, ein mönchisches Bild vom Leben ... Zugleich hätte sie zu gerne einen Zettel, um dieses Gedicht abzuschreiben. Aber es ist keiner greifbar. Nach Ewigkeiten kommt Daniel Jepsen mit einer

staubigen Saftflasche zurück. Wohl doch Messie – oder einfach nur Mann? Oder ein wertvolles Gesöff von ganz weit hinten im Keller. Oder gehört Langsamkeit zu seinem Tun-Lassen? Sie hatte eine Zehntelsekunde lang das aufgeschlagene Buch schnell wieder zurücklegen wollen. Aber warum? Er kann doch sehen, dass sie sich interessiert! Das mit dem intelligenten Lassen hat Martina dennoch nicht verstanden; fragen möchte sie aber auch nicht, jetzt nicht. Wahrscheinlich aber, denkt sie, hat Fritz Ickler gar nicht recht. Womöglich wird durch das Feld des Barons jemand satt, durch die totale Brache nebenan aber mit Sicherheit niemand. Dann wäre die wirklich die dümmere und die vom Baron die klügere Brache. Sie sagt: „Ich bin eigentlich wegen der Prügelei vor der Kirche hier. Haben Sie da irgendetwas bemerkt, irgendeine Spur zu den Tätern?“ Jepsen zögert. Er springt nicht gerne so herum im Gespräch. „Ich kam ja erst heraus, als das Knäuel sich schon balgte.“ – „Aber: sprachen die deutsch – hatten die einen Akzent – was waren das für Motorräder – welche Kennzeichen?“ Dem Baron fällt nichts ein. „Es war dunkel. Aber ich weiß immerhin: Kennzeichen waren nicht dran. Definitiv nicht zu sehen.“ Martina fragt nach: „Nicht dran? Oder nicht zu sehen?“ Er bestätigt, nach einigem Zögern: „Nicht dran, tatsächlich.“ Aha, man wollte nicht identifiziert werden. Dann war es auch kein Zufall, dass man nach Grutzkow gekommen war. Sondern das war geplant. „Und was Sie an Sprache gehört haben?“ – „Das war wenig genug – und meist nur ein Brüllen und Ächzen.“ – „Polnisch?“ – „Also ich bin mir da nicht sicher. Es könnten auch kräftige Oberfranken gewesen sein. Es war eine komische Mischung von hart und weich.“ Das ist alles sehr vage. Was besagt es für die Polen-Spur? Über sein Lebenretten spricht Daniel Jepsen nicht. Martina fragt auch nicht danach. Aber er berichtet von privaten Motorradrennen hinter dem leerstehenden Spaßbad zwischen Sandikow und Pasewalk. „Da komme ich nachts manchmal vorbei.“ – „Könnten die das gewesen sein?“ – „Hmh, ja,

wohl, aber wie will ich das wissen?“ Man müsste recherchieren, ob die Gangs da miteinander rivalisieren. Dann könnte man vielleicht von den Rivalen erfahren, welche Gang sich in Grutzkow ... Aber wie soll das klappen? „Ich kann mich ja nicht nachts dort auf den Riesenparkplatz stellen, wo sie ihre Rennen machen und sie anquatschen und behaupten, ich sei einer von ihnen ... Oder was sollte ich sonst sagen?“ Martina fällt ihre Herfahrt ein, als Kasimier Glatz sie vom Zug nach Grutzkow gebracht hatte. Da waren sie in einiger Entfernung an einem toten Erlebnisbad vorbei gekommen, und mehrere Limousinen mit Kennzeichen aus ganz Deutschland waren in die Zufahrtstraße dorthin eingebogen. Der Pole hatte schließlich, nach langem Herumdrucksen, gesagt, das seien Nazis; und ihr war klar geworden: Naziführer, keine örtlichen braunen Deppen. Sie erzählt das jetzt nicht. Aber wenn die Motorradgangs mit den Nazis zusammenhängen und wenn die die Ratten reinschmeißen in Grutzkow – was bedeutet das? Und was bedeutet das für den Brand auf der Burg? Und für ihren Ex?

Es dauert dann noch, bis der Baron zwei Gläser gefunden und gefüllt hat. Will er bloß die Anwesenheit der Frau verlängern? Oder ist das sein normales ge-lassen-es Tun? Seine Philosophie? Martina erklärt jedenfalls beim Eingießen, dass sie schon einiges über Jepsens Feld gehört habe durch Fritz Ickler. „Ja, der hat dort mal was für mich gemacht.“ – „Wie definieren Sie das, was Sie da wollen?“ Jepsen muss ausholen: „Also Sie haben doch als Kind am Strand bestimmt Formen im Sand hergestellt und dann das Wasser drüberfliessen lassen.“ – „Ach ja, ja, hab ich.“ Sie waren jahrelang immer nach Borkum gefahren im Sommer. „Und das ist“, bestätigt der Baron, „das ist LandArt: Du veränderst was in der Natur – und dann überlässt Du es wieder der Natur.“ Martina erinnert sich spontan an etwas anders als die ewigen Borkum-Urlaube: an einen Ausflug im Jahre 2000 nach Bitterfeld. Dort gab es ein EXPO-Projekt, und bevor sie Wache schieben mussten bei den Gipsköpfen in Hanno-

ver, hatten sie Ferropolis, die Baggerstadt nördlich von Bitterfeld besucht. Da waren sie durch die Sohle einer ehemaligen Kohlegrube gegangen. Ein „Spaziergangsforscher“ hatte sie geführt. Plötzlich hatte man schwach klingende Geräusche gehört. Da waren kleine Metallblättchen an elastischen Stäbchen aufgehängt, und die gaben im Wind Töne von sich. Es war sehr anmutend gewesen: mitten in einer wüsten Hinterlassenschaft des Bergbaus diese zarten Töne! Ohne Wind spielten die nicht. In zwei, drei Jahren würde dann die Flutung kommen und die kleinen Instrumente würden untergehen. „Ist das LandArt?“ – „Ja“, weiß der Baron, „ich kenne den Mann. Der Herr Weißhaar, ja ja.“ Genau, so heißt er. Martina erinnert sich, dass Herr Weißhaar damals dieses Verschwinden nicht als Katastrophe hatte verstehen wollen. Wenn dann keiner die Töne mehr hören konnte. Er hatte nur gefordert, dass das Wasser langsam kommen sollte, gerade so wie das Grundwasser allmählich wieder sein natürliches Niveau einnahm – und nicht durch künstliche Zuleitungen.

Martina ist beunruhigt über Jepsens Freundin, die neulich nur für das Feld Fagott geblasen haben soll. Wie die Metallstäbe, die ihre Musik nur für das Tagebauloch machen. Sie ist neugierig, sogar ausgesprochen neugierig: „Gibt es eine Freundin? Die Leute erzählen ...“ Er versteht die Frage nicht. Nun ist Martina die Frage peinlich. Sie merkt an sich selbst, dass diese Freundin sie stört. „Na, Fritz Ickler hat erzählt, Ihre Freundin hätte hier neulich Musik gemacht im Feld.“ Er antwortet nicht, winkt nur ab. „Geld verdienen kann man natürlich nicht damit“, erklärt er stattdessen. Martina schaltet ebenfalls um, wie er eben, aber sie denkt: Wer so dezidiert nicht antwortet, der hat da was! Und laut fragt sie: „Und womit verdienen Sie es?“ Nun erzählt Jepsen vom ehemaligen Truppenübungsplatz Malthin, der seit dem letzten Jahr stillgelegt wird. Dort ist er jetzt als freier Mitarbeiter untergekommen. Und er schwärmt von wunderbaren Sonnenaufgangsstimmungen. „Man muss um

fünf Uhr früh da sein – im Hochsommer noch früher. Dann weiß man, warum man sich drum kümmert. Oder abends, wenn der Mond scheint.“ Er schwärmt von den zweitausendfünfhundert Hektar Totalreservat: Da darf gar nicht eingegriffen werden. Selbst hauptamtliche Naturschützer räumen da nichts weg, pflanzen nichts hin, korrigieren nichts. Nicht einmal aus Naturschutzgründen dürfen sie das tun. „Da ist eigentlich Urwald, Urwelt.“ Martina versteht nicht. „Truppenübungsplätze – stelle ich mir eher dreckig und zerwühlt vor. Nichts ist mehr heil, alles zerschossen ...“ – „Das finden Sie da auch. Dann mal ein kleiner Betonbunker oder irgendwelches Eisengestänge oder hundert vergessene Bahnschwellen ... Was die Bundeswehr und die Volksarmee gerade so liegen gelassen haben. Aber wo die damals schießen geübt haben – Kanonenschießen –, da gibt es verbotene Gebiete, also wo die Bomben drüber geflogen sind, die hat kein Mensch betreten seit vielen Jahrzehnten. Und auch wo die Geschosse runtergekommen sind: Lebensgefährlich, dort reinzugehen. Aber ökologisch höchst wertvoll. Und wunderschön. Das sogar vor allem. Das Militär hat aus Versehen viel Gutes dort getan – einfach weil diese verbotenen Gebiete aus schusstechnischen Gründen sein müssen.“ – „Und Sie, Sie räumen das auf – oder umzäunen das? Oder wie?“ Daniel Jepsen ist Fachmann dafür. Er sagt: „Ich könnte jetzt Stunden ... Also das Fremdwort für das, was ich organisiere, heißt ‚Natürliche Sukzession’: Wir greifen dort überhaupt nicht ein. Beziehungsweise unser Eingreifen ist das organisierte Nichteingreifen – oder umgekehrt ... Das meiste gucken wir uns nicht mal an. Wir bewahren eine unberührte Zone.“ Martina denkt, das ist sein „Lassen“, dieses organisierte Nichteingreifen. „Aber ich zum Beispiel“, fährt Jepsen fort, „ich gehe privat rein und schaue nach ausgestorbenen Pflanzen – und finde jede Menge. Toll – die gibt’s da noch.“ Martina ist Großstadtkind. Der Baron redet zu ihr wie von der Rückseite des Mondes oder von den physikalischen Verhältnissen im inneren

Ring des Saturn. Klar ist ihr nur, dass ausgestorbene Viecher eigentlich nicht mehr da sein dürften. Also hat er da eine Art von Sensation. Sie möchte das sehen, erleben. Aber das geht wohl nicht. Da darf keiner rein – „Und wenn doch, dann nur heimlich“, sagt er. – „Und wenn ich Ihnen heimlich folge, dann geht das?“ – Jepsen überlegt: „Wenn Sie auf eine Bombe treten, sind Sie nicht versichert dagegen ...“ Sie schweigen. In bestimmter Hinsicht ist sie gegenwärtig sowieso gegen nichts versichert. Er wird wieder ein wenig rot. „Es wäre allerdings sicher interessant ... Ich habe da, ehrlich gesagt, ein paar sichere Wege. Aber mit Fremden darf ich auch da nicht hin.“ – „Und man kann Sie nicht bestechen?“ Nach einer ziemlichen Pause sagt Jepsen: „Ich glaube, Sie haben es schon geschafft ... Jeden Morgen fahre ich illegal in mein Reservat, außerhalb der Arbeitszeit.“ – „Ja, und?“ – „Wenn ich illegal reingehe ... illegal können Sie hinter mir her gehen. Morgen um halb fünf geht es hier los.“ – „Aha, eine Einladung?“ – Jepsen erschrickt. „Ich sag’s nur ... Wenn Sie einen Fünf-Uhr-Termin als Einladung akzeptieren ...“ Ja, da hat Martina wirklich ihre Zweifel! Fünfzehn Uhr wäre besser. Und sie hat zugleich riesige Lust, mit diesem Mann etwas gemeinsam zu machen. Er ist ziemlich unsicher; das mag sie. Ein scheues Reh. Sie hat immer gefunden, dass die unsicher wirkenden Männer schließlich die klareren Typen sind. Und noch etwas – das mag sie auch: Jepsen scheint traurig zu sein; sie hat das gut beobachtet. Dieses Aussehen wie ein Kurzsichtiger ohne Brille und nach dem Mittagsschlaf. Aber sie weiß auch, dass es unvernünftige Dinge sind, die ihr da durch den Kopf gehen. Was, wenn sie jetzt sagen würde, um halb fünf solle er kommen und sie wecken? Was, wenn Daniel Jepsen dann zustimmen würde? Und wieder rot werden vielleicht? Und danach? Oder wenn sie sagen würde, sie habe jetzt Hunger, und ob er nicht etwas zum Abendessen da habe? Und wenn sie dann beide in die Küche gehen würden, und wenn sie dabei einflechten würde, am einfachsten sei

es ja, wenn sie gleich hier bliebe über Nacht. So was hat sie öfter gemacht. In Berlin geht das. Oder im Film. Aber das hier ist ja keine TV-Serie, wo sie das Pärchen auf jeden Fall vor dem Werbeblock ins Bett bringen müssen. Was war das neulich mit Fritz Ickler gewesen? Wieso hatte der sich so gedrängelt, um ihr die Landschaft zu zeigen? Könnte sie gegenwärtig mit einem Mann etwas anfangen? In dieser Situation? Und der mit ihr? Aber die Gedanken sind da; und sie sind zum ersten Mal seit Wochen da. Sie irritieren Martina und gefallen ihr.

Martina ist dann noch lange bei Daniel Jepsen. Sie setzen sich schließlich sogar in den Garten. Er hat noch eine Flasche Roten gefunden. Er gießt die Saftgläser bis obenran voll. Die beiden sind schon viel gelöster als vorhin, und der Wein wird nun noch sein übriges tun. Der Himmel kann sich heute nicht entscheiden, was für ein Wetter werden soll. Hunderte sehr kleiner Wolken schweben einzeln herum. Sie schließen sich nicht zu einer zusammen, aber sie driften auch nicht wirklich auseinander. Das Ganze ist wie das Foto eines Barockbildes. Als Daniel merkt, dass Martina hoch schaut, sagt er: „Immer so ein bisschen blaue Ewigkeit zwischen den grauen Realitäten." Was antwortet man darauf? Martina sagt schließlich: „Es ist sehr verrückt: Das Grenzenlose ist nur ein Zwischenraum vom Begrenzten ..." – „Kennen Sie das Gedicht Der Zwischenraum?" Nein, Martina kennt es nicht. Er versucht zu zitieren: Von dem Lattenzaun, der einen Zwischenraum hatte. Und wo dann der Architekt kommt und Ordnung herstellt:

Ein Architekt, der dieses sah,
stand eines Tages plötzlich da
und nahm den Zwischenraum hinaus
Und baute draus ein großes Haus ...

Und dann, so geht das Gedicht weiter, steht der Zaun
ganz dumm,

mit Latten, ohne was herum,
ein Anblick, grässlich und gemein.
Drum zog ihn der Senat auch ein.

Martina staunt, dass er das auswendig kann. „Und wieso gehört jetzt der Zaun zu den Wolken?“ – „Der Zwischenraum, der wichtige ... Der Zweck des Zaunes ist die Abgrenzung. Der Zwischenraum im Zaun aber hat den gegenteiligen Zweck. Er hilft, die Grenze zu überspringen, wenigstens mit den Augen.“ – „Gut“, sagt Martina, „und ohne Zwischenraum ist der Zaun nichts wert, obwohl eigentlich gerade der Zwischenraum nichts wert ist ... Wie Wolken ohne Himmel.“ Sie können gut reden miteinander. Später erzählt Daniel von seiner Prüfung als Landschaftsarchitekt. „Ich war wohl nicht besonders, und der Professor schleuderte mir schließlich ein Zitat genau aus diesem Gedicht entgegen: ‚Der Architekt jedoch entfloh nach Afri- od Ameriko.‘ So endet das nämlich. Ich sollte also verschwinden wegen mangelhafter Leistung. Na ja, ich habe mir das hinterher angeguckt – das Gedicht zum ersten Mal gesehen und gleich auswendig gelernt. Damit hat mein Streben angefangen für die Prüfungswiederholung. Und ich habe etwas über die Ewigkeit gelernt, den Zwischenraum eben.“ Martina findet gut, wie er von seinen Schwächen reden kann – und wie er dabei ein bisschen von seiner Philosophie zeigt. Sie denkt an das, was sie über Tun und Lassen in seinem Buch gelesen hat. Es war ja wenig genug auf die Schnelle. Und auch daran, wie Fritz Ickler die Land-Art des Barons abgebügelt hat: dass er da nichts zum Essen anbaue. Ickler würde bestimmt „Lattenzäune ohne Zwischenräume“ gut finden. Es muss halt alles nützlich sein. Und Jepsen sagt genau dazu, das sei ein Anblick „grässlich und gemein.“ Jepsen tut was für den Zwischenraum; und Ickler hält das für nichts.

Später, als er eine weitere („wirklich die letzte“) Flasche Roten geholt hat, erzählt sie die Szene mit den Ballonfahrern. Ihr Gastgeber versteht; er kann schnell erklären: Auf seinem Feld macht er

nicht die Kornkreise nach, will nicht die „Forschung“ der Kornkreisfreaks nach den „wahren“ Faktoren durcheinander bringen. Diese Freaks sprechen, wenn jemand Kornkreis-ähnliche Formen gestaltet, von „Fälschungen“. Aber darum geht es nicht. „Man interpretiert da unser Anliegen mit wesensfremden Maßstäben. Das, was diese Leute für natürliche Erscheinungen oder für übernatürliche Offenbarungen halten, kann doch auch ganz simpel menschengemacht sein. Dann weichen die Macher zwar von den Hypothesen dieser Leute ab – aber was bedeutet das schon, wenn die Hypothesen Quatsch sind? Und was heißt dann Fälschung?“ – „Also falsch ist deren Bewusstsein, und darum halten die das Wirkliche für falsch?“ Messerscharf so ist es. „Ich war mit einer Sense da drin und habe einen Ring gemäht. Dann habe ich wieder etwas stehen lassen – ringförmig zur Mitte des Feldes zu. Und die Mitte direkt habe ich wieder gemäht.“ – „Ja, und?“ – „Gucken Sie mal: Wassily Kandinsky hat das gemalt: Colour Studies, 1913, glaube ich.“ Er rennt ins Wohnzimmer, holt einen knalligen Druck heraus, etwa 50 mal 50 Zentimeter. „Das habe ich im Feld nachgestaltet. Das hat nichts zu tun mit Kornkreisen.“ Kandinsky, denkt Martina, der malt doch sonst diese Ringelwürmer und Spinnennetze, spitzwinklige Dreiecke und kleine Mikadostäbchen. Was man eben so in Wohnzimmern an Kandinskys trifft: Black Frame oder Harmonie tranquille oder Mit und gegen – oder wie sie alle heißen. Meistens hängt Kandinsky in Wartezimmern von älteren Allgemeinmedizinern, erinnert sie sich. Warum gerade da? Hier aber nichts von Spinnennetzen und Regenwürmern. Einfach nur Farbfelder, die der Pinsel mit einer einzigen Kreisbewegung erzeugt hat.

Sie sieht auf dem Küchenschrank Zigaretten liegen und ist konsterniert: Meine Sorte! Sie ist absolut überrascht. Wer raucht schon ZIGGI? Jedenfalls Daniel Jepsen und sie ... Oder diese Freundin? Sie denkt, Rauchen verbindet – hier stimmt es oder könnte es stimmen.

Und Daniel Jepsen, der mit dem Mund redet und redet, denkt mit dem Herzen an die Frau, die ihm gegenüber sitzt. Er hat zweimal „Du“ gesagt. Wann hat er zum letzten Mal so mit einer Frau gesessen? Mit so einer Frau? Und mit knallbraunen Lippen? Über LandArt kann er auswendig reden, aber diese Frau hat ihn ganz verdreht. Wer hatte sich, außer seiner Schwester, wirklich für seinen Spleen interessiert und ihm länger als zehn Minuten zugehört? Und sogar geantwortet?

Laut aber spricht er von nicht kommerzialisierter Kunst. Kein Käufer, kein Kunstkritiker sei da erwünscht. „Du machst inmitten der Ödnis ein Arrangement, vielleicht fotografierst du es noch – mehr nicht. Ich fotografiere meinen wachsenden Kandinsky jede Woche. Und im nächsten Jahr ist alles wieder weg. Das ist freie Kunst. Freiestmöglich und naturgemäß.“ Martina fragt ihn: „Warum dann aber die Fotos?“ – „Ja, warum?“ Er druckst herum. „Die Väter von LandArt haben manchmal kleine Ausstellungen aus ihren Fotos gemacht. Einfach dokumentieren: was Natur aus Kunst macht – wie sie sie verändert, quasi verwächst. Sie ist ihr gleichgültig, aber sie produziert doch etwas mit ihr. Nicht die Kunst mit der Natur, sondern die Natur mit der Kunst.“ – „Vielleicht wächst da im nächsten Jahr alles ein kleines bisschen anders“, mutmaßt Martina. „Ja“, sagt er, „man kann das über lange Zeit beobachten.“ – „Kindererziehung ist auch so, glaube ich. Oder sollte so sein. Etwas aussäen – und dann schauen, wie es wächst.“ Nach einer ziemlich langen Pause sagt er mit belegter Stimme: „Statt morgen früh könnten wir auch heute Abend ... Es ist fast Vollmond!“ Oh, denkt sie, hat er eben ‚wir’ und ‚könnten’ gesagt? Und warum soll ich mich dagegen wehren? Dieser Mann erfüllt mir Wünsche, die ich selber nicht kenne. „Ach ja. Ich freue mich; ich hab Zeit“, hört sie sich sagen. – „Schön.“ Es ist lange ganz still.

Dann fragt sie doch noch, ob es in Septembernächten nicht schon ziemlich kalt würde. Und er antwortet, dass sie gerne seinen schaf-

wollenen Pullover kriegen könne. „Und vielleicht noch ein paar flache Schuhe?“, fragt sie; denn ihre neuen hat sie zu Hause gelassen. Ins Bombenabwurfgebiet mit Pumps – das ginge ja wohl nicht. Aber Schuhe Größe 38 hat er nicht da. „Auch nicht von der Freundin?“, stichelt Martina. „Ach ja, stimmt, meine Schwester hat Größe 39, glaube ich, und die liegen ...“ Aha, Schwester. Damit wäre die Frage auch beantwortet, denkt Martina. Laut sagt sie: „Die müssten passen.“ Er geht aus der Küche und sucht das Paar. Es dauert wieder. Martina möchte laut schreien vor Freude. Sie schielt nach den Zigaretten rüber. Rauchen verbindet.

* * *

Heinzi kommt zur Burg. Dort sieht es chaotisch aus. Die Ausstellung haben sie dicht gemacht, das Café musste in den Alten Stall ziehen. Der hat fünf Gästezimmer. Drei davon haben sie ausgeräumt, nur Martina durfte in ihrem bleiben. Das größere Zimmer ist jetzt zum Gastraum umfunktioniert worden. Die Stühle, die sie aus der Kantine der Agrargenossenschaft hergeschafft haben, passen doch, denkt er. Die haben sie ein Jahr vor dem Bankrott noch neu gekauft. Die Küche ist in dem anderen Zimmer drin – alles provisorisch. Von der Burg ist nur der Turm völlig unversehrt. Der ist auch weiterhin geöffnet. Heinzi bestellt bei Martina einen Rondo triplo. Mehr ist nicht drin. Arbeitslosengeld gibt es erst übermorgen. Heinzi hat schon wieder ordentlich ein paar Flaschen für Gerd dabei. Die würden für richtig guten Kaffee und zwei Brötchen mit Butter reichen. Aber er hat sich vorgenommen, immer zu warten, bis er fünfundzwanzig zusammen hat. Und dann echt zu prassen: drei Brötchen und zwei Tassen. Jetzt, wo man noch umsonst mit der Bahn fahren kann, gehen Heinzis Geschäfte zum Glück gut. Denn jetzt kann er auch in all den Orten sammeln, wo die Bahn hält. Martina braut ihm also einen Kaffee aus dem Satz von drei

Tassen. Er setzt sich auf einen Genossenschaftsstuhl. „Wo ist Gerd?“, fragt er, „ich muss ihn sprechen.“ Denn nur wegen Kaffee ist er eigentlich nicht gekommen. Martina kann nicht viel sagen. Sie kommt direkt aus dem Bett – es ist ja gerade 11 Uhr vorbei; und was das Aufstehen betrifft, ist sie noch ganz Berlinerin. Sara und Gerd hatten mal gesagt, dass man hier seinen Lebensstil selbst gestalten könne. Daniel steht allerdings sechs Stunden vorher auf. Da muss man denn wohl doch mal was verändern, fürchtet sie. Autarkie ist eher was für Singles. Von Nitschkes hat sie noch keinen gesehen. Die wohnen jetzt hier im Alten Stall, eine Treppe über ihr, bis die Wohnung im Schloss wieder OK ist. „Klopf doch mal mit ’nem Besenstiel an die Decke.“ Sie will das nicht und sagt: „Ich bin mir nicht mal sicher, ob man überhaupt oben ist. Die beiden rennen jetzt viel rum wegen Versicherung und Staatsanwalt. Die sieht man kaum noch.“ Schließlich ruft sie Gerd aber doch an: „Geschäftlich“, und Minuten später ist er unten.

„Auch ’nen Rondo tri?“, fragt sie, und Gerd antwortet verschlafen und tapfer: „Ja klar, mehr ist doch für einen ruinierten Geschäftsmann nicht drin!“ Aber so viel alten Satz hat sie gar nicht, und er muss einen frischen trinken. „Na gut, als ruinierter Geschäftsmann brauche ich ja auch Einnahmen.“ Dann kommt Heinzi mit seinem Problem: „Ich hab da nämlich ein Anliegen.“ Er erzählt, dass er mit seinem Freund Detlef gesprochen hat und dass sie Altmetall aus weggeworfenen Geräten sammeln wollen. Und sie wüssten noch nicht genau, wie das geht. Welche Edelmetalle oder edlen Legierungen. Oder ob sie Stahl entrosten wollen oder was. Genau klar ist ihnen das ja noch nicht. Jedenfalls wollen sie nicht einfach bloß Schrott sammeln. „Und meine Frage ist, ob Du Werkzeuge dafür hättest, damit wir erstmal anfangen können – vielleicht eine Vorrichtung zum Entrosten?“ O, da ist der Glasbläser überfordert. „Ich glaube, in der alten Schmiede in Sandikow müsste so was noch liegen. Zum Entrosten ist ja nur eine Wanne nötig. Die gibt es dort

auch. Und dann dieses Zeug, dieses Granulat, das gibt's im Baumarkt." Mit anderen Worten, Gerd hat keine Lust, selbst zu helfen. Er kann sich momentan auch gar nicht auf solche Sachen konzentrieren. „Aha, Baumarkt. Und dann?" Heinzi ist stur und bleibt dran. Aus Enttäuschung den Schwanz einziehen – nee! Er bohrt weiter: „Die Räumlichkeit hier? Könnte ich die benutzen?" Gerd will nicht und weiß nicht. Er weiß nicht, weil er nicht will. „Meine Werkstatt? Du, ich bin mir überhaupt nicht sicher, was aus der Burg wird. Vielleicht machen wir keine neue Ausstellung. Oder wir ziehen ganz weg." Jetzt wird Heinzi wild: „Ihr seid doch wohl ... Vor dummen Jungen wollt Ihr fliehen? Und mich hier im Stich lassen?" Gerd merkt, dass er weiteren Frust erzeugt. „Du magst ja Deinen Frieden haben, aber bei mir ist es schließlich passiert. Ich hänge viel mehr drin als Ihr alle." Gerd ärgert sich fast, dass Heinzi einfach weiter nach vorne denkt. Das war doch bisher immer seine Funktion: Vordenker! Heinzi war neulich schon so zukunftsmäßig drauf beim Mittagessen auf der Burg. Jetzt geht das weiter! „Du siehst es ja an meiner Frage", redet Heinzi auf Gerd ein, „Dein Rat wird gebraucht. Bleibt bloß hier! Also, wie ist es mit der Werkstatt?" Jetzt ist Heinzi für Gerd wie ein Großvater: ein bisschen Autorität, ein bisschen hilfsbedürftig, ein bisschen lästig. Gerd denkt, also gut. Gesetzt den Fall, wir bleiben hier (und auch wenn nicht), irgendwas muss ich ihm sagen: „Du müsstest dir halt noch mehr klar werden, was du machen willst. Wenn du das genauer weißt, kann ich die Sache auch besser einschätzten, und dann würde sich das vielleicht auch mehr lohnen; und dann könntest Du hier auch die kleine Miete bezahlen." Auf Deutsch: Jetzt erstmal kein Blanko-Ja, aber auch kein Blanko-Nein. Heinzi ist vieles noch nicht klar, aber er findet, dass eine Erweiterung, ein Ausbau ihrer Ideen im Prinzip seinen und Detlefs Überlegungen entspricht. Und es gibt ja auch schon welche. Er berichtet von den Gesprächen mit Detlef – und auch mit Fritz Ickler: Tetrapacks sammeln – das passt

aber nicht ins Profil – und Kanülen von Spritzen. „Aber da“, wendet Gerd ein, „müsstest Du erst ein neues Bundesgesetz schaffen und die Hersteller dieser Kanülen umstimmen. Es ist zu schwierig. Und ich glaube, da machen nicht mal die Polen mit.“ An die Polen hatte Heinzi auch schon gedacht. Vielleicht hat ja Detlef dort Beziehungen ...

Gerd hatte eigentlich überhaupt nicht gewollt, aber jetzt schießt es ihm in den Kopf: „Wie wäre es denn mit Bauholz entnageln?“ Eine ganz neue Sache, aber nicht dumm. Nur: Wer will dann diese Nägel? Und wo kommt das Holz her? Die letzte Frage ist einfach zu beantworten: Aus Malthin. Da reißen sie jetzt die Armeebauten ab mit alten Balken ohne Ende. „Und die soll ich abfangen und entnageln?“ – „Ja, und keiner wird Dir böse sein, denn die schmeißen das Zeug sowieso bloß weg. Wenn es aber entnagelt ist, ist es prima Brennholz, super trocken.“ „OK, aber wer heizt noch mit Holz heutzutage?“ Gerd guckt irgendwie konzentriert aus dem Fenster. In ihm arbeitet es, aber er bleibt stumm. Wo mal gerade keiner redet, mischt Martina sich ein. Sie erzählt Heinzi, dass man aus großen, alten und rostigen Nägeln Kunst machen kann: Nagelbretter: „Du ordnest zwanzig oder hundert Nägel auf dem Brett an – irgendein Muster; kann auch chaotisch sein. Du schlägst sie teilweise rein und lässt sie noch etwas herausgucken. Du kannst Wellenbewegungen machen, Kreise oder noch was anderes.“ – „Und denn?“, fragt Heinzi zweifelnd. „Wozu das?“ – „Na, damit Du Geld dafür kriegst. Und weil es vielleicht originell aussieht.“ Heinzi ist echt irritiert: „Kauft das einer?“ Martina weiß das natürlich nicht. Ihr fällt aber in diesem Moment ein: Verdammt, das ist wieder Kunst für die Typen, vor denen ich gerade geflohen bin! Gerd hat nicht zugehört, hat nur aus dem Fenster gestarrt. Jetzt fragt Heinzi ihn: „Ja, was? Was guckst Du?“ – „Ich überlege“, antwortet Gerd. „Das kommt mir eben so hoch: Wir müssen jetzt die Heizung neu bauen; und dabei muss die Ölheizung raus. Mit Öl

heizen ist ja Selbstmord, macht einen ja bettelarm. Heizöl kostet heute schon fünfmal so viel wie vor fünf Jahren. Und wenn Du das mit dem Entnageln gut in die Gänge kriegst, könnten wir eine Holzheizung einbauen.“ – „Na toll! Also dann bleibt Ihr hier!“ – „Ach so – hmh, ja.“ Das hatte Gerd jetzt ganz vergessen. Eine neue Idee war in ihm aufgeschossen, und Minuten lang war die Depression wie weg gewesen. „Na ja, also ... Wenn ich natürlich eine Heizung baue, mach ich das nicht kurz vor dem Wegziehen.“ – „Dann hab ich Dich also eben geworben zum Bleiben. Dafür könntest mir einen guten Kaffee spendieren!“ Gerd fühlt sich von Heinzi überrumpelt. Aber eigentlich war es ja dann doch seine eigene Idee – diese Heizung. Karl-Heinz Geißler ist jedenfalls der erste, der konstruktiv weiter denkt in dieser Lage. Obwohl: Göricke auch. Der pflanzt gerade sein Beinwell um. Ja, insofern, warum nicht auch Gerd Nitschke? „Also den Kaffee: mach ich doch glatt. Wenn Du mir ’nen Vorschuß gibst ... Und ansonsten mach Dir mal keine Sorgen.“ Gerd muss da allerdings noch einiges klären, nicht zuletzt mit Sara. Ja, eigentlich muss er sie aus der Trauer herausziehen! Vielleicht sogar mit dieser Idee! Und was das Organisatorische betrifft, so ist er sicher, dass in dieser Region, in diesem sozialen Umfeld, eine Holzheizung funktioniert – vom Beliefern bis zum Nachlegen. Heinzi geht durch den Kopf, dass das ein großes Ding werden könnte! Holz holen – mit einem Traktor – Lagerplatz – Holz selbst verheizen oder verkaufen – und die Nägel? Naja, dann soll sie doch ihre Kunst draus machen. Eigentlich, vor einer Stunde noch, wollten sie ja Geräte auf Metall durchchecken ...

Gerd bietet Heinzi an, mal mitzukommen, bei Google zu suchen nach „entnageln“. Da muss es doch was geben! Martina bleibt im Café zurück. Ihr geht es weiter durch den Kopf: Nagelbretter et cetera: Ist das nicht wieder so was Sinnlos-schickes? Aber es hätte hier in Grutzkow ja eine andere Funktion: Es würde arme Leute ernäh-

ren und es wäre ein Teil des Holzheizens. Ja, das Gleiche ist es wohl, aber nicht dasselbe.

Oben schauen die beiden Männer bei Google nach. Ergebnis: es gibt nichts, jedenfalls nichts über neuere Techniken des Entnagelns. „Und? Was heißt das?“, will Heinzi wissen. „Das heißt, dass Du mit Entnageln noch berühmt werden kannst; denn die Handwerker machen das heute noch wie vor 500 Jahren, und keinem fällt was Neues ein. Und sie machen es nur im Notfall. Viel lieber schmeißen sie Holz weg.“ Berühmt werden will Heinzi eigentlich weniger. Ihm würde es schon reichen, wenn er damit ein bisschen Geld machen könnte und wenn die Tage schneller und sinnvoller vergehen würden als jetzt. „Also wenn Du Dir das mal überlegst und wenn Du noch einen Mitarbeiter findest: An mir würdest Du einen Dauerkunden haben für das Holz. Und über Werkstatt und so weiter können wir später auch reden, wenn Deine Pläne noch präziser werden. Und wenn ich auch genauer weiß, was mit der Burg wird.“ Heinzi guckt ihn halb fragend, halb zufrieden an. „Was noch“ denkt Gerd. Dann fügt er noch etwas hinzu: „Also eins ist schon klar: Holz, das für die neue Burgheizung bestimmt ist, kannst Du natürlich auch hier auf der Burg bearbeiten – hinten auf dem Amtshof.“ Aha, der Arbeitsplatz. Jetzt ist Heinzi nur noch froh – und ziemlich aufgeregt. Das war ja mehr, als er gedacht hatte; aber es wird nun doch etwas ganz anderes. Erst Drähte sammeln, dann Geräte, dann Kanülen – und jetzt Holz. Mann Mann! Aber ohne die eine Idee wäre vielleicht die andere nie gekommen. Oder Gerd hätte sie nicht gerade ihm gesagt. Wie auch immer, Heinzi geht wieder ins Café, in diese beiden umgestellten Zimmer und bestellt einen frischen Kaffee. „Jawoll, einen frischen“, nickt er Martina zu. Heinzi weiß jetzt, wie man richtig zu Geld kommen kann. „Dann trink ich Tag und Nacht Waldkaffee.“ – „Na, denn schlaf man schön danach!“ Heinzi erzählt Martina ein bisschen von dem Projekt (sie nennt so was „Projekt“ wie Gerd; und Heinzi hat gerade

beschlossen, dieses Wort jetzt auch zu benutzen). Bevor die beiden Männer zum Computer gegangen waren, hatte Martina ja schon mitgehört und den Nagelbrett-Vorschlag gemacht. Ihr ist inzwischen noch etwas eingefallen. Jetzt fragt sie Heinzi: „Vielleicht könntet Ihr vormittags Holz und nachmittags Metall ...?“ Heinzi versteht nicht. „Na, beides machen, meine ich. Nur Holz entnageln ist vielleicht ein bisschen langweilig. Und man steht auch besser auf zwei verschiedenen Füßen.“ – „Meinst Du das mit den Nägeln?“ – „Ja, das auch, aber noch was. Dann schlägt sie Heinzi ein Projekt vor. Wieder ein Projekt, Mann Mann, denkt Heinzi, was für ein Tag! „Na, erzähl mal“, sagt er – und es klingt fast schon gönnerhaft. Tatsächlich aber denkt Heinzi: Wo schon so viel durcheinander geht, kommt es ja nun darauf auch nicht mehr an. Und Martina berichtet von Künstlern, die aus Schrott Kunstwerke machen. Nicht bloß aus Nägeln, sondern aus größeren Teilen. Und sie entwirft ihre eigene und offenbar ganz neue Idee: „Ein paar Leute von uns hier sammeln Schrott. Dann bereite ich Schrotthaufen vor für eine Aktion. Jedenfalls könnte ich das machen, wenn ein paar Leute mir helfen. Dann kommen Kunden, die bleiben zwei oder drei Tage hier. Die muss man natürlich richtig gezielt einladen zu einem Kunstaktionswochenende. Jeder von denen baut also aus ‚seinem’ Schrott irgendeine Figur – wie Kinder beim Lego. Dann, in einer Nacht, übergießen wir das mit Benzin und zünden es an. Das schmilzt dann irgendwie. Man guckt zu, man kann es löschen, jeder zu der Zeit, die er für richtig hält. Und am Ende hat jeder ein einmaliges Erlebnis und eine ganz eigene Plastik.“ – „Und die nimmt er dann mit nach Hause?“ – „Weiß ich nicht“, gesteht Martina. Das wichtigste ist die Aktion. Danach – mal sehn. Mit nach Hause nehmen ...“ – „... oder auf die Felder vom Baron stellen.“ Heinzi hat Feuer gefangen. „Das ist ja bei dem schon jetzt sone komische moderne Kunst ...“ Wenigstens wär das was. Martinas Idee ist für sie selbst fast genau so neu wie für Heinzi. Sie hat Aktionskunst bis-

her nicht gemacht. Aber in einem schrottschwangeren Umland wie diesem hier wäre das wohl gerade richtig. Heinzi seinerseits kann sich ganz gut vorstellen, dass man beides macht: Das Holz – und das hier. Er macht noch einen Vorschlag: „Ich bin ja kein Designer, ha ha. Aber mit den Nägeln, die wir da rausziehen. Vielleicht kannst Du daraus auch was designen, Du, nicht ich: Plastiken nur aus Nägeln. Und die vielleicht auch schmelzen – oder so was. Denn wenn ich das mache, sieht das bloß bescheuert aus.“ – „Ja, gut“, reagiert Martina, „machen wir auch. Oder Du lernst es von mir.“ Auch das noch, denkt Heinzi. Es wächst ihm langsam über den Kopf. Dann fragt sie ihn, wie ein Entnagelungsgerät aussieht. Heinzi kennt ganz alte Exemplare: Wie eine Gabel, aber fünfmal so groß, unten statt der fünf Zinken nur zwei. „Du nimmst den Nagel zwischen die Zinken und kippst das Ding an. Mit Hebelwirkung kriegst Du sie raus. Das Ding nennt man Kuhfuß. Dann kannste Dir ja vorstellen.“ Heinzi hatte ja eben gerade welche im Internet gesehen. Martina hat allerdings noch nie den Fuß einer Kuh angeguckt. Ist ja dafür vielleicht auch nicht nötig. „Aber“, wendet sie ein, „für große Nägel brauchst Du ein großes, für kleine ein kleines.“ Das stimmt, es gibt ja auch wirklich kleine und große. Und was Martina nur denkt, nicht sagt: Man müsste einen elektrischen Entnagler konstruieren. Es gibt Schraubendreher mit Akku, es sollte auch moderne Entnagler geben. Sonst wird man ja bei der Arbeit verrückt. Von der permanenten Sehnenscheidenentzündung ganz zu schweigen. Das wär doch ein Projekt für sie: einen neuen Entnagler entwerfen. Ist noch keiner drauf gekommen, wie sie gerade von Heinzi erfahren hat. Aber in diesem Fall könnte es mal mit ihr klappen.

Als Heinzi mit einem vollen Kopf gegangen ist, kommt kurz danach auch Gerd wieder aus der Wohnung. Martina erzählt von der Idee. Gerd ist sofort überzeugt davon. „Hat sich bisher bloß keiner Gedanken gemacht drüber.“ – „Dann wird das auch was“, meint

Martina, „vor Dir steht ja die Spezialistin für dergleichen.“ – „Die neu ernannte“, spöttelt er, „für Kuhfüße.“ – „Na und? Wenn schon“, reagiert Martina „so neu ist mir das gar nicht, Du! Fällt mir eben ein. Vor zehn, zwölf Jahren habe ich mal eine Faschingsvorlesung gehört. Das war sone Sitte an der Hochschule. Da redete einer zum Thema, warum die Kohlenzange seit hundert Jahren nicht weiterentwickelt wurde.“ – „Na, endlich mal ein Thema, was?“ – „Du glaubst es nicht, man hat echt was gelernt: Warum manche Erfindungen nicht gemacht werden. Zum Beispiel eben die Kohlenzange. Ich weiß noch: Die Vorlesung hieß ‚Der vergessene Fortschritt‘“. – „Ja, nun spann mich mal nicht auf die Folter: Warum denn nun nicht?“ – „Was jetzt?“ – „Na, die Kohlenzange.“ – „Ja, also ... Ja, weißt Du, die Details habe ich vergessen. Aber der Prof war Soziologe, fast wie unsrer hier. Und es ging um die Spannung zwischen Nutzern und Auftraggebern. Die Dienstmädchen benutzten die Zange, wenn sie den Ofen heizten, und sie fanden das Gerät unpraktisch. Aber sie konnten einfach keine Verbesserungen anmahnen in ihrer Position – und der Hausherrin war es egal. Und der Hausherr, der bestimmt jemanden kannte, der etwas hätte weiterentwickeln können, mit dem konnte die Ehefrau nicht über Kohlenzangen reden, und das Dienstmädchen sowieso nicht.“ Interessant, findet Gerd, dann soll Martina mal so ein Gerät erfinden. Er war aber wegen etwas anderem zurückgekommen: „Du sagtest doch, Du hättest im Internet die Website unserer Burg angeguckt.“ – „Ja, als ich noch in Berlin war – habe ich. Schöne Seite!“ – „Danke. Wo stand denn Euer Computer?“ Sie guckt ihn fragend an. „Ich meine, Dein Mann könnte dort ja Deine letzten Internetaktivitäten nachverfolgt haben.“ – „Ich habe mein Notebook benutzt – und ich habe das dummerweise in Berlin gelassen, ganz simpel in meinem Wohnzimmer.“ – „Und er hatte einen Schlüssel dazu?“ – „Es gab keinen Zimmerschlüssel. Es war die gemeinsame Wohnung. Aber wie kommst Du drauf – gerade jetzt?“ – „Sara und ich hatten ges-

tern noch mal auf die Internetseiten unseres neuen Auftraggebers geguckt. Hat 25 Sektkelche bestellt. Und eben, als ich mit Heinzi ins Netz will, klicke ich „Explorer“ und sehe, was ich gestern so gemacht habe, wo ich überall war. Zum Beispiel eben bei Kempinski. Ja, und dabei ist mir klar geworden: So könnte das dein Ex auch gemacht haben.“ – „Aha, leuchtet ein.“ Martina wird es ganz heiß. „Er hat meine letzten Aktivitäten in Berlin vor meinen iBook nachvollzogen und dann seine Schlüsse gezogen daraus. Und dazu braucht man nicht mal besonders viel Intelligenz. Er konnte ganz einfach sehen, dass ich auf Eure Seite geguckt habe und anschließend abgereist bin. Und dann konnte er seinen Plan schmieden.“ – „A propos Plan: Hast du die Bahnverbindung von Berlin nach Pasewalk auch im Internet ...“ Ja, Martina hat. „O Mist, Mist! Und ich wollte den Apparat eigentlich mitnehmen – aber hab ich vergessen in der Eile ... Na, immerhin, nun wissen wir’s.“ – „Was?“ – „Na, wie Herr Kohtz darauf kommen konnte, wo er sein Feuerchen legen muss: auf der Burg von Grutzkow!“ – „Ja, das wissen wir wohl nun.“

Heinzi ist in seine Bude gegangen. Er ist voller Elan. Diese beiden Projekte mit Detlef und Martina und Gerd! Das alles schreibt er jetzt Detlef. Er schreibt selten, aber dies hier ist wichtig. „Wir können eine Firma gründen. Das Holz aus Malthin reicht zwanzig Jahre. Und Metall finden wir immer.“ Er schreibt auch von der Polin, und dass sie ja die Ehe auch fortsetzen können, wenn Detlef hier wohnt. Und wie es jetzt überhaupt aussieht. Dann holt er sich von Frau Schwabe die Adresse von Detlef und bringt den Brief zu Susanne Grüttner. Heinzi ist sehr gespannt, gespannt auf alles. An solchen Tagen muss man sich ablenken. Heinzi kniet sich hin und lässt die Piko-Bahn fahren. Das kann er stundenlang tun.

* * *

Ein paar Tage, nachdem Fritz Ickler mit seiner Tochter in Greifswald gewesen ist, beginnt er mit der Rattenjagd. Am ersten Tag sieht er nichts und schießt er nichts. Er hat zu früh, eine Stunde nach Mitternacht, aufgehört zu suchen. Ratten sind nachtaktiv; er muss das berücksichtigen. Am nächsten Tag, also in der nächsten Nacht, geht er planmäßiger vor. Er fängt so gegen Mitternacht an – und genau an der Stelle, wo Anette neulich auf das Rudel gestoßen war. Es dauert zwei Stunden oder länger, bevor sich irgendetwas regt. Das Dorf, die Menschen im Dorf, sind alle schon im Bett und vom Fernseher weg. Fritz Ickler überrascht ein Rattenpaar – eigentlich überraschen die Ratten ihn, denn sie kommen ganz verspielt und en passant vorbeispaziert. Er schießt sie, erlegt sie. Trotz Schalldämpfer ist das ziemlich laut. Er muss schnell verschwinden, wenn er nicht riskieren will gesehen zu werden. Und er will keinesfalls gesehen werden, auch nicht von Sympathisanten; denn er hat ja vor, alle erschossenen Ratten auf einmal dem staunenden Grutzkow zu präsentieren. Also steckt er die toten Viecher schnell in einen Plastesack und geht Richtung Wohnung. Fürs erste reicht das ja schon mal. Er trägt die Viecher in seine Küche. Im Licht der Küchenbeleuchtung erkennt er erst ganz und gar, was er da gefangen hat: Als er die Ratten aus der Tüte rutschen lässt, sieht er sofort die SS-Runen, die in deren Fell eingebrannt sind. Es sind nicht die ziemlich großen Beißzähne, die ihn erstarren lassen, es ist nicht das scheußliche Rosa, das unheimlich ist. Es ist nicht die Natur der Ratte. Es ist dieses Symbol. Jedes der beiden Tiere hat es auf den Rücken gebrannt bekommen. Das ist sehr stark. Ickler wird fast verrückt. Die Mörder sind unter uns, in Rattengestalt. Ich brauche jetzt das Sorgentelefon, denkt er, greift nervös zum Hörer und wählt. Dabei verwählt er sich erstmal. Das hätte er nie für möglich gehalten: dass er das Sorgetelefon mal mit zitternden Händen anwählen würde. Aber das muß jetzt raus, jetzt, das kann er nicht für sich behalten. Aber, legt er vorher fest, ich spreche nur mit Uli Wend. Hof-

fentlich hat der heute Nachtdienst. Kein anderer erfährt es, nicht beim Sorgentelefon, nicht in Grutzkow. Höchstens noch ... ja, wer, zu wem hat er noch volles Vertrauen? Oder zu wer?

Und Uli Wend hat wirklich Dienst. Das ist Glück im Unglück. „Pastor, ich hab' die Ratten!" Wend hat schon davon tuscheln gehört, dass Ickler sich den Rattenabschuss vorgenommen hat. „Ja, Glückwunsch! Kann ich ‚Glückwunsch' sagen?" – „Glaub ich nicht. Es sind zwei kleine Nazis." Verblüffung am anderen Ende der Leitung und deutlich hörbares Fragezeichen. „Nazis, ja ..." Nun erklärt Ickler; und Uli Wend ist ebenso schockiert wie Ickler vor einer halben Stunde. Statt Worten kommt ein schweres Atmen durch die Leitung. Uli Wend ist doppelt getroffen. Anette und die Ratten und die Ratten und Anette! Nun auch noch das! Bald einigen sie sich: So was macht kein Mensch aus Spaß. Nur Nazis oder Nazifreunde machen das; und sie wollen etwas demonstrieren und etwas erreichen damit. Diese Ratten können nur Ernst sein, voller und ganzer Ernst. Uli Wend weiß von Martina, dass die etwas weiß über Nazis, die sich beim Spaßbad treffen. „Ob das eine Spur ist? Ob die von da kommen?" – „Aber Schubbutat hat doch gesagt, es sind die Motorradgangster, die die Ratten schmeißen", wendet Ickler ein. „Ja, die auch. Sprechen Sie mal mit Martina, die weiß ein bisschen was Genaueres! Vielleicht hängen die sogar mit den Nazis zusammen." Sie beenden bald ihr Gespräch, weil Uli Wend einen anderen Anruf entgegennehmen muss. Denn zu dieser Zeit ist er hier im Dienst allein.

Fritz Ickler trinkt erstmal einen, zwei, drei Braune. Die sind gut gegen das Kotzen. Er ist erstaunt und sehr verwirrt, dass er nichts von Nazis weiß, die hier in der Nähe agieren. Wo er doch täglich in der Region herumkommt und alte Beziehungen hat und mit den Leuten redet! Wissen die alle nichts? Oder stecken die mit denen unter einer Decke und verschweigen es? Das sind schreckliche Ahnungen. Ihm dämmert, dass das Abschießen der Viecher noch

das wenigste ist. Wenn das mit den Nazis stimmt, die hier in der Nähe sitzen sollen, ist die Gefahr noch ganz anders und viel größer. Sofort ruft er Martina an; Uli Wend hat ihm gesagt, dass die nie vor zehn Uhr aufsteht und bestimmt nicht vor eins ins Bett geht. Und es ist kurz vor eins. Martina reagiert nicht weniger entsetzt. Dann schlägt sie vor, sich mit Daniel Jepsen zusammenzusetzen, „denn der weiß noch wieder etwas mehr ...“ Ickler hat sich damals ziemlich zickig vom Baron getrennt, weil er dessen LandArt für verstiegen gehalten hatte. Mit dem zusammensetzen? Aber neulich war der auch in der Kirche – und es drängt. Wer Leichen erzeugt wie er, der muss sich auch um die Folgen kümmern. „Ja, wann?“, fragt er. Es sollte bald sein. Sie vereinbaren eine Zeit. Das ist nicht einfach; denn der Baron geht früh ins Bett und steht ebenso früh auf – Martina genau umgekehrt. Aber schließlich einigen sie sich.

Der Termin ist schon am folgenden Nachmittag. Auch Uli Wend ist zum Baron gekommen. Er war noch nie in diesem Haus gewesen, einfach zufällig noch nie. Er hat sich so seine Gedanken gemacht. Jeder hat sich seit gestern seine Gedanken gemacht. Fritz hat die Rattenleichen mitgebracht. Zwischen ihm und dem Baron hat es nach dem Krach damals nie eine Aussprache gegeben. Das Gespräch wird recht chaotisch, weil Information und Wertung ständig durcheinander gehen und weil es noch alte Wunden gibt. Jedenfalls merken sie, dass sie jetzt ganz eng zusammenarbeiten müssen. Das erste ist: Ihnen fehlen immer noch die Verbindungen, die aus den Indizien erst so etwas wie einen Beweis machen könnten. Verbindungen zwischen den SS-Ratten und den Motorradrennen, von denen der Baron berichtet. Oder Verbindungen zwischen den Motorradleuten, die ihre Rennen hinter dem Spaßbad machen und den großen Limousinen, die angeblich Nazi-Größen zu Sitzungen ins Spaßbad bringen. Die fehlen noch völlig. „Eigentlich wissen wir nur, dass eine einzige Ratte von Motorrädern abgeworfen wurde, die sich ähnlich anhörten wie die, die neulich plötz-

lich vor der Kirche standen.“ Und das ist nicht viel. Mittendrin steht Fritz Ickler auf und telefoniert: „Sag mal, Bernd, die Ratte neulich, in der Bäckerei, hatte die irgendein Zeichen eingebrannt?“ Aber Bernd Schubbutat hat nichts wahrgenommen. „Es war genug für mich, das Ding an sich zu sehen, Feinheiten waren da nicht angesagt. Fritz Ickler legt bald auf, ohne ihm zu erklären, warum er das gefragt hat.

Als Martina und Daniel Jepsen etwas zum Trinken holen, kommt Ickler noch mit einen ganz anderen Aspekt: „Die Leiche neulich, die Sie dann beerdigt haben, die roch genau so verbrannt oder angekokelt wie die Ratten.“ – „Die vom Bahnhof Sandikow?“, fragt Wend. „Genau die. Die ich damals da gefunden habe. So nach angebranntem Fell roch die.“ Uli Wend fühlt sich überfordert: Noch so ein Mini-Indiz und noch ein Elend mehr. „Dann war die ein Naziweib – oder eine Gegnerin von denen, die von denen getötet wurde ...“ Weiter hilft das nicht. Wieso soll das Töten durch bestimmte Leute einen bestimmten Geruch hervorrufen? Uli Wend macht die Erinnerung an diese Beerdigung ziemlich verzweifelt. Un dann: Anette, die hier weg will, kriegt immer mehr Recht durch so was. Und seine „Gesellschaft des Weniger“, die er gerade so schön fertig gestellt hat, fast fertig, die schwimmt immer mehr im Dreck, jetzt sogar im braunen Dreck.

Der Baron spendiert einen Roten. Fritz Ickler bräuchte eigentlich zwei Harte. Die vier prosten sich zu und geben sich ein paar Versprechen: Martina wird schauen, ob die Limousinenfahrten zum Spaßbad öfter stattfinden und ob man etwas von den Aussteigenden sehen kann. Der Baron wird die Motorradrennen planmäßiger beobachten. „Die Beleuchtung auf dem Parkplatz ist seit zwei Jahren ununterbrochen an. Man kann also nachts aus dem Dunklen heraus gut das Geschehen dort beobachten.“ Martina denkt: Und wer bezahlt den Strom? Der insolvente Besitzer ja wohl nicht ... Fritz sagt: „Erstmal schieße ich weiter die Ratten ab.“ Das

werden Nächte werden! Und er weiß schon: das Eigentliche ist das nicht. Am schwersten hat es Uli Wend. Die drei wollen, dass er Hinweise, die vielleicht durch das Sorgentelefon kommen, an sie weitergibt. Aber der Pastor ziert sich: Beichtgeheimnis. Schließlich ringen sie ihm „anonymisierte Hinweise“ ab. „Also wenn sich bei Dir einer meldet, der was von Nazis im Spaßbad weiß, dann sagst Du uns keinen Namen, aber wir erfahren von Dir ganz allgemein, dass wir damit nicht auf dem Holzweg sind.“ OK, da kann der Pastor gerade noch mitgehen, und so werden sie es dann handhaben. Wenn er jemals eine solche Nazimeldung kriegt.

* * *

Mitternacht zwischen Freitag und Sonnabend hatte die Sandra-Weckert-Band auf dem Kandinsky-Feld spielen sollen. Das war die alte Planung, in die Daniel Jepsen eingewilligt hatte. Aber nun gab es Probleme. Das eine war die Weckert selbst. In einem Blog hatte sie ein Konzert beschrieben, von dem man denken konnte, es sei das neulich in Ückermünde gewesen, das, an dem Nicole und Steffen teilgenommen hatten. Das klang zum Beispiel so:

Auf der Bühne laufen immer mal wieder so Leute hin und her, während wir spielen. Ein Stückchen weiter hinten sitzen ein paar Besucher und trinken Bier, flankiert von Steak, Knackwürsten, Knoblauchbrot, in einer braunen Soße zusammengekochten Champignons und Zuckerherzen. Zuhören tun auch zwei, glaub ich.

Kurz vor dem Saxofonsolo packe ich meine Instrumente ein und will gehen. Je weiter ich mit dem Einpacken vorankomme, desto langsamer werden meine Aktionen, denn Helmut reagiert über sein Mikro mit immer lauteren Anfeindungen gegen mich… was ich mir einbilde und ich könne doch jetzt nicht einfach gehen. Seine Wut steigert sich innerhalb kürzester Zeit bis zu öffentlich übers Mikro geschrienen Sätzen wie: „Dir zahl ich keine Gage, du dumme Kuh!“

www.psverlag.de

Gerd Nitschke hatte den Text gelesen. Er hatte seinen Sohn gefragt. Der war cool geblieben. Dann hatte er gelacht über die dumme Kuh. In Ückermünde hatte es mit Sicherheit keine Zuckerherzen gegeben und auch nichts mit einer Kuh gegeben. Trotzdem war der Text eine ziemliche Publikumsbeschimpfung, und man konnte schon Angst bekommen für Grutzkow. Gerd rief in Berlin an. Die Weckert war gerade mitten in einer Probe, sprach aber mit ihm. „Das ist nicht passiert, nirgends. Ich hab nur seit ein paar Jahren Spaß an Geschichten. Und als Geschichte ist es doch ganz toll, oder?“ Na gut, zusammen mit dem beglaubigten Fehlen von Zuckerherzen in Ückermünde beruhigt es den Anrufer. Und die Weckert ausladen geht ja auch nicht mehr. Gerd Nitschke denkt bloß noch: Im Internet lassen manche Leute eine Sau raus, die vielleicht gar nicht in ihnen steckt. Komisch; an dieses Phänomen muss mal ein Tiefenpsychologe ran.

Das andere Problem ist fassbarer: die Burg war inzwischen unbespielbar geworden – und gerade dort sollte ja der eigentliche Jazzabend sein. Das Spielen auf dem Feld hatte nur als ungeplanter quasi privater Schluss hinzukommen sollen. Nun aber herrscht Not. Könnte man nicht die ganze Session auf das Feld verlegen? Doch das wäre ein ganz und gar anderes Ding. Denn da würden Besitzer von Eintrittskarten kommen und das Nicht-kommerzielle stören, an dem Jepsen so viel liegt. Und es ist Jepsens Feld mit Jepsens Land-Art.

Als die Jazzer ankommen, stehen sie nun ratlos da; nichts ist klar und die Zeit drängt. Die Band heißt übrigens Lo and behold; das passt ja gerade ganz genau. Das Ganze wäre übrigens wieder eine Steilvorlage für einen neuen Text der Weckert, diesmal über das Chaos von Grutzkow. Was soll sein? Gerd kann nichts festlegen, aber es muss jetzt geklärt werden. Nicole und Steffen, „die Kinder“, die mit dem Baron gesprochen haben, sind nicht da, um noch weiter mit ihm zu verhandeln. Man kann nicht warten, bis die Schule

aus ist und die beiden endlich angetuckelt kommen. Sandra Weckert und ihre Leute ergreifen also einfach die Initiative. Sie entschließen sich, Jepsen „weichzuspielen“, damit die Frage der Location geregelt wird. Zwischen dem viereckigem Teich und dem kleinen Gutshaus stellen sie sich auf. Sie hatten etwas aufgeschnappt von Katzen, die durch Ratten getötet wurden, und da musste ihnen ja Schroeder *goes for a walk* einfallen. Das spielen sie also. Es passt auch zum Wetter. Das ist heiß – so heiß, wie ein Altweibersommertag überhaupt werden kann. Die Sonne wird von keinem Schleier, keiner Wolke gehindert. Es ist trocken, es sollte mal regnen – aber das tut es nicht, und für jetzt ist das auch gut so. Erstens passt Regen nicht zu Schroeder goes ... und zweitens soll, muss das ja heute Abend ein Open Air werden. Also Schroeder ist ein Kater. Der Titel beginnt damit, dass Schroeder langsam durch das Bild stiefelt. Dann kommt eine Stelle, wo eine wild gewordene Wespe dem Kater um die Nase zu schwirren scheint. Ein sehr aufgeregtes Saxophon. Dann zupft der Kontrabass sich wieder ganz sachte durch den Notenschlüssel: Schroeder goes; und gerade als die Band an dieser Stelle ist, kommt tatsächlich der Baron aus seinem Haus. Er spürt die Absicht und ist ... verstimmt? Oder nicht? Scheinbar beides: er lacht und guckt auch misstrauisch. Ganz still geht der Titel zu Ende. Schroeder scheint ein sonniges Plätzchen gefunden und sein walking beendet zu haben. Nun können die Jazzer mit dem Baron reden. Und es klappt, anscheinend treffen hier sogar Kenner aufeinander. Er gibt zu verstehen, dass der Sound ihn an Charles Mingus erinnert. Also ja, er ist ein Kenner – allerdings die Weckert hat er noch nie gehört. Die Band denkt, o Gott, wieder dieser Mingus-Vergleich. Frau Weckert möchte aufschreien. Vielleicht doch einen neuen Blog schreiben? Denn sie ist, was die Relation Charles Mingus / Sandra Weckert anbelangt, anderer Meinung als manche Kenner. Aber! Aber der Herr Feldbesitzer muss weichgespült werden. Da sind Kontra-Diskussionen ganz un-

passend. „Ja“, sagt die Weckert ohne Überzeugung, „war mein Vorbild früher mal.“ Hoffentlich reicht ihm das. Sie stellen sich aber noch mal auf und zeigen dem Baron, wie sich Weckert auch anhören kann: Success at any price. Es gilt ja, das Konzert heute betreffend, einen Kompromiss zu erzielen; da bringt es nichts, lange über Charles Mingus zu diskutieren. Daniel Jepsen findet, seinem Minenspiel nach zu urteilen, die Musik zwischen nervig und nett. Beim letzten, langen und schrillen Ton hält er sich die Ohren zu. „Wie mein Wecker“, ruft er und ist doch auch amüsiert. Den Kompromiss, den sie für abends brauchen, schaffen sie dann auch: Die erste Hälfte soll in der Kirche gespielt werden – vor allem Oli Bott auf dem Vibraphon, denn der hätte unter freiem Himmel und im Dunkeln Probleme. Für diesen Teil ist das Eintrittsgeld bestimmt. Also Kirche statt Burg. Danach können die Zuhörer ganz informell um das Feld herum wandern, den nächtlichen Himmel betrachten und dabei hören, wie mitten aus dem Feld „rein zufällig“ Musik kommt – hier vom Saxophon, dort vom Kontrabass und so weiter. Unkoordiniert und überraschend und vielfältig wie der Gesang unterschiedlicher Vögel. Das kann der Baron „gerade so“ akzeptieren. In seinem Innersten ist er mehr als gespannt. Und auch aufgeregt, weil Martina auch da sein wird. Frau Weckert sagt nur: „Lo and behold!“ Und das stimmt auch.

Als der Abend dann gekommen ist, schwebt durch die Landschaft eine Stimmung der Improvisation – bei den Musikern wie bei den Zuhörern. Die Weckert tauft das Unternehmen „Walking Jazz“. Vorher, noch drinnen, unter dem barocken Engel haben Oli Bott und der Bassist Sachen wie New Life oder War gemacht. Das New Life ist ruhig dahin geflossen; in der zweiten Hälfte ist das immer wiederkehrende „never seen before“ gekommen. Oli Bott und der Bassist haben sich hinter den „Blauen Engel“ gestellt, dieses Gemälde-Fragment aus der abgebrannten Ausstellung, das Martina so gefällt. Für das Konzert hatte sie es in die Kirche gestellt, als Kon-

trast zu dem barocken und von den Denkmalschützern aufgefrischten Taufengel. Mittendrin entschließen die beiden Musiker sich zu einer Improvisation A Very Blue Angel, einer Hommage an das Bild. Martina ärgert sich, dass sie das nicht aufnehmen kann. Aber kein Mikro, nirgends. Schließlich haben die beiden Jazzer Unknown Beauty von Oli Bott gespielt. Ein Geflecht aus sieben Tönen zu Beginn, immer wieder vom langgezogenen As hoch zu einem knappen A und dann abwärts zum Es – eine Tonfolge, die sich einprägt. Der Bassist setzt jetzt fort – nur wenige Tupfer –, dazu dann ein ganz stilles Vibraphon. Schließlich bleibt das Vibraphon fast stehen. Oder zögert doch intensiv. Ein ostinater Bass, der allmählich tänzerisch wird und das Vibraphon mitnimmt. Und wieder diese Bewegung zwischen drei Tönen, diesmal innerhalb einer kleinen Terz. Fragend endet das Unknown Beauty. Alle bleiben lange still. Sara heult und ist glücklich und unglücklich zugleich. Gerd steht schließlich auf, seine Stimme ist ganz belegt. Er lädt alle ein, „durch die Felder zu spazieren, zusammen mit Frau Weckert und der Band." Die Weckert zieht nun ihre pionierblaue DDR-Kittelschürze an. Mehrere Blitzlichter; denn das ist der optische Höhepunkt, die Weckert mit dieser Schürze, die ist Kult, das muss man festhalten. Man kennt das Kleidungsstück vom CD-Cover. Mit dem mehrfarbigen blaustichigen Muster vom VEB Schürzen Mühlanger bei Wittenberg. Die paar Grutzkower kennen diese Kleidungsstücke von Frau Schwabe und Frau Schubbutat. Sie verstehen nicht, warum das Kult sein soll; so'n Ding haben sie doch selber zu Hause. Unterschiedlich langsam gehen die Leute aus der Kirche heraus, nicht so gehetzt wie neulich. Martina und Daniel sind ganz eng. Nicole sagt zu Steffen: „Guck mal! Die beiden!" – „Ich sehe nur einen", antwortet Nicole. So aneinander sind die. Nicole und Steffen aber auch!

Schließlich sind alle am Feld und um das Feld herum. Das ist heute ein Traum von einer Sommernacht. Martina und Daniel

bleiben dicht bei dicht. Die Band spielt viele von Weckerts Titeln, von Be Careful bis zu It's A Long Way To The Top. Und natürlich wiederholen sie den Schroeder, mit dem sie den Baron weich gespielt haben. Wie es auf einem LandArt-Feld sein muss, improvisieren sie auch viel. Von den neueren Sachen hört man Here comes the Queen und auch wieder Success at any price und das Jazz is difficult, worin die Sängerin auf Englisch, aber mit tief sächsischem Akzent, die kurzgefaßte Geschichte des Jazz deklamiert. Ziemlich albern, aber den angereisten Freaks gefällt es. Eine Stunde später, zum Schluss dann das Way Out East – so hieß ja der ganze Abend. Man kann tanzen dazu, und einige tun es auch. Martina macht Andeutungen von Bewegungen, Daniel tanzt mit, erstaunlicherweise. Es geht ganz langsam los.

Die Frau denkt an vorige Woche. Sie waren bei Vollmond durch unberührte Natur gelaufen. Nein, Unsinn. Durch sehr berührte Natur, Truppenübungsgelände, das die Natur sich jetzt wieder zurückholte. Ihr Gedicht, das ihr neulich auf den Reetzer Bergen gekommen war, geht ihr wieder durch den Kopf, die erste Strophe:

Hab ein Lied gehört,
das die Stille singt.
Hab ein Land geschaut,
das im Grün ertrinkt.

Die Stille war jetzt und hier noch stiller als sonst. Sie war fast schon unheimlich. Wenn Stille vor lauter Stille dröhnen kann – dann jetzt. Und das Ertrinken in Grün, das geschah ebenso. Wobei die Dunkelheit der Nacht einen nicht mehr unterscheiden ließ, was nun grün und was braun oder – ja, das sah man ja gar nicht. Daniel hatte ihr mit einer Taschenlampe kleine Wunderdinge am Boden gezeigt. Der Mond hatte sein merkwürdiges Licht dazu gegeben, bleich wie eine Energiesparlampe. Manchmal waren sie auf Stücke von Beton gestoßen – Reste der militärischen Nutzung. Mittendrin hatte der Mann einen schönen Satz gesagt:

Wenn die ruhige Stille
eines Sommerabends,
wenn das zitternde Licht
der Sterne
durch den braunen Schatten
der Nacht hindurch bricht
und der einsame Mond
im Gesichtskreise steht,
werden allmählich
hohe Empfindungen gezogen,
von Freundschaft,
von Verachtung der Welt,
von Ewigkeit.

Martina Habus war danach ganz in sich versunken. Da hatte sie wohl das Lied gehört, das die Stille singt, das die ruhige Stille singt. Es war ein Satz voll Ewigkeit. Könnte von ihrem Hölderlin aus Tübingen sein, wo sie zur Schule gegangen ist, Uhland-Gymnasium am Neckar, gegenüber von Hölderlins Turm. Sie hatte gefragt: „War ein Zitat?“ – „Mhm.“ – „Hölderlin? Oder?“ – „Fast. Kant.“ – „Was, Kant?“ Naja, der Rhythmus konnte wohl doch nicht von Hölderlin ... Von Kant hatte Martina eigentlich nur die Unterlippe aus Hannover verinnerlicht, an der man sich so gut hatte abstützen können. Diesen gefühlvollen Satz aber hatte sie nicht für möglich gehalten – nicht von Kant. „Ich dachte immer, der war ein maschinenmäßiger Typ: Denken – schreiben – denken ... Kritik. Kritik. Kritik. Durch und durch vernünftig, wie ein Automat.“ – „Na, wohl doch nicht.“ Der Baron hatte sich schon als Messie geoutet – jetzt nun noch Philosoph? Er hatte den Satz immerhin auswendig gekonnt! „Aber“, hatte sie dann gesagt, „alt kann er nicht gewesen sein, als er das ...“ – Daniel Jepsen hatte die Frau im Dunkeln angeguckt: „Sie sind jedenfalls jünger.“ Dann noch verlegen gemurmelt: „Viel jünger, meine ich“. Nach einer endlosen Pause hatte Martina

gesagt: „Wie alt bin ich denn?“ – „Also Kant war 44.“ – „Ah, ja. Da bin ich wirklich noch ...“ – Was hatte Jepsen nun sagen sollen? Er hatte nicht weiter gewußt. – „Also: 36.“ – „Hab ich doch Recht“, hatte er erwidert, „viel jünger.“ Sie hatte ihn fragend angeguckt. Was sollte denn das nun, und wo wollte er hin? Er hatte die Lage zu entschärfen gesucht: „... und ein bisschen jünger als ich.“ Martina hatte einen Augenblick überlegt, dann tief Luft geholt und ganz entschlossen gesagt: „Wenn Sie den Kant wegen der Freundschaft zitiert haben, können wir eigentlich Du zueinander sagen.“ In ihren Berliner Kreisen duzte jeder jeden, und das war kein Zeichen für irgendwas. Aber hier, hatte sie gedacht, erregt mich das. Daniel war noch nicht mit dem Alter fertig gewesen und hatte nicht gewußt, was er nun sagen wollte. Nach vielen Sekunden hatte Martina der Sache einen Ruck gegeben: „Und was ist nun mit dem Du?“ Daniel hat immer Schwierigkeiten mit dem Direkt-Sein. Er ist einer, immer noch, der seine Direktheiten lieber um die Ecke herum sagt. „Ich duze Sie gerne, aber das mit der Ewigkeit habe ich eigentlich wegen der Ewigkeit zitiert.“ – „Ja, gut, dann duzen wir uns doch auf ewig.“ – „Ja, auf ewig“, hatte er leise und erleichtert und irgendwie fragend geantwortet. Und hatte selber nicht geglaubt, dass er sich das eben getraut hatte. Aber eigentlich hatte sie ihm ja alles abgenommen.

Der Kant von dieser Nacht neulich geht ihr auch heute, jetzt, während der Musik, nicht aus dem Kopf. Warum „Verachtung“, wenn er doch so angetan ist von der „ruhigen Stille eines Sommerabends“, vom „zitternden Licht der Sterne“ und so weiter? Und wenn er dann an Freundschaft denkt und die Ewigkeit ahnt, warum dann „Verachtung der Welt“? Warum nicht „Glück“? Ewigkeit heißt doch: dieses Glück wird immer und immer an mir und in mir haften bleiben, auch wenn der Augenblick vergeht ... Beim Tanzen teilt sie Daniel ihr Problem mit. Nach einer Viertelstunde antwortet er: „Wenn ich das habe, dieses Glück, diese Freundschaft,

dann ist mir alles andere egal, so was von egal. Das heißt Verachtung, denke ich.“ – „Dann“, sagt sie nach langem Zögern, „dann heißt Verachtung eigentlich Glück.“ – „Wenn ich das Eine so wichtig nehme, dass alles andere zweitrangig für mich ist – ja, dann ja.“ – „Also dann verachte ich jetzt gerade die Welt.“

Sara, die mit ihrem Mann an der Südseite des Feldes steht, ist ganz dicht an Gerd heran gekrochen und flüstert: „Ich will wieder ein Baby. Ich hatte gedacht, es ginge nicht mehr. Aber es geht. Ich will, dass es geht und ich weiß, dass es geht.“ Gerd fällt ein Stein vom Herzen. Und der Bauherr in ihm weiß in diesem Moment, dass er die Burg wieder rekonstruieren wird. Und als Partner weiß er, dass er mehr Zeit braucht für Sara. Die Holzheizung ja, aber Sara zehnmal ja! Ehe mit links – nein, nie wieder. Er küsst ihren Hals und er wird noch mehr an ihr küssen. Mehr und öfter und wahrscheinlich noch in dieser Nacht.

www.psverlag.de

Mitte September/Anfang Oktober 2010

Eine Woche nach dem Konzert auf Daniel Jepsens Feld schickt der Kunstkritiker seinen Bericht, in dem er alles darstellt: vom Brand in der Burg über die Prügelei vor der Kirche bis zum Wandelkonzert am Acker und der Einbettung in Land Art. Er beschreibt Grutzkow als Ort eines künstlerischen Aufbruchs. Er erwähnt eine Unknown Beauty vom Prenzlauer Berg, die sich nach dort zurückgezogen habe und die sich während des ganzen Abends nicht von ihrem stillen Freund getrennt habe. Augenscheinlich meint er Martina und spielt auf einen Weckert-Titel an. Und er beschreibt das provisorische Café und das Chaos in der zerstörten Ausstellung, wo das Konzert hatte stattfinden sollen. Am meisten scheint ihn die angekohlte Palette beeindruckt zu haben, auf die beim Brand auf der Burg der „Blaue Engel“, das Ölgemälde gefallen, getropft war. Er hält eine solche Kunst für symptomatisch für die kaputte Provinz: Aus der Katastrophe entsteht die nicht gewollte und doch „gekonnte“ neue Gestalt. Sara lacht: „Der wusste gar nicht, wie sich das Ding zusammengetropft hat im Feuer.“ Martina kontert: „Na gut, hat sich so zusammengetropft. Aber das ist es ja gerade. Das Neue, das keiner will, tropft sich so zusammen – und ist genial.“ Für Sara ist das denn doch ein bisschen zu viel Symbolik. Martina versucht noch zu argumentieren, dass sogar Oli Bott eine Improvisation dazu gespielt hat: A Very Blue Angel. Aber Sara hat abgeschaltet.

Der Kritiker zitiert dann auch eine Teilnehmerin an dem (wie er es nennt) Wandelkonzert: „Auf manchen Abschnitten habe ich gar nichts von der Musik gehört; aber so war es nicht weniger spannend. In diesen Momenten empfand ich, dass es schön ist, wenn Musik nur für die Natur gemacht wird. Ich habe von der Natur mehr gesehen als sonst, einfach dadurch, dass ich meine Ohren

aufgesperrt habe. Und das, obwohl es ziemlich dunkel war.“ Und er erwähnt, was er selbst in der Kirche, beim ersten Teil des Konzerts, zur Einleitung gesagt hatte: „Als Komponist musst du das Ego rausnehmen und Platz lassen, eine Hülle schaffen für das, was kommt. Du darfst das, was kommen will, nicht blockieren.“ Das war übrigens ein älteres Original-Weckert-Zitat gewesen. Genau dieses Hülle schaffen für das, was kommt war an jenem Abend beim gesamten Konzert geschehen. Und genau das geschah in Grutzkow überhaupt: Sie schufen eine Hülle für das, was kommt. Was kommen wollte, blockierten sie nicht, sondern machten ihm die Tür auf.

Dieser Zeitungsbericht ist beste Werbung für die Burg: Gerd kann bald feststellen, dass der nächste JazzClub über Internet-Karten-Bestellungen ausverkauft ist. Das hatte es so noch nie gegeben. Schön, toll, aber mein Gott, in der Burg hatte es doch gebrannt! Im Gästebuch der Burg-Webseite sagen die Leute, sie wollten wieder auf das Feld. Sie wünschen sich eine ähnliche Inszenierung. Daniel, dem Gerd das erzählt, zieht nur die Augenbrauen hoch. „Es war Not – und keine Inszenierung!“ Da ist er der Naturschützer, der keinen in sein Reservat gehen lassen will. „Aber wir müssen nach draußen, die Burg ist ja unbespielbar. Und diese Interessentenmassen ...“ Daniel sucht einen anderen Weg: „Sie könnten je einen Musiker an je einem Ort spielen lassen, einen auf der Treppe des Alten Stalls, einen in der desolaten Ausstellung, einen auf dem Burgturm und so weiter. Das kann ähnlich originell werden wie auf meinem Feld. Ist dann auch ein Wandelkonzert, aber ohne Feld.“

Sie diskutieren das nicht zu Ende.

Martina, als sie den „mW“-Beitrag liest, denkt in eine ganz andere Richtung: Nun weiß man in Berlin, dass das Feuer gezündet hat. Und dass ich wirklich hier bin. Und dass es einen Mann gibt, einen stillen Freund. Und vor allem, dass das Leben hinter Pasewalk wei-

tergeht. Sie denkt seit dem Konzert, seit dem Tanzen mit Daniel wieder ununterbrochen an Berlin und ihren Ex. Verdammt: das will und will nicht weggehen. Und an die gemeinsame Nacht davor: In dem Pullover von Daniel war es wirklich warm gewesen. Wie lange auch immer er nicht gewaschen worden war. Er hatte nach ZIGGI gerochen; und da hatte sie ihn auch nach den Zigaretten gefragt. „Was, Du auch?“ Sie hatten dann gleich eine miteinander geraucht, wirklich nur eine. Das war wie Brüderschaft trinken gewesen. Dann noch die zu großen Schuhe seiner Schwester. Und die Anfänge erster Berührungen, die kaum welche waren und die sie doch so heftig gespürt hatte, wie Schläge.

Daniel Jepsen hatte sich als Spezialist für Heidekraut geoutet. Erica carnea und tetralix, cinerea und erigena – die und noch viele andere – und dann bei Mondenschein und mit Taschenlampe! Man konnte nichts richtig erkennen, aber das auf eine wunderbare Weise. Die verschiedenen Arten und Sorten in unterschiedlichen Farben und Nuancen. Wie er sich bemüht hatte, das, was man bei dieser Beleuchtung unmöglich sehen konnte, mit Worten anschaulich zu machen! Wie oft im Leben erlebt man so was? Das Ganze eigentlich ein harmloses Vergnügen. Aber sie mochte immerzu daran denken – gerade darum wahrscheinlich. Das kindliche Stromern durch eine Militärbrache. Es gab Momente in dieser Nacht, wie gesagt, eigentlich ganz nichtige, die würde Martina nie vergessen. Mitten in dem Übungsgebiet waren sie auf einen Rammbock der Bahn gestoßen, der völlig mit Hopfen zugewachsen war. Ein weich gewordener Rammbock! „Die Natur“, hatte Daniel gesagt, „ist weich, aber auch energisch.“ Oder als sie an dem alten Wachtturm vorbeigegangen waren. Das Fensterglas war herausgeschlagen worden. Daniel hatte geflüstert: „Wir haben Glück. Die Eulen!“ Martina hatte nichts erkannt. Er hatte sie berührt, ihren Kopf ein wenig nach oben gedreht. Zwei weiße Eulen hatten in der Fensterhöhle gesessen. „Nachtgespenster!“ Genau so hatten die

Gespenster in Mutters Märchen geguckt. Es waren Schleiereulen gewesen – enorm groß, seltene Tiere. Martina hätte gerne gesehen, wie sie wegfliegen. Aber nach einer Viertelstunde hatte sie sich weiterziehen lassen. „Die sitzen manchmal zwei Stunden so." Empfindungen von Freundschaft, wenn man gemeinsam so in die Nacht blickt. Und dann immer noch dieses scheiß Berlin. Gerade diese wundersamen Momente, die sie ganz aus der Vergangenheit herausgeführt hatten, hatten ihre Gedanken wieder zurück gelenkt. Aber sie denkt auch, dass man in Berlin, wenn man den „mitWoch" liest, jetzt wissen kann, dass sie hier nicht ziellos herumhängt und dass selbst präparierte Toaster sie hier nicht wegkriegen werden.

* * *

Neues bringt dieser Zeitungstext für Martina Habus nicht, eigentlich. Aber sie kann jetzt doch einen Punkt setzen, und das tut sie am besten sofort. Sie hat etwas Gedrucktes gesehen, von dem sie die Fakten längst kannte. Ja, sie hatte die Fakten selbst gesetzt. Dieses selbst Getane gibt ihr, als sie es gedruckt liest, einen Schub. Komisch eigentlich: als ob die Wirklichkeit durch eine lumpige Wochenzeitung mehr Gewicht bekäme. Sie nimmt sich die Freiheit und schließt das Café, sagt bei Nitschkes Bescheid, geht zum Bahnhof. Um eins fährt der Triebwagen nach Pasewalk. Übermorgen ist mit der Strecke endgültig Schluss. Es ist Martinas erste Fahrt mit ihm – und die letzte wohl. Kennen lernen und auch Abschied nehmen. Martina ist die einzige Mitreisende, schön ruhig, wunderbar – und ein Trauerspiel. Sie setzt sich neben den Fahrer und schaut auf die Strecke. Im ICE liebt sie die Sitze unmittelbar hinter der Führerkabine. Gucken, wie der Zug die Strecke frisst. Wie wir das hinter uns bringen, was eben noch vor uns lag. Wie die Zukunft unter unseren Augen Vergangenheit wird und aus „vorne" „hinten". Und wie zugleich wir selbst immer in der Gegenwart, immer auf dem-

selben Platz bleiben, so sehr wir uns auch bewegen. Gegenwart ist – nichts und doch auch alles. Ist vergänglich und ewig. Verrückt! Hier im Triebwagen läuft es ähnlich wie im ICE, nur gemütlicher und wackliger. Der Triebwagenführer ist ein bisschen verunsichert. Fremde schöne Frau, die sioch so dicht nebven ihn setzt und nichts sagt. Er spricht jedenfalls auch nicht mit ihr, außer dass er ihr sagt, was das Ticket kostet. Die Strecke selbst ist schon am Zuwachsen. Ja, wenn er jetzt halten würde, könnte man Holunderbeeren ernten. Immer wieder peitschen die Zweige von Holunder- und Fliederbüschen gegen den Wagen. Auch zwischen den Schienen viel Grün. Die Quecken haben sich besonders breit gemacht. Ansonsten sieht es in manchen Abschnitten fast alpin aus, Steinkräuter und so was. Ab und an etwas Moos und an den Seiten abgeblühte Disteln. Aus der stillgelegten Fläche wird schon ein Biotop. Der Zugführer hupt und tutet viele Male, obwohl kein Mensch, kein Hase und kein Fuchs zu sehen ist. Aber die Schilder, die fast zugewachsenen, fordern das Signal. Zehn Jahre, und die Historiker müssen recherchieren, ob hier mal die Bahn fuhr. Am besten erkennt man den Prozess auf den Bahnhöfen. Wo Weichen zu den einstigen Güterbahnsteigen führen, ist es schon total zugewachsen. Manchmal steht noch das alte Schild „WüSt“, das hießt mal „Waggonübergabestelle“; jetzt heißt es bloß noch „wüst“. Der Güterverkehr auf der Schiene war hier ja nach der DDR-Zeit ganz abgeschafft worden. Jetzt ertrinkt das Land längst in seinem Grün. Sie denkt an das Gedicht, das sie neulich auf den Reetzer Bergen angefangen und nicht zu Ende gebracht hatte, weil Fritz Ickler plötzlich aufgetaucht war:

Hab ein Lied gehört,
das die Stille singt.
Hab ein Land geschaut,
das im Grün ertrinkt.

Weiß nicht mehr,
wie die Großstadt klingt,
wenn der Flugverkehr
meinen Schlaf durchdringt.

Da war sie stehen geblieben neulich. Sie holt den kleinen Zettel hervor, auf dem sie eine dritte Strophe angefangen hatte:

Wurde hingeführt.
wo ein Wort mich trifft
das ...

Weiter war sie nicht gekommen. Jetzt schreibt sie nach langem Grübeln:

... das mein Herz berührt,

aber eine vierte Zeile kommt jetzt nicht zustande. Ach Gott, sie hat Zeit. Das Gedicht braucht nicht schneller zu entstehen als das, was es umschreibt. Kann gar nicht schneller entstehen.

Aber da sie jetzt gerade Zeit hat, da dieser Zug wahrlich lyrisch langsam fährt, bleibt sie dran. Statt der unvollendeten dritten fließt dann doch ziemlich bald eine vierte Strophe

Hab ein Ziel gewählt,
das ich kaum gewusst.
Hab die Schritte gezählt,
die ich gehen gemusst.

Heute ist für sie der erste Tag, an dem sie das schreiben kann, heute reimt sich das. Über das mein Herz berührt muss sie allerdings noch mal schlafen. Vielleicht stimmt auch die Abfolge der vier Strophen nicht. Aber das kommt noch.

Heute wird es noch ganz prosaisch laufen: Sie wird sich beim Ordnungsamt melden: Wohnsitz Grutzkow. Sie weiß es jetzt. Sie kennt jetzt ein Ziel. Dann denkt sie wieder an Berlin: an Berliner Ecken, wo Gleisanlagen durch den Mauerbau zur Wildnis geworden waren. Auch da ertrinken Ecken in Grün. Andere sagen: da endet die Zivilisation. Aber da kann auch Leben neu beginnen.

Sie denkt noch, mit gemusst sollte das Gedicht nicht aufhören und sie sollte einfach die beiden letzten Zeilen nach vorn und die beiden ersten ans Ende rücken. Aber dann steht kaum gewusst am Ende ... Der Zug fährt gerade wieder an, das war eben die letzte Station vor Pasewalk, da überrascht Heinzi sie. Er ist wohl eben zugestiegen. Da hat der Zug also doch noch einen zweiten Passagier bekommen. „Na, das ist ja eine Überraschung!“ – „Was machst Du denn hier?“ – „Na Mensch, ich fahr umsonst hin und her. Und wenn er hält, steig ich aus, geh ins Dorf und sammle Flaschen und nehme dann den nächsten Zug.“ Martina weiß: „Ja, klar ... Ist ja nun morgen zu Ende ...“ – „Schade, sonen Reingewinn krieg ich dann nicht wieder.“ Saisonarbeiter, denkt Martina. Dann kommen sie noch an einem Betonbau vorbei, der mal eine Großbäckerei gewesen ist, wie Heinzi weiß. Da ist eine Aufschrift – so was hat Martina noch nie gesehen: Ungelenk hat jemand an die Fensterscheiben gepinselt: „Kostenfrei zu vermieten“ – und eine 0160-Nummer. Wahrscheinlich überlassen sie einem das bloß für die Nebenkosten. Könnte man auch mit Wohnhäusern machen, eigentlich. Aus zwei Fenstern der Bäckerei wachsen Birken heraus. Hundertwasser-Haus ohne Hundertwasser. Heinzi erzählt Martina, dass damals, als sie diese Bäckerei hier eröffnet haben, der Bäcker in Grutzkow aufhören musste. Sie haben ihn kaputt gemacht und sind jetzt selber kaputt. „Ist das der Bäcker, bei dem sie die Ratte reingeworfen haben?“, fragt sie. Ja, Heinzi bestätigt es. Hier hängt irgendwie alles zusammen. Aber wie? Der Zugführer sagt jetzt doch noch etwas: „Der Bäcker, der da aufhören musste, ist mein Onkel. Und morgen muß ich aufhören. Ja.“ Dann sind sie in Pasewalk. Sollen die beiden Fahrgäste jetzt zu ihm sagen: „Na denn, schönes Wochenende“?

Pasewalk hat seit der „Wende“ 5000 Einwohner verloren, sagt Heinzi. Martina denkt, so viel können doch da nie gewohnt haben. Großstädterin, obwohl sie doch auch bloß aus Hechingen kommt.

Wenn Pasewalk 1990 noch 16.000 hatte, also jetzt 11.000. dann war es mal genau so groß wie Hechingen, als ich von dort weggezogen bin. Ach Gott, diese Wende! Sie ist hier im Land der gebrochenen Versprechen und der demontierten Träume. Dem Land Angela Merkels. Und, weiß Martina jetzt, Sandra Weckerts. It's a long way to the top. Die Weckert nennt sich jetzt Mrs. Shrill. Wie soll man Mrs. Merkel nennen? Mrs. Dull? „Hallo Dully." Von Aufbruch spürt sie in Pasewalk nur wenig – und wenn, dann scheint er, wie in Grutzkow, ganz ohne staatliche Programme zu passieren. Und ohne dass die Akteure das für einen Aufbruch halten. Und die blühenden Landschaften – die sind allerdings schon da. Aber wie anders, wie wahnsinnig anders. Blühende Brachen mit komischen Gewächsen.

Der Trip nach Pasewalk führt Martina zuerst zum Ordnungsamt. Hab ein Ziel gewählt, das ich kaum gewusst. Sie meldet ihren Umzug von Berlin nach Grutzkow. Sie nennt das Haus von Daniel Jepsen: Am Teich 4. Martina Habus, bist Du verrückt? Der Mann weiß doch gar nichts von seinem Glück! Nicht von dem des Zusammenziehens jedenfalls. Will der das überhaupt? Die Beamtin hinterm Schreibtisch kann es nicht fassen: Schon wieder ein Neuer in dem Kaff! „Äh, Kennen Sie einen Dr. Schubbutat?" – „Natürlich, in Grutzkow kennt jeder jeden." – „Der hat sich auch gerade angemeldet." Als Martina das Dokument unterschreibt, weiß sie wirklich, wo ihr Ziel ist und dass Daniel ihr Mann wird und dass Grutzkow bestehen bleibt und dass es so was wie Zukunft gibt.

Wieder auf der Straße, begegnet ihr eine Gruppe von Frauen, vier Frauen, jünger als sie. Das ist schon was besonderes hier. Sie gehen eingehakt nebeneinander. Sie sieht, wie die älteren Leute ihnen aus dem Weg gehen. Als sie sich Martina näheren, haken sie sich auseinander. Warum das jetzt? Eine sagt: „Für 'ne Braune machen wir Platz. Hallo, Mädel." Martina freut sich und ist auch irritiert. Mädel? Dann: Die haben alle vier braun angemalte Lippen wie ich!

Mein Gott, Nazis! Sie lächelt, versucht es jedenfalls und geht weiter, durch deren Reihe hindurch. Die vier bleiben stehen, wundern sich. Haben die wohl Sympathiebekundungen erwartet oder ein Gespräch unter Kampfgefährtinnen? Martina geht bis zum einem Fahrradständer, hält sich an dem irgendwie fest. Der Kreislauf! Sie sieht wirklich Sterne. Ihr ist ganz elend. Nazis laufen hier herum, demonstrieren ihr Nazisein, schüchtern Leute ein und suchen Sympathisanten. Zum Beispiel sie, Martina Habus. Ist das alles wahr?

Hinter dem Fahrradständer stehen Mülltonnen; sie geht hinter die Tonnen. Da ist sie halbwegs geschützt vor Blicken. Sie holt ein parfümiertes Papiertaschentuch heraus und wischt das Braun von den Lippen. Es geht nicht gut, vor allem ist der Parfümgeschmack eklig. Nie wieder braune Lippen, nie, sagt sie sich. Und jetzt dieser Geschmack von billigem Parfüm. An einem Kiosk will sie eine kleine Flasche Cognac kaufen – gegen den Schock und gegen den Geschmack. „Cognac hamwa nich. Aba nemsen Braunen!“ Auch das noch. Einen Braunen gegen braun. „Ja, geben sie.“ Sie kauft das Zeug und setzt gleich an. Nach einer Weile geht es ihr wieder besser. Im Moment ist das Leben nur im Suff zu ertragen.

Nachdem sie erstmal auf einer öffentlichen Toilette war, will sie wieder normal weitermachen und Schuhe kaufen. Aber da fallen ihr zwei Frauen auf, die leere Plastiktüten tragen und zu einer alten Halle gehen. Sie folgt ihnen. Irgendwie muss sie jetzt anonym mitlaufen. Sie kann jetzt nicht mit sich allein sein. Es werden, je näher sie der Halle kommen, mehr und mehr Leute. Sie hat Zeit, sie folgt den Gestalten spontan. In der Halle, auf Malertischen, liegen Brote, Äpfel, Apfelsaftkartons, Pfefferminzkaugummi und Champignontüten, Fruchtpudding und Buttermilchbecher, Lebkuchenherzen und Tomaten. Als sie die vielen sehr kleinen Butterstücke sieht, weiß sie: Hotelbutter, die man dort zum Frühstück bekommt. Aha, klickert es langsam bei ihr, das sind hier abgelaufene Lebensmittel. Die Leute warten, murmeln, lachen, fluchen. Ihre Gesichter erzäh-

len und verschweigen. Manche sind von Alkohol aufgedunsen, andere ungeschickt geschminkt. Manche auch beides. Die meisten sind Frauen, manche mit Schürzen wie Sandra Weckert zum Schluss des Konzerts. Wenn sie an der Reihe sind, halten sie die Plastiktüten auf. Lebensmittel fallen hinein. Manchmal reißt ein Henkel. Pro Tüte scheinen sie einen Euro zu zahlen. Oder zwei; jedenfalls ein Geldstück. Manche haben offensichtlich die Erlaubnis, zwei Tüten zu nehmen. Oder ist es Gewohnheitsrecht? Die Verkäuferin scheint zu wissen, wer und wer nicht. Die Verkäuferin ist ja eigentlich mehr eine Verteilerin. Sie hat etwas von Gefängnisaufseherin, aber auch von Nonne. Aber vor allem: Sie hat braune Lippen. Jetzt drehe ich endgültig durch! Die Gutmenschen von rechts. Martina hatte sich zuerst mit angestellt, als sie noch nicht verstanden hatte, worum es hier geht. Jetzt geht sie aus der Schlange wieder raus. Sie schämt sich. Sie ist zu reich für hier. Vor allem aber: Sie will nichts von diesem braunen Weib kriegen. Aus Gesprächsfetzen setzt sie ihr Bild zusammen: Jeden zweiten Tag sammeln die Mitarbeiter bei Supermärkten und Hotels Lebensmittel ein, die abgelaufen sind. Zwei Stunden später verteilen sie sie hier. Martina hat vor einiger Zeit gelesen, dass die Waren immer knapper werden bei den Tafeln, weil immer mehr Menschen dort hinkommen. Und dass in Berlin ein solcher Laden Nahrungsmittel aus Kenia geschickt bekommen hat. Mensch, Deutschland schon ein Hilfeempfänger wie früher Kenia. Wo standen wir und wo stehen wir jetzt? Und wo torkeln wir noch hin? Und nun das Ganze noch in Braun.

Obwohl sie über Tafeln schon früher etwas gelesen hatte – in Pasewalk erlebt sie sie in echt. So also riecht Armut: Wie nasser Hund und kalter Rauch. Und ein bisschen nach Essig. Wieder draußen eine Prozession der schweren Tüten und langen Arme. Die meisten Tüten hängen an Fahrrädern. Ihr wird klar, dass die Leute in Grutzkow genau das nicht wollen. Die Armut ist dort teilweise nicht

weniger schlimm, vielleicht etwas abgefedert durch die Dörflichkeit, aber was sie vorhaben, ist nicht das: am Tropf der Supermärkte hängen. Wie sie den Heinzi oder den Uli Wend verstanden hat, wollen sie etwas Aktives tun. Dies hier ist so schrecklich passiv. Schmerzstillende Mittel, die da verabreicht werden.

In der Bahnhofstraße kommt Martina wieder zu sich selbst. Sie muss endlich ein paar flache Schuhe kaufen. Sie findet nur Billig-Shops und kann gleich zwischen polnischen und vietnamesischen wählen. In Berlin hat sie nie bei denen gekauft. Aber sie muss jetzt wieder rechnen. Daher fällt es ihr dann gar nicht schwer, dort hinein zu gehen. Sie geht zum Polen – wegen Kasimier. Als sie mit einem Paar Schuhen herauskommt, wundert sie sich fast, dass inzwischen niemand an die Schaufenster geschrieben hat: Kauf nicht beim Polen.

Sie braucht auch ein Mobiltelefon; und sie kauft eines. Es wird Zeit, die Mutter anzurufen. Als sie den Apparat in der Hand hat, reitet sie der Teufel: Sie ruft bei ihrem Ex an. Nichts sagen – nur hören. Warum eigentlich, mein Gott? Aber warum auch nicht? Sie kann ja anonym bleiben. Oder wie auch immer. Fakt ist: Sie ist nicht losgekommen von ihm. Immer noch nicht, nicht wirklich. Nach einem einzigen Rufzeichen ertönt sofort eine unbekannte Stimme: „Dieser Anschluss wurde aufgehoben." Das geht aber schnell, denkt sie, der ist ja rührig. Also ruft sie in der Firma an. Der Anrufbeantworter ist eingestellt. Sie legt auf, überlegt: Was will ich wirklich? Will ich überhaupt was? Und ruft wieder an. Ja, jetzt geht es. Plötzlich, jetzt erstmals, kann sie es klar denken und sagen. Ganz ruhig spricht sie auf das Band: „Gerd, mein Wohnsitz ist Grutzkow / Ucker, Am Teich 4. Nicht mehr Burghof 2. Deine Kontaktaufnahme neulich war also daneben. Und wohl die letzte? Ach nein, die vorletzte. Mein Anwalt wird nämlich die Auszahlung meiner 250.000 Euro betreiben – oder Du überlässt mir die Firma.

Dann, in dem Fall, zahle ich Dir die gleiche Summe. Melde Dich, aber, wie gesagt, liefere den Toaster an die neue Adresse, ja?“ So, mein Lieber, denkt sie, nun beweg Dich mal, und sei es mit dem Arsch auf Grundeis.

Minuten später kriegt sie ein großes Zittern. Es ist das zweite große Zittern innerhalb von zwei Stunden. Sie hat eben einen Baum gefällt, eine Mauer einstürzen lassen, ein Seil zerrissen. Sie war steinhart. Jetzt kriegt sie weiche Knie. Oft kann sie so was nicht machen. Martina irrt durch halb Pasewalk, zuerst nur, um zu laufen, dann um den Pizza Schad zu finden. Es dauert, aber sie genießt das Laufen. Sie fühlt sich sehr frei. Sie empfindet das Gehen als einen Weg in die Freiheit. Jetzt mit Kasimier reden! Das Gespräch mit Walter Göricke geht ihr durch den Kopf. „Der Pole ist ein guter Mann“, hatte der gesagt, „und ein Kämpfer.“ Sie hatte von Göricke wissen wollen, wer die Motorradfahrer gewesen waren: Jung – alt – von hier oder von woanders – vielleicht Berliner? – Motorradmarke – Kennzeichen? Aber Göricke hatte nichts wirklich wahrgenommen. Nur eins hatte Ickler gemerkt: „Sie hatten Angst, sie hatten keine Übung. Das waren Kinder – sage ich. Und es waren drei. Oder vier. Drei gegen einen. Oder vier.“ Viel mehr wusste Daniel Jepsen ja auch nicht. Immerhin war das ja was, wenn auch als Spur nicht gerade heiß.

Vielleicht weiß Kasimier inzwischen mehr – oder kann irgendein Detail beisteuern. Sie haben ja diese schwache Nazi-Spur. Aber das sind so vage Mutmaßungen. Hier, glaubt sie, könnte sie noch auf irgendetwas anderes stoßen, das sie vielleicht dichter heranführt. Erstmal muss sie aber warten, bis der Pole kommt. Sie trinkt gerade den scheußlichen Lambrusco und isst eine kleine Pizza, als er eintritt. Immer dieser Lambrusco! Aber was wäre denn besser? Pizza Schads Valpolicella jedenfalls nicht! Kasimier sieht sie sofort. Sein Gesicht guckt aus Verbänden heraus, es scheint heftige Wunden zu geben. „Was ist mit Lippen?“, ruft er. „Geht nicht so blass, Ma-

dame!“ Sie wischt das mit einer Handbewegung weg, sie möchte nicht davon sprechen. „Wie es Ihnen geht, will ich wissen: Ihnen.“ Er sagt, eine Rippe sei angebrochen. Wer ihn neulich so zugerichtet hat – Kasimier weiß es immer noch nicht. Es gibt keinen Staat mehr in dieser Gegend. Wahrscheinlich war letztlich der abwesende Staat der Täter: durch sein Nichtstun. Die Fragen der Polizei waren lächerlich gewesen. Kasimier interessiert das Thema jetzt nicht mehr. „Wo es kein Recht gibt, brauchst du nicht wegen Unrecht jammern.“ Dann sagt er noch: „Ich muss Baron danken, Baron hat mich gerettet.“ – „Wieso der? War der das mit dem großen Brett?“ – „Ja, ist gekommen mit Krippe von Bethlehem und hat Typen geschlagen.“ Martina ist erstaunt. Welche Krippe? „Nu, vielleicht steht eine für kleine Jesus in Kirche, für Messe zu Weihnachten. Und er hat genommen und geschlagen ... War jedenfalls Krippe.“ Kasimier will aber etwas anderes wissen: „Wie geht Ihnen? Das ist wichtig.“ Er guckt auf ihre blassen Lippen. Martina erinnert sich, dass tatsächlich in der Kirche ihrer Kindheit immer, das ganze Jahr über, die staubige Krippe für Heiligabend hinter dem Altar gestanden hatte. Egal; sie küsst ihn auf die wenigen Zentimeter heile Haut: „Danke, danke“, sagt sie – und er: „War nicht genug für große Tat! Noch einen.“ Martina tut es; aber nun reicht es auch. Kasimier sagt: „Man muss Baron küssen. Wenn er nicht – die hätten mich totgeschlagen. Aber als er kam, hat sie überrascht.“ Dieser Mensch, der ewig kurzsichtig scheint, hat zugeschlagen! „Einfach mit Krippe auf die rauf!“ – Sicher nicht im Sinne des Erfinders, denkt Martina, liebet eure Feinde und so weiter, und wer dir auf die eine Backe schlägt, dem halte die andere auch noch hin. Hin und her; sie fragt weiter: „Wer waren die Täter?“ – „Ich glaube, Söhne von Polizei. Polizei hat danach so schnell Untersuchung beendet – kein Interesse daran haben die. Wollen die nicht ihre Söhne verknacken!“ – „Luschig recherchiert wie nach dem Brand auf der Burg“, erinnert sich Martina. „Hat gebrannt?“, fragt der Pole. Marti-

na ist erstaunt: „Hat denn der Polizist nichts davon gesagt?“ – „Nein, nichts ... Ich weiß nur vom Gucken. Aber nicht genau, ob Feuer war. Hatte ja keine Zeit mehr zum Rangehen.“ Er lacht etwas gequält. „Und die haben nichts von gesagt. Da habe gedacht, war vielleicht Irrtum, hat gar nicht gebrannt.“ Und nach dem Vorfall war Kasimier nicht mehr im Dorf gewesen. Wie sollte er auch? Martina ist wirklich überrascht. Haben die gar keinen Zusammenhang hergestellt oder herzustellen versucht zwischen beiden Ereignissen? Kasimier denkt weiter nach über ihre Frage. Er erinnert sich: „Hat nicht nach Petroleum gerochen – wegen Feuermachen, können es nicht gewesen sein“, sagt Kasimier. „Waren jung, keine Profis.“ Aber Martina ist sich sicher, dass auf der Burg Petroleum gar nicht verwendet worden ist. Also dass sie danach nicht gerochen haben, beweist nichts. Und ob die Täter aus Berlin kamen oder aus Malthin oder von woanders – das ist weiterhin unklar. „Polen waren nicht“, ist Kasimier sich sicher. „Polen fahren Autos, nicht Motorräder.“ Martina denkt, irgendwie muss Berlin beteiligt gewesen sein, aber wie, mein Gott? Und an was? Ob man Motorradgangs mieten kann?

Sie denkt, es waren Kinder, die konnten nicht mal richtig zuschlagen, obwohl sie drei oder vier waren. Und warum hat der Baron hinterher geweint? Es gibt so wenig Antworten auf so viele Fragen. Martina erzählt noch vom Jazz im Feld. Sie kommt sehr ins Schwärmen, und Kasimier wundert sich schon. Er weiß ja nichts von Martina und dem Baron. Ihm fällt wieder ein, wie Steffen und Nicole sich neulich bei der Fahrt nach Waren verhalten hatten, als er sie zum Jazz gebracht hat: „Sie kamen sich immer näher. Hat gekocht in Auto. Hat Spaß gemacht.“ – „Das war die gleiche Band wie jetzt bei uns.“ Aber Kasimier meint, Jazz außerhalb verqualmter Variete-Räume sei kein Jazz. Jedenfalls in Polen. Martina denkt an 50 Sandra Weckert Fans Can’t Be Wrong. Aber das führt jetzt zu weit. Nein, nach einem weiteren Lambrusco fragt sie Kasimier, ob

er nicht nach Grutzkow ziehen wolle: Ganz ernsthaft! Richtig polizeilich anmelden! Und sie erklärt, warum das für das Dorf gut wäre: Zehn Prozent Vermehrung der Einwohner in wenigen Wochen! Ein Argument gegen die Leersiedlung. Sie erzählt von ihrer Anmeldung heute. Aber Kasimier glaubt nicht, dass man die Leersiedlung stoppen kann. „Ist wie mit Eisenbahn und Stilllegung. Wenn die wollen, machen die, fertig aus bums." Und dann der Hass gegen die Polen. Der sei auf den Dörfern noch schlimmer. Er kennt das ja, er kommt ja jeden Tag rum mit seinen Pizzas. Und außerdem wolle er langsam mal seine Familie mitbringen. „Aber das sind fünf – da wird Grutzkow platzen." Und die Behörden machten es ungemein schwer. Und überhaupt sei er nicht sicher, ob die Pizzeria ihn noch lange ernähren könne. Martina lässt nicht locker: „Also erstens: Die Bahn fährt definitiv nicht mehr. Zweitens: Ihr Billigtaxi wird jetzt gebraucht. Und drittens: Alle mögen Sie jetzt – weil Sie von den Motorradtypen verprügelt worden sind." Kasimier starrt die Frau an. „... und weil Sie sie in die Flucht geschlagen haben", stottert sie schnell hinterher. Immer das Positive sagen, denkt sie. Nicht weil er Opfer war, sondern weil er Täter war. „Und weil sie so mutig waren." Ja, wer sagt ihm sonst schon so was? Aber, denkt er laut, ob mit dem Gerd von der Burg ein Auskommen ist? „Also überlegen Sie sich das noch mal. Leere Häuser stehen genug herum bei uns! Und Gerd ist kein Unmensch." Vor ein paar Stunden war sie noch nicht mal Grutzkowerin, und jetzt wirbt sie schon für das Dorf ...

Sie macht eine Pause und setzt neu an: „Noch was anderes: Als Sie mich hergefahren haben, damals, als ich aus Berlin kam, da haben Sie von Nazis gesprochen, die sich hinter dem toten Spaßbad treffen. Damals hatten wir große Autos gesehen, die da gerade reingefahren sind. Wieso waren das Nazis? Was wissen Sie?" Kasimiers Gesicht sieht plötzlich starr und ängstlich aus; sein ganzer Körper wehrt diese Frage ab. Er sagt leise: „Vielleicht die

Motorradfahrer in Grutzkow waren doch Polen. Haben gerochen wie polnische. Wollte ich zuerst keinem Deutschen sagen." – „Sie können Polen am Geruch erkennen?" – „Ja, diese Lederjacken. So riechen nur in Polen." – „Und Knoblauch?" – „Habe ich nicht gemerkt. Merkst Du nicht, wenn Du selber gegessen hast." Er lacht rau. Martina denkt an Daniels Aussage, wonach die Typen eher keine Polen gewesen sind. „Polnisch riechende Lederjacken", sagt sie, sind kein Argument. Jede Woche werden die zu Hunderten von Deutschen in Polen gekauft." Sie merkt, dass Kasimier ablenken und nicht richtig antworten will auf die Nazi-Frage. Sie versucht, sein Schweigen zu brechen mit einer Behauptung: „Ich habe damals das Auto meines alten Chefs erkannt. Den olivgrünen Volvo. Der ist da eingebogen zum Bad. Und der ist definitiv Nazi. Oder mindestens ultrarechts. Daher weiß ich." Kasimiers Gesicht verändert sich, er ist erleichtert. Wenn sie schon Mitwisserin ist ... Er sagt: „Komm mal nach draußen, vor Tür. Ich sag was." Warum draußen? Soll der Koch nichts hören? Aber der versteht kein Wort! Oder das Auge des lieben Gottes an der Küchenwand? Draußen stehen sie auf einer Art Laderampe, und Kasimier druckst noch herum, dann redet er, und es fällt ihm sichtlich schwer, besser gesagt: hörbar schwer: „Vor einem Jahr." Lange Pause. „Ich fuhr hinter einem. Er hat verloren ... Kiste mit ... Blättern ... Papier." Dem Polen fallen heute die deutschen Vokabeln nur ganz langsam ein. „Ich habe gestoppt, aufgehoben. War mit SS-Zeichen. Ich bin schnell weg in Wald mit Faltblatt." Er stöhnt, als ob er immer noch in dem damaligen Versteck sitzt. „Habe ich gesehen, wie viele Motorräder kamen und sammelten alle die Faltblätter ganz schnell. Einer kam zu mir, hatte Maske vor Augen, hat mich bedroht. Gesagt, wir wissen, du bist der Pizza-Pole." Kasimier Glatz holt tief Luft, als ob es sein letzter Atemzug wäre. „Hat gesagt, wenn Du sprichst, schlagen wir zu." Kasimier beginnt zu weinen. „Seitdem laufe ich herum damit und sage zu keinem." Martina denkt: das ist

der Beweis. Das ist die Verknüpfung. Zwischen den SS-Runen und der Motorradgang und den großen Limousinen. Aber sie schweigt. Sie sagt auch nicht, dass sie nie einen Nazi-Chef gehabt hat. Aber es ist toll, dass Kasimier ihr das alles gebeichtet hat. Ein Vertrauensbeweis. Naj, oder bloß ein Angstbeweis. Martina sagt bloß noch: „Eben bin ich vier Nazis begegnet“, und sie erzählt die Geschichte mit den braunen Lippen. Kasimier hört ganz andächtig zu. „Ja“, sagt er, „ist hier schon Alltag.“ Martina denkt – und sagt es dann auch: „Sie müssen hier weg. Sie müssen nach Grutzkow kommen.“ Kasimier denkt noch, dass der Professor ihm neulich auch so einen Wink gegeben hat: dass das mit dem Taxibetrieb jetzt etwas werden könne. Ja, dann ja, vielleicht ja. Aber Taxi kommt später; erstmal gut, dass das jetzt raus ist.

Martina muss wieder gehen – der letzte Zug fährt. Sie fragt noch: „Wenn ich übermorgen eine Pizza bestelle – wer bringt mir die?“ – „Übermorgen? Kasimier Glatz!“ versichert ihr der Invalide. Glaube dran, wer will ..., aber er schaut nach vorne, denkt Martina. Kasimier ruft noch hinterher: „Und zu keinem sprechen über die Sache und das alles.“ – „OK, zu keinem“, antwortet Martina, „und sie auch zu keinem über meine Lippen.“ Kasimier denkt: Die braunen Lippen waren schön. Aber sie hat recht: müssen jetzt weg! Martina jedenfalls wird seine Information so behandeln wie sie es auch mit Uli Wend vereinbart haben: Sie wird den Polen nicht nennen und nicht die Faltblätter, aber sie wird den drei Männern sagen: Es gibt eine Verbindung zwischen SS-Runen, Motorradfahrern und Nazi-Chefs im Spaßbad.

Auf der Rückfahrt geht ihr wieder so viel durch den Kopf. Vor Wochen war Uckermark für sie noch gleichbedeutend gewesen mit Wo der Pfeffer wächst. Darum war sie ja hergekommen. Inzwischen hatte sich das Bild verändert. Hier findet Echtleben statt. Hier wird die Kohlenzange wirklich gebraucht – nicht um sie neben den Elektrokamin zu hängen, sondern um die Kohlen in den uralten

Ofen zu kriegen. Oder das Entnagelungsgerät: um das Holz nicht wegschmeißen zu müssen. Wer von ihren Berliner Leuten wusste denn überhaupt, dass es diese Alternative „Holz wegschmeißen – Holz nicht wegschmeißen“ überhaupt gab? Und dass das etwas mit Überleben zu tun hat und mit knappem Öl und mit Arbeitsplätzen? Sie ist hier in einer klareren Welt angekommen. Massive Risse, tiefe Löcher, blutige Schrammen gibt es hier schon: das Schicksal der Familie Schwabe, die tote Fremde in Sandikow, die Ratten, die braunen Weiber, die demoralisierten Schulzes, den Bernd aus der Nervenklinik, die Eheprobleme von Nitschkes wie von Piper-Wends, das Ex-Parteimitglied, die Motorradfahrer. Und doch: realer, echter. Berlin liegt nicht nur ungefähr 200 Kilometer weiter südlich. Es liegt auch 2000 Kilometer weiter oben.

Sie weiß noch nicht, was hier mit ihr selbst werden soll. Heilkräuter putzen? Den Schritt von Jacobs zu Rondo triplo gehen? Design for Repair? Havannaschnitten oder Kartoffelsalat servieren? Blumendrähte geradeziehen? Nazis bekämpfen? Seminare für Schrottkunst? Die neue Beziehung zu Daniel kultivieren? Kinder? Wenn, dann würde es jetzt allmählich Zeit. Braches Land mit Kandinskys überziehen? Patentante bei Nitschkes werden? Das alles ist jetzt möglich. Nichts davon war vor acht Wochen in Frage gekommen, nichtmal entfernt. Und das ist schon mal ein Fortschritt. Dann denkt sie noch, dass Kasimier gesagt hat, dass die Polizei alles so furchtbar lasch behandelt hat. Ob die mit den Nazis unter einer Decke ...

* * *

Uli Wend macht die geplatzte Kirchenversammlung noch lange zu schaffen. Darum hat er Bernd und Fritz, Martina, Sara und Gerd eingeladen zu einem „Strategiegespräch“. Vorher wieder eine Auseinandersetzung mit Anette. Es hatte ganz sachlich angefangen,

rein sachlich, hatte der Mann gedacht. Uli hatte nur erklären wollen, warum die fünf heute zu ihm kommen: „Du, Anette, ich war selber erstaunt, was in unserm Kaff gegenwärtig alles so läuft: Diese kleinen und charmanten Anfänge. Das ist es doch: die Kultur des Weniger ist wirklich eine Kultur! Und ich denk dabei an die Bergpredigt. Da erklärt Jesus die Armen für glücklich. Aber was machen sie in ihrem Glück praktisch? Genau danach frage ich. Und genau das, genau das braut sich hier in Grutzkow zusammen. Sie warten nicht auf irgendeine Arbeit, die ihnen angeboten wird, sie lassen sich auch nicht fallen, sondern sie erfinden ihr eigenes Handeln neu. Nicht wegen der Moral, sondern wegen des Fressens. Aber sie erfinden es! Ist das nicht richtig toll?“ – „Toll für Deine ausgedachte Theorie, ja. Aber ich fahre morgen wieder nach Koszalin. Mir ist es hier schon viel zu toll. Und ich muss Dir sagen: ich fahre gerne. Ich bin dieser Situation hier nicht mehr gewachsen. Weißt Du, vielleicht sollte ich mal für ein Jahr in Polen bleiben.“ Ein Schuss! Darauf war Uli nicht vorbereitet. Irgendwie zwar doch, ja, aber gleich so konkret? Ihm fällt spontan wieder nicht viel ein. Er ist mehr der Schreibertyp. Er müsste jetzt reden, argumentieren, aus sich herausgehen. Oder seine Frau einfach berühren. Was heißt „einfach“? Das ist nicht mehr einfach! Er wird nur blass und starr. Seit die Sache mit den Killerratten publik geworden ist, geht mit Anette nichts mehr, gar nichts. Wenn sie nun noch erführe, dass Nazis hinter den Viechern stecken ... SS-Runen hatte sie ja bei ihrer nächtlichen Begegnung mit denen nicht gesehen. Sie hält dieses Predigthafte in seinem Buch nicht aus, diese Moral, die (wie sie sagt) den Niedergang süß machen soll. Damit stellt sie sein Buchprojekt in Frage, nein: sein ganzes Denken. Vielleicht könnte er die Beziehung retten. Aber so schnell, wie er jetzt den Brand löschen müsste, so schnell kann er nicht. Ich kann mein Denken nicht in Sekunden umkrempeln. Und auch nicht noch mal erklären. Oder relativieren. Und darum müsste es ja wohl gehen. Und so bleibt Uli

Wend jetzt verdammt stumm.

Zum Glück – wenn das ein Glück ist – können sie jetzt weder reden noch schweigen; denn der erste Besucher klopft schon an. So viel bleibt ungesagt zwischen den beiden, wie neulich, als die Telefone blockiert waren, weil sie beide gleichzeitig das Gespräch gewollt hatten. Weil sie sich ja beide eigentlich etwas zu sagen haben. Eigentlich ... Aber uneigentlich dann eben doch nicht.

Als schließlich alle am Tisch sitzen, betont Uli, dass dies ein „Runder Tisch“ sei. „Ich denke, jetzt brauchen wir so was wie einen Gegenentwurf. Ein richtiges Konzept. Wenn die Bürgerversammlung mit dem Landrat stattfindet – ein bloßes Nein zur Leersiedlung reicht da nicht.“ Seine Frau ist skeptisch. Ihre Gedanken sind zerrissen. Einerseits will sie hier raus. „Ich hab einfach panische Angst. Ich träume verdammt schlecht; und mir ist nicht nach Strategie.“ Anette hat nicht mit am Tisch Platz genommen. Sie steht in der Küchentür. Sara hatte sie nicht dazu bewegen können, sich zu setzen. „Ich muss nach dem Teekessel horchen.“ Soviel Hausfrau war sonst nie in ihr. Nein, sie will die Distanz betonen. Bernd Schubbutat stimmt ihr zur Hälfte zu: „Die haben unsern Exitus im Grunde beschlossen. Und es gibt Fakten, die sprechen dafür. Denkt an den Kampf um die Uckerbahn. Und uns ist schließlich selbst klar geworden: Die Stilllegung ist vernünftig. Und so ist das jetzt auch wieder.“ Bernd denkt das wirklich, aber bei ihm schwingt auch eine große Sympathie für Anette mit. Er denkt viel an das Sitzen auf der Bank neulich und die Berührung und das Du. Und er freut sich auf die Therapie mit ihr. Und das alles ist nicht nur medizinisch. Fritz denkt, den Schubbutat stimm ich noch um. „Mir geht es jetzt ganz anders als Bernd: Ich weiß, es wird stillgelegt. Das heißt: Von oben können wir gar nichts erwarten. Wir müssen es alles ganz alleine machen. Darum finde ich das mit einem Gegenkonzept genau passend. Gerade jetzt!“ Müsste Bernd ihm nicht eigentlich zustimmen? Nein, er sieht es so: „Leersiedlung ist doch sowieso schon

der herrschende Trend hier, guckt euch doch unsere 20 leeren Häuser an. Der Beschluss des Landrats macht doch bloß wahr, was schon Fakt ist.“ – „Mal ’ne Zwischenfrage“, meldet Sara sich. Sie fragt Fritz: „Du willst plötzlich kämpfen, willst nicht mehr weg offenbar. Das ist ein Kurswechsel! Hat das mit Susanne zu tun? Du hast doch immer von dem neuen Job in Neubrandenburg gesprochen!“ – „Ganz genau“, sagt Fritz, „Susanne.“ Er versucht, ohne Verlegenheit in die Runde zu gucken. „Hast Du mal einen Beichtstuhl hier, Herr Pastor?“ Er schmunzelt. „Also wenn ich an Susanne denke, möchte ich hier bleiben – wenn die will. Und ihr wisst: das war nicht immer so! Und wenn ich hier bleibe, will ich auch dafür kämpfen. Für Grutzkow und für Susanne. Beziehungsweise um Susanne und um Grutzkow.“ Anette merkt, dass der Ickler genau andersrum tickt als sie. Der gleiche Anlass, aber gegensätzliche Schlussfolgerungen. Wieso treibt die Katastrophe den zum Hierbleiben und sie zum Weggehen?

„Und wir hatten ja auch schon genügend Bausteine für ein Konzept beisammen“, sagt Gerd. Er will das Private mal zurückdrängen jetzt. Er erzählt von Heinzis Ideen – und dass die ihn und Sara endgültig zum Hierbleiben bewogen haben. „Also erzählt, was ihr wollt – ich muss hier weg“, wiederholt Anette; und das hört sich ziemlich endgültig an. Uli kann seine Wut über sie kaum unterdrücken. Eigentlich ist es eher Trauer. Er hatte sie auch gar nicht eingeladen zu dem Runden Tisch heute ... Sie steht da nur als Frau des Hauses. Er kann sie ja schlecht aus dem Zimmer rausbitten ... Wut, Trauer, Enttäuschung. Physiotherapeutinnen können bei der Behandlung so gefühlvoll sein. Aber privat? Jedenfalls jetzt. Sie macht einfach die Stimmung hier schlecht, ganz abgesehen von dem privaten Desaster, das wirklich zum Heulen ist.

Martina, die neulich keinen Leersiedlungs-Brief wie die anderen Grutzkower bekommen hat – sie war ja damals noch nicht hier gemeldet –, erzählt dann ziemlich unbefangen, dass sie mal in Berlin

an einem Symposium über entleerte Städte teilgenommen hat. Sie hatte gedacht, das würde dort auch um Design gehen und es könnte ein Projekt für sie dabei abfallen, aber das war ein Irrtum gewesen. Entleerte Dörfer jedenfalls – von Dörfern sei da nicht die Rede gewesen. Jetzt stellt sie diese Verbindung selber her: „Die hatten dort ein Gegenprojekt im Kopf gegen das bloße Plattmachen von Plattenbausiedlungen – und um ein Gegenmodell gegen ein Plattmachen geht es ja hier auch: Einfach zeigen, warum das Leersiedeln falsch ist. Ja, das finde ich gut. Mit Bezug auf Grutzkow.“ – „Haben Sie sich eigentlich schon beim Ordnungsamt angemeldet?“, fragt Bernd da hinein. Martina lächelt und denkt: Ertappt. Er sagt noch: „Wenn Sie es machen, das wäre doch ein gutes Argument gegen die Leersiedlung!“ – „Ja“, sagt Martina, „ich war gestern da. Ich bin Grutzkowerin, die erste nach Ihnen.“ Sie merkt plötzlich, so ganz nebenbei, dass bei Bernd Schubbutat etwas nicht stimmt. Er sagt, die Leersiedlung sei ja beschlossen und unaufhaltbar – und dann meldet er sich hier an. Was denn nun? Sie weiß ja nichts von Bernds Gefühlen für Anette. Jedenfalls sagt da der Verstand etwas anderes als das Gefühl. Als die Runde von den Anmeldungen hört, wird sie euphorisch: „Wenn das so weitergeht: zehn Prozent Zunahme in einem Jahr!“ Anette muss wieder kontern: „Mich müsst ihr dann wieder abziehen. Ich kann das hier nicht.“ Martina ärgert sich zunehmend über dieses Rumzicken. Hat die ihre Tage? Oder was? Soll sie doch einfach abhauen! Sie kontert: „Wir können gleich wieder fünf zuzählen ... Kasimier Glatz zieht her mit seiner family.“ Da übertreibt sie aber und flunkert. Sie kann sich noch gut an ihre allererste Ankunft auf der Burg erinnern: Herr Glatz wollte um nichts in der Welt mitkommen in das Café. Da war viel Feindschaft. Und jetzt in Pasewalk: Kasimier hatte da keineswegs Ja gesagt. Aber das muss jetzt sein.

Uli will nicht über Persönliches reden, nicht in dieser Runde, nicht in dieser Situation. Er will strategisch denken. Ihm schwant,

dass Anette und er sich schon ganz abhanden gekommen sind. „Aber wart mal“, sagt Martina, „da ist noch etwas, das Ihr vorher wissen solltet, vor der Strategiedebatte: Ich habe vor einer Stunde einen Anruf aus Berlin entgegengenommen. Sara war ja nicht da. Es war ein Reporter des ‚mitWoch’. Der hatte gerade die Musikrezension vom Jazzkonzert gelesen und will nun recherchieren über das Leben im Dorf ‚mit seinen kreativen Elementen’, wie er sagt. Er macht gerade eine Serie unter dem Motto Ost-Labor. ‚Ja’, hab ich da gesagt, ‚kommen Sie und bleiben Sie ein paar Tage hier. Kreative Elemente gibt es hier.’“ – „Das wäre ja“, fällt Gerd sofort ein, „ein toller Effekt: wenn die in Berlin sofort nach dem 4. Oktober seinen Artikel drucken könnten. Dann würde sein Text die Beratungen in der Kreisverwaltung beeinflussen, direkt nachdem wir dem Landrat hier Zunder gegeben haben.“ Anette wirft ganz spitz ein, dass die Pasewalker Kreisverwaltung wahrscheinlich Berliner Szene-Zeitschriften begierig und täglich lese. Mann! Mit dieser Frau kann man auch wirklich auf keinen Nenner kommen heute. Obwohl sie diesmal wohl Recht hat. – Hin und her; sie einigen sich schließlich darauf: Der Reporter kann drei oder vier Tage vor der Versammlung herkommen, die der Landrat abhalten wird. Er soll mit allen Initiativen vorher sprechen. Und am Tag der Versammlung soll ein „Markt der Möglichkeiten“ stattfinden rings um die Kirche. Sara muss die Skeptiker beruhigen: Solche Märkte kennt sie von Kirchentagen, das funktioniert. „Da bauen wir Stände auf und laden die ganze Region ein. Eine Band macht Musik, und in den Wochen davor werben wir dafür. Und jede Initiative hat einen Stand: Brigitte und Walter mit ihrem Beinwell, Heinzi mit seinem Kuhfuß, Gerd mit den Kelchen, Struck und Schubbutat mit der Reparierbarkeit und Kasimier mit dem Billigtaxi. Jeder erzählt etwas darüber.“ Gerd fügt noch hinzu: „Und mit der Schrottkunst. Und die Besucher müssen mitmachen können, zum Beispiel einen Kuhfuß benutzen oder so was.“ Fritz denkt: Und ich hänge meinen großen

Käfig auf mit allen toten Ratten, die ich erschossen habe. Aber das halte ich geheim bis zum Schluss. Martina, der Baron, Uli und er selbst hatten sich sowieso geeinigt, keinem etwas über ihre Ratten-Aktivitäten zu sagen. Sie hatten erst genauer wissen wollen, was da Fakt ist. So einen Naziverdacht sollte man nicht ungeschützt in die Welt setzen. „Und was bietet der Baron an?“, fragt Sara, „von dessen Feld waren doch die Konzertbesucher so angetan!“ Schwierig, denken alle: „Er hat sich so mit seinem Rühr-mich-nicht-an-Feld.“ Aber Martina weiß längst mehr: „Er macht jede Woche Fotos von seinem Feld: Vorher – nachher, Blüte – Absterben, Feldrand – Feldmitte. Da kann man ’ne Ausstellung draus machen. Ich glaube, ich hab schon einen Titel: Kandinsky on the fields.“ Keiner versteht das, aber fragen oder widersprechen mag auch keiner. Vielleicht hat Kandinsky was mit St. Martin zu tun? Aber abends um halb elf brauchst du auf Sitzungen keine Gegenargumente mehr zu befürchten. „Woher weißt Du denn so was alles vom Baron?“, lästert Gerd. „Ihr wisst alle, woher ich das weiß“, begehrt Martina auf, „aus gut unterrichteter Quelle. Und das Einwohnermeldeamt weiß mehr als Ihr: mein Wohnsitz ist ‚Am Teich 4’. So, und jetzt basta!“ So verschickt man heute Hochzeitsanzeigen, denkt Sara und freut sich diebisch. Sie weiß nicht, dass Martinas neuer Vermieter noch gar nichts von ihrem Zuzug weiß.

Anette macht noch einen Versuch: „Und wenn keiner kommt? Solche Veranstaltungsformen kennt hier doch keiner!“ Uli ist schon ganz entnervt. Er behauptet einfach, das Sorgentelefon mache ab sofort Pause, weil kein Geld da sei. „Da kann ich ab sofort die ganze Gegend abklappern und einladen.“ Das hat er vor fünf Sekunden auch noch nicht gewusst. Alle finden das toll – da hat man ja einen Organisator. Giftig wendet Uli sich an Anette: „Ich bring 200 Leute her: Extra für Dich.“ – „Dann mach doch Deinen Quatsch alleine!“, ruft sie und rennt raus. Das war es dann wohl. Ein gläserner Ehekrach bei Pastors, für alle zum Mitschneiden. Uli denkt kurz

an seine erotischen Träume neulich. Sind jetzt wohl endgültig Schäume ... Bernd Schubbutat ist genauso perplex. Den Markt beschließen sie trotzdem. Ob es für Piper-Wends noch eine Möglichkeit gibt? Bernd denkt, mein Gott, wenn die Piper weg ist, wer schafft dann die Kräuter nach Polen? Und wer macht die Therapie mit mir? Und überhaupt, Anette weg?

Als sie schon beim Rausgehen sind, fragt Gerd: „Was ist eigentlich mit Deinen Lippen los, Martina? Da fehlt doch was!“ Sie macht eine wegwischende Bewegung: „Paßt hier nicht auf'm Dorf. Und sieht nach Nazi aus.“ – „Ach Quatsch“, meint Gerd. Aber sie vertiefen das nicht.

Uli Wends Nacht wird lang, nachdem gegen elf-halbzwölf alle gegangen sind. Anette hatte ihm das Predigthafte in seinem Buch vorgeworfen. Sie hatte gesagt, sie hasse diese Moral in dem Buch, die den Niedergang süß machen solle. Diese Moral, die die zu hoch hängenden Trauben für sauer erkläre, damit die Leute, die da nicht rankämen, sich nicht mehr aufregten. Uli Wend weiß, dass Anette ihn da missversteht. Er weiß auch, dass seine späteren Leser genau das missverstehen werden. Das muss er klären: für Anette, für die Leser, für sich. Er schreibt fast das ganze ARD-Nachtkonzert durch. Schreibt, streicht, wiederholt, holt aus, kürzt, prüft nach, trinkt einen Kaffee dazwischen, schläft fast ein, schwitzt, schreibt wieder. Um halb sechs ist die Nachtschicht zu Ende, kurz vor dem Schluss vom Nachtkonzert. Es ist vollbracht!

Das kann er Anette zeigen. Wenn die noch da ist. Und wenn die das wissen will. Ob es hilft? Ist so was geeignet, um einen Ehekonflikt zu entschärfen? Und Frau Gebauer. Die braucht den Text. Die hatte beim letzten Telefonat gesagt: „Herr Wend, neoliberal sind Sie nicht, links sind Sie nicht. Sie stellen alles, was unsereiner ‚sozial' nennt, auf den Kopf. Und was rauskommt, würde ich ... sozial nennen. Wenn ich Sie richtig verstehe. Aber dieser Begriff ist ganz anders gefüllt bei Ihnen. Ich hab überhaupt keine Kriterien, um das

zu lektorieren oder in Frage zu stellen oder um dem zuzustimmen.“ Nun hatte er die Antwort, nun kriegte sie die auch. Vor allem war der Text für ihn selbst wichtig. Wohin er selbst mit seinem Schreiben gewollt hat dreieinhalb Jahre lang – jetzt weiß er es. Und er kann nun erstmal schlafen. Vielleicht fährt Anette ja doch noch nicht?

* * *

Am Montag verteilt Susanne Grüttner Briefe an alle Haushalte des Ortes, unterschrieben von Gerd und Uli. Diesmal nicht als Postbotin, sondern als Mitglied der Bürgerinitiative. Aber die beiden Männer haben ihr das Briefmarkengeld gegeben. Wird ihr ja wohl nicht schaden. In dem Brief laden die Unterzeichner zu einem „Markt der Möglichkeiten“ am 4. Oktober ab 15 Uhr ein. Mit Ständen, Musik, Essen „aus den Küchen des Dorfes“. Dazu der Satz: „Wir hoffen, dass sich aus den Einzelinitiativen ein schlüssiges Konzept gegen die Leersiedlung von Grutzkow ergeben wird. Wir fordern kein Konzept von der Regierung. Sondern wir wollen unser Konzept selber umsetzen. Wir regieren uns selbst.“ Susanne hat die beiden Unterschriften eingeholt und dann die Texte kopiert, eingetütet und ausgetragen. Bei Fritz ist sie fast eine Stunde. Der erzählt ihr von der Idee mit der Doppelverlobung. Sie lachen, aber dann sprechen sie mehr über „die Kinder“ als über sich selbst. Eltern eben; sie sind schon wieder Mutti und Vati. Doch sie küssen sich auch, und Fritz will mehr. Aber: „Hej, Küssen hat Nicole erlaubt. Und sowieso: am Vormittag und im Dienst keinen Sex!“ Aber Fritz weiß jetzt, ja, die alte Liebe ist nicht verrostet. War nur mal ein bisschen angelaufen, wie Silber. Susanne weiß es auch, und sie merkt schon seit Tagen nichts von Depressionen. Und warum nicht vormittags Sex?

Auch in dem kleinen Gutshaus ist der Brief angekommen. Daniel Jepsen räumt seine Zimmer auf. Das ist das, was er am wenigsten

mag, am schlechtesten kann und am seltensten tut. So furchtbar unkreativ, aber es muss sein. Im Prinzip ja nicht, kein Mensch muss müssen, und das Lassen ist das reinste Tun. Aber jetzt, akut, gilt das beides gerade mal nicht. Seit er hier wohnt, hat er nur alles durcheinander geschmissen und es dann so gelassen. Manchmal kommt seine Schwester, die gerade ihre Stelle beim Schweriner Orchester verloren hat, und räumt auf. Aber ihm ist klar geworden: Du musst aufpassen, dass du diese Martina nicht verschreckst und die Sache mit ihr nicht vergeigst. Mit ihr hast du die Mondnacht im Bombodrom verbracht. Und es wird noch viele Nächte geben können. Mein Gott: Eine, die dich sofort verstanden hat. Die selber eine Idee hat. Die nach was aussieht. Die deine Zigaretten raucht. Eine, mit der du ein Leben leben könntest. Kannst. Willst. Musst. Als sie neulich vom Bombodrom zurückgekommen waren – früh um drei – konnte er sie nur zur Burg bringen. Seine Wohnung war unmöglich gewesen. Das war verrückt und nicht in seinem Sinne. Aber vielleicht hatte es auch sein Gutes. Aber das ungeliebte Aufräumen jetzt hat schließlich auch was.

Mitten im Aufräumen meldet sich das Mobiltelefon. Keiner außer Martina kennt seine Handynummer. Sie fragt, ob er den Brief schon bekommen habe, die Einladung. „Ja“, sagt er, „aber ich habe jetzt Wichtigeres zu tun. Oder – was gibt’s denn?“ Martina fragt, ob man nicht einen Kalender zusammenstellen könne: Kandinsky on the Fields mit Fotos von seinem Feld. Zum Verkauf am vierten. Er stutzt, aber er kann dieser Frau nicht widersprechen. Es geht allerdings ziemlich in Richtung Kommerz ... Bald entscheidet er sich: Die Idee ist gut. So, fertig. Martina denkt an zwölf Bilder aus verschiedenen Jahreszeiten und unterschiedlichen Tageszeiten: Sein Feld mit den künstlich-natürlichen Veränderungen: den beiden ineinander liegenden Kreisen und der kleinen weißen Mittelfläche. Zwölfmal Wassily Kandinsky im Wandel der Zeiten. Ja, er wird das machen; es passt auch noch so gerade eben in sein Konzept. Aber

wo ist der Ordner mit den Fotos? Gibt es überhaupt einen Ordner davon? Wo ist hier überhaupt irgendetwas in diesem zum Himmel schreienden Chaos? Daniel Jepsen wird wütend auf sich. Er schreit, nachdem er den Hörer aufgelegt hat, sich selbst an. Aber was soll's; weiter suchen ist angesagt. So hängt also das eine mit dem anderen zusammen. Eigentlich alles mit allem: Die Beziehung zu Martina – mit der Zukunft des Dorfes – mit dem Verständnis von LandArt – mit der lästigen Ordnung. Martina hatte noch gesagt, es eile mit den Vorlagen; sie möchte den Kalender ja auch noch ein bisschen designen. Also nun auch noch hopp-hopp-hopp.

Heinzi denkt, dass er es jetzt doch noch mal mit Tino Schulze versuchen sollte Das Entnageln und Balken-Heranschaffen wäre für das arme Schwein die passable Aufgabe. Nicht zu leicht, nicht zu schwer. Und Heinzi braucht auch einen Helfer für den vierten Zehnten. Aber Schulzes sind volltrunken. Sie kommen mal gerade bis zur Haustür, und er kommt von außen nur bis an das Drahtverhau heran. Sie müssen also über den Hof rüberrufen. Schulzes haben den Brief nicht gelesen, vermutlich gar nicht lesen können. Die würden jetzt wohl bloß schwarze Flecken tanzen sehen ... Heinzi dreht sich einfach um, mitten in das Lallen von Tino Schulze, und geht. Mit denen kann man es also wirklich nicht machen. Schrott pur. Heinzi hätte dem Mann sonst gesagt: Wenn Ihr hier wirklich nicht weg wollt, dann müsst Ihr etwas tun, damit Ihr hier bleiben könnt ... Aber sinnlos. Die fallen wirklich völlig durch. Und Heinzi ist ja schließlich kein Psychotherapeut. Stattdessen geht er nun zu Frau Schwabe. Detlef hat nicht geantwortet auf seinen Brief; und der war doch so wichtig! Neulich vor der Kirche hatte Frau Schwabe gesagt, sie werde ihre Männer zum 4. Oktober hierher bestellen. Jetzt sagt Heinzi zu ihr. „Detlef muss unbedingt schon vorher hier sein zu dem Markt. Es ist wichtig!" Dagmar Schwabe denkt, wichtiger ist abends die Versammlung – wegen der Umsiedlung. Sie will ja weg. Heinzi glaubt nicht, dass es auf die

Versammlung so sehr ankommt. „Ich habe ihm geschrieben wegen einem Projekt, das er hier machen will. Der will ja eigentlich zurückkommen." – „Was, zurück?" Detlefs Mutter glaubt das nicht. „Der?" – „Und jetzt erst recht, wo es hier um Sein oder Nichtsein geht." – „Dann ruf Du ihn doch selber an", rät ihm Dagmar Schwabe, „dann kommt er vielleicht schon eher. Ich bin ja sowieso bloß altmodisch." Oder mailen, denkt Heinzi. Er hat noch nie gemailt.

Steffen ist noch nicht 18. Er hat keine Einladung bekommen; und er sucht Pastor Uli Wend auf, um sich darüber zu beschweren. Er könnte es auch bei seinem Vater tun. Der ist ja der andere Unterzeichner. Aber das fände er blöd. Beim Vater musst du dich eh schon oft genug beschweren. Uli Wend wundert sich auch. „Kannst Du nicht bei deinen Eltern mit reingucken?" Das hat Steffen ja immer getan; und das reicht ihm jetzt nicht mehr. „Und ich möchte auch nicht mitkommen, ich möchte selber hingehen." Es gehe doch beim Thema Zukunft, sagt er, mehr um uns als um die Älteren ... Da möchte Wend widersprechen: Es geht gewaltig um die Alten – auch um die, sehr sogar. Die bilden schließlich die Mehrheit. Aber er schweigt, denn natürlich hat Steffen auch Recht. Er fragt: „Hättest Du denn was beizutragen – vielleicht mit einem eigenen Stand?" Daran hat Steffen allerdings nicht gedacht; er hatte sich eigentlich nur geärgert. „Vielleicht ein Schulthema? Oder Du simulierst dort ein Interview ‚Wie ich ohne Bus zur Schule komme' – oder, ja, ich weiß ja auch nicht ..." Steffen fragt zurück: „Was machen Sie denn?" Die Gegenfrage, um Luft zu gewinnen für die eigene Antwort. Solche Tricks behandeln sie in Ethik. Unbequeme Fragen durch Gegenfragen aushebeln. Ist das eigentlich Ethik? Uli Wend redet von Gesamtorganisation und davon, dass sie abends dem Landrat Paroli bieten müssen. Dann sagt er: „Ich hätte da ja was – aber das kann man schwer am Stand ..., kann man schwer ausstellen. Mein Buchprojekt." – „Was für'n Buchprojekt?",

wundert sich Steffen. Wend staunt. Die Eltern haben doch so oft mit mir ... Reden die nicht mit ihrem Sohn? Also erzählt der Pastor von seinen Chancen des Schrumpfens, von dem Land, wo Milch und Honig fließt. Steffen versteht nur die Hälfte von Uli Wends Andeutungen. Der sagt, dass mehr und mehr Menschen sich auf materielle Armut einstellen müssen und dass wir uns ein ganz neues Urteil über Armut zulegen müssen, um nicht verrückt zu werden. Steffen kann das nicht wirklich nachvollziehen, aber ihm schwant schon bald, dass „Hans im Glück“ damit zusammenhängt: Erst in Armut richtig glücklich. Das beherrscht er gerade. Als er davon erzählt, ist nun wieder Uli Wend sehr erstaunt. „Mensch ja! Das habe ich noch nie bedacht: dieses Märchen! Er steht hastig auf, holt Grimms Märchen hervor. Goldklumpen, Pferd, Kuh, Gänse, Schleifstein, Kieselstein, am Ende nichts. Der Schluss begeistert ihn: Als Hans nichts mehr hat, kniet er nieder und dankt Gott, dann springt er auf und kommt endlich zur Mutter, sprich ins Gelobte Land, in die Heimat. Das passt ganz gut zu seinem „Milch und Honig“ und zu Frau Gebauers sauren Trauben.

Steffen kennt allerdings seine richtige Mutter nur im Streit mit Vater. Mutter – Gelobtes Land? Aber das ist lange her. Seit acht Jahren ist ja nun Sara da. Wend sagt, „Mutter“ sei eine Metapher. Na gut, wenn das so ist, denkt Steffen. Erwachsene ab einer gewissen Bildungsstufe reden sich oft damit raus, es sei eben eine Metapher. Hmh, mag ja auch sein. Dann schlägt Wend etwas für den Markt vor. „Also die Leute raten lassen, was Hans macht, wenn er dann bei der Mutter ist.“ Steffen merkt, dass der Mann auf seine Idee eingeht. Er stellt sich vor, sie könnten einen ‚Spieltisch’ machen: Spielen, wie es weitergeht. „Vielleicht liegt er ja sechs Wochen in Mamis Hängematte und lässt sich bedienen. Oder er besucht den Abi-Kurs an der Volkshochschule. Oder – ja ...“ – „Genau so“, stimmt Wend zu, „das könnten die Besucher Eures Standes rauskriegen.“ Steffen denkt, dass das eine schöne Idee ist. Aber er fragt

sich, ob man Armut überhaupt propagieren kann. Denn das wäre doch eine Art von Propaganda. Als er das Uli Wend mitteilt, trifft er einen ziemlich aktuellen Punkt. Wend hatte das ja gerade während des ARD-Nachtkonzerts geschrieben. Propagieren – darum geht es nicht; wohl aber um Klarmachen. „Ich glaube“, sagt Steffen vorsichtig, „als Märchen kann man es erzählen. Aber jemanden dazu auffordern?“ Uli denkt, der hat es schneller kapiert als ich. Es ist eben einfacher zu sagen: Du, Tellerwäscher, du hast das Zeug zum Millionär. Tu was dafür! Es andersherum zu sagen, stößt auf keine Begeisterung: Hej, Du Millionär, Du hast das Zeug zum glücklichen Armwerden. Mach was draus! Wasch mal zehn Jahre lang Teller ... Obwohl es darum durchaus geht. „Aber“, sagt er, „es gab Heilige, die ihren Mantel verschenkten ...“ – „Ja, aber wie viel Heilige gibt es? Pro Jahrhundert einen!“ Uli dämmert, dass genau dies vielleicht zum Problem mit seiner Frau geführt hat: Dass er etwas Unsympathisches klarmachen will. Er will ja bloß Chancen schaffen, dass man einverstanden sein kann, wenn das Unvermeidliche von selbst kommt – das Unvermeidliche, das noch dazu unsympathisch und stressig ist. Zu Steffen sagt er: „Dann propagiert doch nichts an dem Tisch! Lasst die Leute einfach spielen: ‚Stell Dir vor, du bist arm, und stell dir vor, du wirst nicht wieder reich. Was tust und treibst du dann?“ Ja, denkt Steffen, so ist die Idee vielleicht machbar: Die Sache offener halten. Aber er muss das erst noch mit Nicole besprechen. Denn ohne sie wird er das nicht machen. „Ich sag noch Bescheid.“ Das Beschweren aber wegen der fehlenden Einladung ist ganz vergessen. Hat sich erledigt. Als Steffen geht, bleibt Uli Wend ratlos zurück. Es gibt nun wohl einen weiteren Stand am Vierten, aber er sieht auch ein neues Fragezeichen: Den materiellen Abstieg kann ich hinterher begreifen. Wenn ich unten bin, kann ich ihn irgendwie akzeptieren, im Nachhinein. Oder jedenfalls sich damit abfinden, es irgendwie hinnehmen. Aber ihn vorher schon toll finden? Wend nimmt noch mal Grimms Märchen

in die Hand. Aufmerksam liest er Hans im Glück, aufmerksamer als jemals vorher. Wirklich: Hans denkt ja bei keinem der Tauschgeschäfte, dass ihn diese Abwärtsstufe glücklicherweise zur Mutter führt. So weit schaut er nicht voraus. Er hat kein moralisches Großziel im Auge. Er will bloß wieder zu Mutti. Den Weg, diesen Weg ins Nichts, in den Brunnen rein, der ist für ihn ja unerwartet. Er arrangiert sich immer nur mit dem nächsten Schritt: Das Pferd verspricht Tempo – und da er gerade schnell sein will, findet er das gut – die Kuh gibt Milch – und da er gerade Durst hat, ist das jetzt richtig – und so weiter. Man sollte, denkt er, den Leuten keine Endziele vorzeichnen, sondern für die Akzeptanz des nächsten kleinen Schrittes werben. Zeigen, was der an Gutem bringen kann. Oder was man Gutes draus machen könnte. Make the best of it. Oder besser: Make the best of shit.

Als Steffen weg ist, nimmt Wend sich noch mal den Text vor, den er neulich Nacht geschrieben hat. Nein, merkt er, so geht das noch nicht. Nach zwei, zweieinhalb Stunden ist er dann wohl fertig. Diesmal ohne Nachtkonzert. Ob das nun der endgültige Schluss des Buches ist?

In diesem Buch wird das Schrumpfen nicht gefordert, ebenso wenig werden Wohlstand und Reichtum abgelehnt. Einen idealistischen Entwurf habe ich hier nicht vorgelegt. Ein bestimmtes vorweg ausgedachtes Modell liegt dem Ganzen nicht zugrunde. Sondern ich kann, muss davon ausgehen, dass in Westeuropa das Schrumpfen stattfindet, dass die Armut massiv kommt, dass die Ränder der Gesellschaft breiter und immer noch „randiger“ werden. Das sind Indikative statt Optativen; das ist Bestandsaufnahme, nicht Askesepredigt und nicht Prophetie des Untergangs. Selbst das „Flacher–Ruhiger–Knapper“ fordere ich nicht (etwa von engagierten Lebensstilpionieren, die es ihrerseits von bisherigen Höher-Schneller-Weiter-Fans fordern mögen). Sondern ich konstatiere, dass es ein Ereignis ist, von dem fast alle schon betroffen sind.

Und sie müssen es nun organisieren und meistern – ob sie wollen oder ob sie nicht wollen. Wenn ich schließlich vom nahenden Ende des Kapitalismus spreche, fordere ich niemanden dazu auf, dieses Ende herbeizuführen. Sondern ich konstatiere nur den Anfang dieses Endes.

Dazu ein Mail an Frau Gebauer, dass sie um Gottes willen das Nachwort von neulich löschen soll. Dies hier sei nun die Ultima Ratio. Wie oft er das schon behauptet hatte ...

* * *

Heinzi muss warten, bis Gerd Nitschke zurückkommt. So sitzt er in dem Zimmer, das jetzt notdürftig als Café fungiert. Dann aber, als er Gerd auf dem Flur kommen hört, bringt er gleich sein Anliegen vor. Gerd ist „voll im Stress“ wegen des Marktes am Vierten. Und für den Abend mit dem Landrat müssen noch die Argumente abgestimmt und geordnet werden. Aber er nimmt sich Zeit, denn Heinzis Projekte sollten auf dem Markt schon möglichst konkret vorgestellt werden. Heinzi will bei Gerd bloß etwas mailen, mehr nicht. Na schön, das machen wir doch gleich mal. Also: „Hast Du meinen Brief erhalten? Es ist dringend. Warum antwortest Du nicht? Unsere Firma wird was! Neue Idee: Wir fahren zweigleisig. Erstens: Entnagelung der Balken von Malthin plus Energielieferung für moderne Holzheizungen. Zweitens: Schrottsammlung für eine Künstlerin, die moderne Kunst draus macht. Komm nicht erst am 4. Oktober her, sondern schon vorher. Wir müssen gemeinsam Stände aufbauen vor der Kirche. Dort ist Markt der Möglichkeiten mit allen neuen Projekten von Grutzkow. Du weißt ja schon von Deiner Mutter, dass die Kreisverwaltung uns hier wegsiedeln will. Das wird abends bekannt gegeben Aber wir sind dagegen. Und wir sind schneller und besser! Ich warte auf Dich. Schöne Grüße auch von Deiner Mutter.“ Und er staunt, dass schon jetzt, jetzt gleich, diese

Nachricht bei Detlef sein soll. Seine Technikwelt ist sonst nur die von Modelleisenbahnen.

Gerd sagt ihm noch, er solle sich mal den LPG-Flachbau angucken. Da sei doch auch Lagerplatz für Holz und eine Hebevorrichtung, um die behandelten Balken auf Arbeitshöhe zu heben. Und der Schrott könne da auch gesammelt werden. „Jetzt, wo sie das Dorf aufgeben wollen, verkaufen sie Dir das für einen Euro!“ – „Hm – oder sie tun es gerade nicht, um unsere Initiative trockenzulegen.“ – „Na, gut, dann besetzen wir das Gebäude.“ Heinzi hat mal das Wort „Instandbesetzen“ gehört. Vielleicht ist es das. Dann denkt er noch an den VEB Großbäckerei bei Pasewalk, wo sie die ganze Halle kostenfrei vermieten. So was geht hier bei uns vielleicht auch.

Walter Göricke hat im „Neuen Deutschland“ einen Bericht aus den Jahren nach der großen Inflation in den 20ern gelesen. Schon drei Menschenalter her. Da haben hunderttausende wieder angefangen, sich selbst zu versorgen. Es gab im ND ein Bild von Kaninchenställen in Leipzig-Leutzsch. Den Verein gibt es heute noch. Seitdem denkt er an Kaninchen. Wenn der Brigitte die Katzen alle wegsterben, könnte sie doch Kaninchen halten. Die leben in Ställen, da kann man die Tiere viel besser gegen Ratten absichern. Und Ronny könnte vielleicht ein „Projekt“ draus machen, und wir beiden Alten würden ihn unterstützen. Und dann gibt es auf der Burg Kaninchenbraten. Er hat das schon mit Ronny besprochen; und der hat so halb mit dem Kopf genickt. Ronny wird 18 und will sich, sagt er, „was aufbauen“. Momentan gibt es allerdings eine andere Aufgabe für den Jungen: am Stand mit den Heilkräutern stehen. Denn es sieht so aus, als ob Anette nicht mehr mitmachte. Alle munkeln so. Sie war die ideale Frau für diesen Stand – aber nun? Walter Göricke muss Ronny ganz schnell erreichen und ihm diese Aufgabe überhelfen. Eigentlich eine Schuhnummer zu groß für den Jungen mit seinen knapp 18 und mit der minimalen

Ahnung von Kräutern. Aber vielleicht ist so was gerade gut – eine Herausforderung für den Jungen. Überhaupt für die Jugend.

Walter hat noch andere Sachen zu erledigen. Als erstes geht er zu Bernd Schubbutat und fragt ihn was. Erstens, ob er nicht in sein Haus ziehen wolle. Sind ja nur 20 Meter. Wegen der Katzen – und weil bei ihm oben die alten Kinderzimmer frei sind. Er hatte das ja schon mal mit Brigitte besprochen. Der junge Schubbutat ist spontan nicht abgeneigt. „Im Hause meiner Mutter, das geht wirklich nur mit äußerster Liebe; und äußerste Liebe sollte man sich vielleicht für Extremfälle aufsparen." Und zweitens sagt Göricke, man könnte statt der Katzen doch Kaninchen halten. Die seien ja auch sehr kuschelig und lieb. Eine private kleine Kaninchenzucht in Grutzkow. „Was halten Sie davon? Bisher war das doch im Grunde auch schon ein Katzenheim bei Ihrer Mutter. Es sind ja lauter Invaliden oder Ausgesetzte und so weiter, die sie hat." Bernd Schubbutat, der plötzlich aus dem Haus heraus könnte, sieht ebenso plötzlich eine Chance in dieser Idee. „Ja, das könnte noch etwas sein, ja! Man müsste allerdings meiner Mutter klar machen, dass Kaninchen das haben, was sie an den Katzen so liebt." Außer dem Gestank, denkt er. Am besten wäre, sie würden genau so miauen. Aber das geht höchstens mit Gentechnik ... Er hat gleich noch eine Idee: Die Familie Schulze, die neulich so orientierungslos auf dem Kirchplatz aufgetreten war. Er hatte mitbekommen, dass Heinzi bei Tino Schulze nicht landen konnte mit seiner Idee „Entnagelung". Das war aber in diesem Augenblick auch denkbar ungünstig gewesen! Ob man nicht Schulzes noch mal ...? Er fragt Walter Göricke. Der windet sich hin und her: „Es wäre mit denen wie mit meinem Ronny bisher: Wenn man nicht neben ihm steht, macht er Mist. Also die Kaninchen unter Schulzes Obhut – wenn Sie das meinen: nein!" – „Aber Sie sind doch ein Linker, Herr Göricke! Wenn Ronny sich so gut entwickelt hat, warum soll Schulze das nicht auch können?" Göricke druckst herum. Theoretisch hat der Doktor recht

– aber die Erfahrung! Dass einem als Linkem auch immer die Erfahrung in die Quere kommt! „Also ich sag mal so: Ronny wäre der relativ bessere Kandidat. Und Ronny ist gerade vom Alkohol weg. Und der soll jetzt Herrn Schulze entwöhnen? Nee! Höchstens Frau Schulze. Also die ... Wenn die jeden Tag zu Deiner Mutter käme oder zu Ronny, das würde gehen. Aber er Schulze, der Mann, nee, er ist 'ne Katastrophe!" – „Wenn Mutter bei der Kaninchenidee überhaupt mitmacht!" Ja, versteht sich. Also versuchen. Vorführen beim Markt der Möglichkeiten kann man das natürlich nicht. Nicht Frau Schulze und nicht das ganze Karnickelprojekt. Aber dann, später.

Irgendwie ist das Ganze auch unheimlich, denkt Bernd Schubbutat: So viel Aufbruch mitten im Abbruch, das ist nicht normal. Kaum haben wir einen Plan für den Markt am vierten, da kommt schon wieder was Neues von Göricke. Ob es eine Gesetzmäßigkeit gibt, dass erst Extremlagen zu Initiativen führen? Und dass es dann gleich sprudelt? Solange Normalität herrscht, liegt die dick auf einem drauf: Man kann sich vor lauter Normalität nicht bewegen – und man braucht es auch nicht. Wenn aber die Decke dünn wird, wird die Bewegung erst möglich. Zum Zahnarzt geht man schließlich auch nicht, wenn man nichts hat. Aber dann, dann geht es auch schnell. Wie bei ihm: Noch vor kurzem Module reingesetzt, in die keiner mehr eingreifen kann – plötzlich Mitglied einer AG Reparierbarkeit. Wenn dir das Wasser bis zum Kinn steht, bewegst du ganz unwillkürlich deinen Kopf. Da siehst du Dinge, die es vorher für dich überhaupt nicht gegeben hat.

Schubbutat macht sich auf zu Schulzes. Er will doch mal sehen; mit denen kann doch das letzte Wort noch nicht gesprochen sein. Er ruft lange durch das Drahtverhau durch, und schließlich kommt die Frau auch aus der Tür heraus. Das Drahtverhau bleibt zwischen ihnen. Er kennt sie noch vom Schulhof. Als kleiner Junge hat er sie ganz toll gefunden, sie hatte schon Brüste, als die anderen Mädchen

noch in der Jungensmannschaft mitspielen konnten. Aber sie war stark und hat uns Kleine aus der Unterstufe oft die Haare geziept oder uns gekniffen. Jetzt wirkt sie sehr betrunken und feindselig; und die tollen Brüste haben sich auch ziemlich nach unten entwickelt. Die Frau macht keine Anstalten, ihn durch das Verhau durchzulassen. Er sieht immerhin, dass Schulzes Hühner halten. Die Erde ist ganz glitschig und verkotet. Um eine Pappel herum sind – hundert? fünfhundert? Getränkebüchsen gelagert. Das Chaos ist unheimlich. Ein völlig zerschlissenes Sofa steht links neben der Tür zum Haus. Auf dem Sofa stolziert ein Hahn herum. Malerisch! Bernd fühlt nach ein paar Sätzen, dass die Frau eigentlich nur unsicher ist, nicht wirklich ablehnend. Er interpretiert es jedenfalls so. Sie sieht aufgedunsen aus. Nicht dick, aber schwammig. Sie sagt: „Alle im Dorf wollen was machen, bloß wir nicht. Wir sind richtige Penner." Dabei guckt sie verlegen zu ihrem Mann, der jetzt hinter ihr steht, neben dem Sofa. Der sagt: „Man hat uns aber auch hart mitgespielt." Wer ist „man"? Bernd denkt noch mal daran, wie sie ihn früher auf dem Schulhof geziept hat – von wegen „hart mitspielen". An den Haaren ziehen, das war ihre Spezialität in der Schule. Schulzes sind dann später zu DDR-Zeiten jeden Morgen vom LPG-Betreuer mit dem Barkas abgeholt worden. Das hat Walter Göricke erzählt. „Ohne Abholung hätten die nicht gearbeitet." Eigeninitiative war wirklich ein Fremdwort für sie. Entsprechend tief sind sie gefallen, als die ersten Kündigungen ausgesprochen wurden. Und das ist schon lange her. Damals haben sie begonnen, sich hier einzumauern. Aber jetzt ahnen sie vielleicht doch, dass man etwas machen muss. Dass Krepieren doch keinen richtigen Spaß macht. Bernd Schubbutat fragt noch mal nach dem Holz-Entnageln. Herr Schulze scheint plötzlich aufgeschlossen: „Man kann ja mal sehen." – „Und Sie, Frau Schulze, sie können doch wohl mit Tieren umgehen, nicht?" – „Woher wolln Sie denn das wissen? Sie waren doch gar nicht hier jahrelang." Wieder dieses

Feindselige; und früher hatte man sich geduzt. Bernd Schubbutat erzählt von seiner Mutter und deren Katzen. „Meine Mutter hat das gemerkt, dass Sie Katzen mögen. Und ich sehe ja auch hier: die Hühner.“ Von den Katzen und seiner Mutter ist kein Wort wahr, aber er denkt, ich muss die Schulze ein bisschen einwickeln. Und die lässt sich auch. „Ja, stimmt, wissense. Wenn die so schnurren und murren. Oder spielen mit irgendeinem Wollknäuel.“ – „Dann mögen Sie doch sicher Kaninchen auch?“ Frau Schultze ist noch bei den Katzen: „Viele werden ja auch ausgesetzt von ihren Haltern.“ – „Ja, also das finde ich ja unmöglich, wirklich“, kommentiert Bernd. „Aber Kaninchen ...“ Hin und her, am Ende sieht es so aus, dass die Schulze Kaninchenpflegerin wird. Allerdings nur in Bernds Kopf; direkt gesagt hat es eben keiner. Er nimmt sich vor, sie beim Markt am vierten dann zu fragen. Unter öffentlichem Druck – nach dieser Vorarbeit – sagt sie bestimmt Ja. Solche Leute muss man ein bisschen zwingen. Oder doch besser, sie meldet sich selbst? Erstmal müsste natürlich Mutter zu den Kaninchen bekehrt werden. Aber sie hat ihm selber mal gesagt, die Katzen seien nur Ersatz gewesen für ihn. Und er ist ja nun wieder hier. Und die Heilkräuter, die bringen nicht genug Geld für zwei. Also das muss man klären. Und Tino Schulze – man muss Heinzi beknien, dass der noch mal definitiv mit Schulze redet. Vielleicht kriegt man die Familie ja trocken. Dann macht sie die Kaninchen und er zersägt das Holz mit Heinzi.

* * *

Martina hat in den letzten Tagen Klarheit über sich selbst gewonnen. Aber arbeitsmäßig? Bevor der Markt der Möglichkeiten startet, will sie noch mit Bernd Schubbutat sprechen. Zerlegbarkeit und Reparierbarkeit, denkt sie, könnte ihr Ding sein. Oder eben Kunst aus Schrott. Kunst aus Schrott wäre ganz neu für sie. Aber neu für sie ist auch das Design for Repair. Wäre aber ganz normale

gestalterische Arbeit. Jedenfalls muss sie jetzt wissen, ob das oder das. Als sie sich Schubbutats kleinem wackligen Haus nähert, hört sie ein Akkordeon. Die alte Frau erscheint. „Nö, Bernd ist nicht da, der ist schon mal zu Professors gegangen, weil Sie ja nicht gekommen sind.“ Nicht gekommen? Aber ich bin doch ... Ach Gott, ja: Wir hatten „gegen halb vier“ gesagt; und es ist schon knapp halb fünf. Es ist wie immer bei Martina. „Hmh, schade ...“ Der alte Herr Göricke tritt aus Brigittes Tür. „Könn’ Sie mal zuhören? Mich beraten? Ich dichte gerade ein Lied.“ Martinas momentanes Problem interessiert ihn nicht. Sie guckt ihn fragend an. Bei so viel Verspätung hat man eigentlich schon wieder Zeit. „Ja, was denn, wie denn beraten?“ Göricke holt seine Quetschkommode und spielt und singt eine Melodie, die sie nicht kennt:

An der Ucker gibt’s ein Dorf
Zwischen Haff und Hügel.

„Das ist die Nationalhymne von Grutzkow. Und was jetzt kommt, der Text, den will ich umdichten.“ Göricke hatte ja schon vorige Woche mit Susanne und mit Ronny darüber gesprochen. Die Idee dazu war ihm noch vorher gekommen: bei der Versammlung in der Kirche, die dann geplatzt war wegen des Brandes in der Burg. Er zeigt Martina einen Zettel. Eigentlich, ursprünglich heißt die Fortsetzung:

Immer zieh’n mich hin
Meiner Heimat Flügel.

„Und das soll jetzt anders werden? Umgedichtet?“ – „Ja, also: Mit den Flügeln, das soll bleiben – wegen ‚Hügeln’. Muss sich ja reimen. Aber vorher das, mit dem „zieh’n mich hin“, das stimmt nicht mehr, die meisten wollen ja weg hier.“ Martina denkt, für mich wäre der alte Text neuerdings gerade richtig. „Naja, die vielen leeren Häuser ...“, erklärt Brigitte Schubbutat. Sie hat schon eine halbe Stunde zu dichten versucht, aber es ging alles nicht. Sie hat noch nie gedichtet. „Es müsste irgendwie dieser Niedergang rein,

und dann das mit den Flügeln. Ich hab schon so viel versucht, mit ‚Lügen' oder mit ‚tot'. Aber das klingt alles nicht. Und wenn es klingt, stimmt der Inhalt wieder nicht." Martina murmelt was von „tot". „Totgesagt", entfährt es ihr schließlich. „Das Dorf wurde totgesagt." Göricke nickt, er hat verstanden. Er grummelt den Rhythmus vor sich hin. „Hmh – hmh – hmh – hmh – tra – la – la ... totgesagt. Ja, so machen wir das." Es ist eine Weile still; dann ergänzt Martina: „Alle haben's totgesagt. Und dann hmh – hmh –hmh – hmh Flügel." – „Also ‚Meiner Heimat' geht nicht. ‚Dorf' ist sächlich und Einzahl und Flügel ist weiblich und Mehrzahl ..." Mein Gott, denkt Martina, wir wissen, was wir meinen, aber der Reim stellt sich stur. Bis sie dann den Reim hat:

Alle haben's totgesagt,
Doch ihm wachsen Flügel.

Das ist es. Walter Göricke spielt das ganze Lied. „Ja, alles ist da drin. Die Heimatliebe, die Leersiedlung, die neue Hoffnung." Er zwinkert Martina zu. „Walter", sagt Frau Schubbutat, „geh doch jetzt mal durchs Dorf und sing es allen vor." Sie lacht. Aber Walter hat ja andere Pläne: „Ich werde das beim Markt der Möglichkeiten singen. Premiere!" Martina sagt, ja, sie persönlich fände das gut. „Und ich sing mit!" Ist ja ein Gemeinschaftswerk zwischen einem Einheimischen und einer Zugezogenen.

Aber nun muss sie doch zum Professor gehen, zur Datsche draußen vor dem Dorf, vorbei an der gruseligen Bäckerei. Ein Gespräch unter vier Augen mit Bernd Schubbutat wäre erstmal besser gewesen. Aber nun – selber Schuld.

Die Männer sind auf der Terrasse, Frau Struck ist auch dabei. Es ist noch mal ein schöner Tag zum Draussensitzen, allerdings ein bisschen windig. Aber Strucks Datsche ist von Bäumen umgeben, die halten einiges ab. Der Himmel ist mal zu sehen, mal von Wolken verdeckt. Im Moment trudelt ein hellgraues Gebilde vorüber, das eigentlich wie ein Blumenkohl aussieht. Cumulus, weiß

sie. Regen kommt aus solchen nicht heraus; das ist mal ein Glück. Sie haben schon über Kapitalismus und Wegwerfgesellschaft gesprochen. Schubbutat hat gemeint, der Kapitalist wolle Profit und sei deshalb gegen Reparierbarkeit. Struck ist Professor, er hat es, natürlich, besser gewusst. Das geht ihm immer so, er kann nichts dagegen tun. Struck weiß es immer besser, es ist sein Job. Der alte Kapitalist zu Marx' Zeiten, hat er gesagt, habe durchaus langlebige Güter produziert. „Denken Sie mal nur, wie lange heute ein PC hält und mit was für Uraltschreibmaschinen Sie im Prinzip heute noch arbeiten können." Wegwerfproduktion sei nicht spezifisch kapitalistisch; es sei der scheinbar grenzenlosen Verfügbarkeit der Naturressourcen geschuldet. Bernd ist kein Gegenargument eingefallen. Über Kapitalismus müsste man viel mehr nachdenken. Früher war das einfach nur „der Feind". Da war alles klar. Bei Uli Wend hat er neulich etwas Spanisches gesehen. Schien interessant – aber woher Spanisch können? Das hieß „El ocaso del capitalismo y la utopia reencontrada" und war schon von 2003. Darüber müsste man mehr wissen; Untergang des Kapitalismus – und erneuerte Utopie. Oder heißt es „Gegenutopie"? So oder so: nicht schlecht, wie gesagt, aber dummerweise spanisch. Wend scheint sowas zu lesen.

Eine ganze Weile haben sie sich dann über die Studie der Umweltstiftung unterhalten. Darin geht es nur um Zerlegbarkeit fürs Recycling. Immerhin, hat Struck lobend gesagt, aber reparieren wollen die auch nicht. So weit denkt keiner ... Eigentlich: Was läge näher, als den defekten Teil zu reparieren?" – „Eigentlich", hat Bernd sekundiert. Schließlich hat Struck resümiert: „Die von der Stiftung wollen der Recycling-Branche mehr Material zuführen. Sie wollen die Vernunft erst am Ende reinbringen. Das ist ja ganz nett. Ich hingegen will Vernunft in die gesamte Lebenszeit der Produkte bringen. Das beste Produkt ist das, das gar nicht recycelt werden muss." Schubbutat hat dann noch zugespitzt: „Sie wollen also eine

ganze Branche überflüssig machen.“ Er sagt nicht „wir“, er sagt „sie“, weil er immer noch nicht ganz dahinter steht. Er kommt eben doch von ganz woanders her. „Ja“, bestätigt Struck, „im Grunde ja. Im Grunde will ich die Wiederverwertung oder Wiederverwendung weit hinausschieben und vorher reparieren – reparieren – Teile austauschen usw.“ Schubbutat: „Also eine Sorte von Betrieben unterstützen, die es schon gar nicht mehr gibt: Reparaturbetriebe.“ Er hat schon verstanden. Für ihn ist das eine „Wende“; bestimmt so scharf wie die „Wende“, die man meint, wenn man von 1990 und dem DDR-Ende spricht.

Sie sind sich dann einig geworden: Es braucht eine Initiative zur Reparierbarkeit. Wobei Bernd Schubbutat immer wieder über sich selbst gestaunt hat: Vor vier oder acht Wochen war er noch völlig unbeleckt von dem Gedanken, nein, ablehnend – jetzt wird er allmählich dessen Pionier. Aber sogar das „allmählich“ geht verdammt schnell. Vom Saulus zum Paulus. Meine Güte, noch vor Tagen hatte er „Wegwerf“ für erstrebenswert gehalten. Jetzt kann er diese Idee wegwerfen. Wandel über Wandel in Grutzkow.

Als die drei Martina sehen, rufen sie: „Sie mussten jetzt kommen.“ – „Ja, ohne Designerin können wir nichts machen.“ – „Schönes Design von schönen Frauen ist doppelt schön.“ Martina bittet erstmal um Verzeihung; dann fragt sie: „Worum geht es im Moment ganz genau?“ Da erfährt sie von der „Arge Reparierbarkeit“, die eben gegründet worden sei. „Arbeitsgemeinschaft zur Wiederherstellung von zerlegbaren Strukturen in Gebrauchsgütern und Haushaltsgeräten zum Zweck ihrer Reparierbarkeit in örtlichen Reparatureinrichtungen oder durch den Besitzer“. Ein prickelnder Titel, denkt sie, super geeignet für die Werbung. Nur Männer, nur Techniker können auf so was kommen. Das sind die Typen, die dann eine Gebrauchsanweisung zum Zerlegen des Gerätes formulieren, die kein Mensch versteht, so dass die gewollte Zerlegbarkeit gar nicht stattfinden kann. Wahrscheinlich ist dafür

ein Doktortitel erforderlich. Aber sie hat eigentlich gerade ein anderes Problem. Die beiden – oder die drei – haben schon alles beschlossen ohne sie. Das mag sie nicht. Design ist nicht der Luxus für den Schönen Schein, ohne den es letztlich auch gehen würde. Es ist auch nicht das, was man am Ende noch raufklatscht auf die misslungene Konstruktion. Und ich, ich bin nicht das Anhängsel an eine Männerinitiative. Sondern es soll auch meine Idee sein. Schon ganz am Anfang. Aber sie kann das den beiden Männern nicht so sagen. Erstmal plädiert sie dafür, beim Zerlegen mit der Zerlegbarkeit dieses Titelmonstrums zu beginnen. Frau Struck hört nicht hin, sie macht einen anderen Vorschlag: „Kinder, ich habe den Eindruck, Ihr macht hier richtig was Großes. Ihr wollt die ganze Gesellschaft revolutionieren. ‚Wegwerf' ist ja geradezu konstitutiv für unsere Gesellschaft. Ich schlag Euch mal einen richtig passenden Namen vor: Silicon Valley 2!" - „Bill Gates?" – „Ja, das auch, Bill Struck! Und ich denke an die Garage, in der er damals seinen ersten PC zusammengebaut hat." – „Aha, wenn wir in die alte LPG-Lagerhalle ziehen ..." Nicht mal schlecht, die Idee, denkt Martina, aber warum wissen sie das alles schon? Wenn sie mich schon jetzt nicht fragen, was werden sie später von mir wissen wollen? „Ganz allgemein stimmt der Vergleich aber auch – auch ohne Lagerhalle". Die sind immer noch bei ihrem Silicon Valley – „Ihr stampft etwas aus dem Boden", sagt Frau Struck, „und in einer gottverlassenen Gegend." Martina sagt: „‚Aus dem Boden stampfen' ist der falsche Begriff, finde ich. Vieles läuft ja schon ohne Stampfen. Wenn ich zum Beispiel an andere Dinge in Grutzkow denke: Die Kräutersammlerei von Bernds Mutter oder das Polentaxi – das kommt alles so ganz ohne Plan, ohne Absicht. Die Kräuter wachsen von selbst, und die Idee dazu auch. Stampfen tut da keiner." – „Ja, gut, aber mein Mann hat doch die Top-Idee", kann Frau Struck nicht unterdrücken. Mein Mann, mein Mann, denkt Martina, kann sie das nicht sein lassen? Sie ist doch selber Prof;

warum muss sie sich so an ihren Alten hängen? Sagen mag Martina das nicht; sie weicht woanders hin aus: „Eins muss ich richtig stellen, es ging in Silicon Valley um Bill Gates und um Steve Jobs, den Vater von Apple. Und der war der bessere.“ Und hat die besseren Designer – bis heute. Aber gut, das sind Feinheiten, die nur von einer Designerin kommen können, und Helga Struck stimmt ihr gleichgültig zu. Rechner ist Rechner, denkt sie.

Aber Martina sinniert noch weiter. Ihre Bedenken gehen in unterschiedliche Richtungen und werden nur größer: Wäre diese Arbeit nicht allzu ähnlich ihrer bisherigen in Berlin? Also kein wirklicher Neuanfang? Jedenfalls ein recht ähnlicher Berufsalltag. „Ich bin doch noch nicht ganz so weit“, sagt sie. Sie staunt über sich selbst; an sich war sie ja hergekommen mit einer eindeutigen Mitmachidee. „An wen wenden Sie sich mit reparierbaren Gütern? Ich meine: Für wen machen Sie das?“ Sie sagt „sie“ und nicht „wir“; wie vorhin Bernmd Schubbutat. Aber das hat sie nicht gehört, da war sie noch auf dem Weg hierher. Struck erklärt: „Zum Beispiel für Hausmeister in Häusern für betreutes Wohnen. Und davon gibt es immer mehr. Oder für ambulante Pflegeschwestern. Die haben dauernd mit alten Singles zu tun, und die wollen ihr Hausgerät nicht wegwerfen. Und es gibt keinen, der die Dinger wieder in Schuss bringt.“ – „Die Alten! Die Alten sind die Eisbrecher“, ergänzt Bernd, „erst wenn wir diese Gruppe erreichen, hat unser Siegeszug begonnen.“ Er erinnert sich daran, wie leidenschaftlich seine Mutter das Reparieren des Staubsaugers eingefordert hatte. Das sind ja große Töne, denkt Martina, und sie überzeugen mich sogar. Aber verdammt, die wissen alles ohne mich. Ich brauche hier nur Fragen zu stellen, und am besten nur solche, auf die sie die Antwort schon wissen. Aber sie wissen auf alles eine Antwort. Schaumermal, denkt sie. Man sieht ihr das Zögern an. Struck reicht ihr die Studie über Zerlegbarkeit. „Vielleicht kann das Ihre Hemmungen verkleinern.“ – „Falls Sie noch welche haben“, führt Bernd

den Satz weiter. „Ja, tatsächlich hab' ich welche", sagt sie, und dabei denkt sie: Ihr beiden seid es – nicht euer Projekt. Dass Männer immer schon so genau wissen, wo es langgeht. Nicht „immer", klar, aber wenn sie einmal das Zögern hinter sich haben, dann gucken sie nicht mehr nach links und nicht mehr nach rechts. Aber es liegt auch an ihr, dass sie jetzt in dieser Situation ist. Wäre sie pünktlich gekommen, wäre sie jetzt sicher die Hebamme der Idee. Andererseits, denkt sie, Dichterin der Grutzkower Nationalhymne – auch nicht schlecht.

„Trinken Sie einen Sekt mit auf unsere AG-Gründung?" Als Struck das fragt, weiß sie, dass sie hier nicht mitmachen wird. So nicht, Monsieur! In diesem Moment weiß sie es. Der stößt mit mir auf das an, was ich noch gar nicht – Mann, Mann. „Ja, gerne", sagt Martina, „aber ich glaube doch nicht, dass ich überhaupt mitmache." Die Männer hören kaum hin. „Helga, kannst Du ein halbtrockenes Rotkäppchen holen?" Bernd Schubbutat fällt ein, dass der alte „Trabant" aus der DDR eigentlich die leibhaftige Reparierbarkeit war. Frau Struck, mit dem Sekt in der Hand, erzählt einen Trabbi-Witz: "Was muss ein Trabbi-Fahrer unbedingt dabei haben? Antwort: Einen Dederon-Damenstrumpf. Warum? Damit er eine Keilriemenpanne meistern kann." Martina versteht nicht. „Was ist Dederon?" Die Männer erklären ihr: Ost-Perlon. Aber damit ist die Pointe schon verflogen. „Ich kenne noch einen", sagt Herr Struck: „Fährt etwas über die Straße, macht viel Krach und sieht aus wie ...", und er macht mit Zeige- und Mittelfinger ein V, dessen Winkel mal kleiner, mal größer wird. Während er mit den Fingern hin und her wackelt, zusammen – auseinander – zusammen, fragt er: „Was ist das?" Martina mutmaßt, es müsse dann wohl ein Trabant sein. „Ja, aber was für einer?", will Struck wissen: Seine Frau erlöst Martina: „Ein Trabbi ohne Extras. Haha." Martina fürchtet, dass sie wieder nicht verstanden hat und lacht unsicher mit. Aber das ganze wird ihr immer fremder. „Na, nur die Scheibenwischer, ohne alles

andere ...“ Hahaha! Frau Struck sagt, „Na ich merke schon, mit Ihnen müssen wir noch üben.“ Genau, denkt Martina: Ihr übt mit mir, dazu bin ich gerade tauglich. Früher sagte man, die Wessis seien überheblich. Aber das hier? Ihr Typen entscheidet über meine Zukunft ohne mich und demonstriert mir anschließend mit Trabant-Witzen, dass ich blöd bin. Jetzt wird sie gefragt: „Sie kennen doch Nina Hagen? Und den Song ‚Du hast den Farbfilm vergessen‘“? Ja, sie kennt den natürlich. Gleich wird ein Schlauer sagen, dass sie wie deren Tochter aussieht. Das hört sie öfter. Aber doch nicht; nichtmal das merken die hier. Obwohl es jetzt, ohne braune Lippen, noch mehr stimmt. „Was ist eigentlich das DDR-typische an dem Titel?“ Frau Struck guckt bedeutungsschwer. Ja, was? „Nina Hagen ... und Hiddensee“, denkt Martina. „Hm, hm – und der Farbfilm?“, bohrt Frau Professor weiter. Martina guckt fragend in die Runde. Keiner weiß es, außer Frau Struck. „Es gab wohl keine Farbfilme in der DDR?“ Martina hofft, dass sie diesmal richtig geraten hat. „O, doch“, reagiert Bernd, „schon der erste Farbfilm ist in Sachsen-Anhalt gemacht worden.“ Aha! War also wieder nichts ... „Und was ist es nun?“, will Martina endlich wissen. Sie kocht schon. „Ich weiß es, ehrlich gesagt, auch nicht“, erklärt Herr Struck. „Mensch, bist Du ungebildet“, sagt die Ehefrau. „Also: Farbfilme gab es schon, aber nicht da, wo man sie brauchte. Wenn man sich keinen aus der Hauptstadt Berlin mitnahm, war man in der übrigen DDR aufgeschmissen – also auf Hiddensee sowieso.“ Martina kapiert: Das ist die Mangelwirtschaft der DDR. Die beiden Männer erklären, dass sie das Lied noch nie so gehört hätten. „Ich hab mich immer nur gefragt, an welchen Stellen Nina Hagen Schrammen gekriegt hat“, lacht Bernd, wird gleich ein bisschen rot und er fügt hinzu, dass „die Erklärung von Frau Professor völlig in Ordnung“ sei.

Beim Sekt gibt Martina sich einen Ruck und sagt, dass sie hier ein bisschen überfallen worden ist und dass sie lieber etwas anderes machen möchte. „Was Sie vorhaben“, sagt sie, „ist mir doch zu

ähnlich mit dem, was ich bisher gemacht habe: Produkte designen. Das hat hier zwar 'ne andere Richtung, aber der Berufsalltag wird sehr ähnlich sein. Und davon wollte ich ja gerade weg." Das ist zur Hälfte eine Ausflucht. Ihr Problem in Berlin war ja gerade die falsche Richtung gewesen, und nur die Richtung: Luxusgüter für postmoderne Neospießer. Aber direkter kann sie es jetzt kaum sagen, und von der Schrottkunst, ihrer neuen Alternative, möchte sie noch nicht sprechen. Sie möchte hier nicht auch noch ausgelacht werden, nachdem sie schon ihre Dämlichkeit bei Ostwitzen demonstriert gekriegt hat. Aber dann legt sie doch noch nach: „Sie waren schon so fix und fertig mit Ihrer AG – ich kam gar nicht dazu, es Ihnen zu sagen ..." Jetzt, denkt sie, würden Struck und Schubbutat sie zu werben versuchen. Oder sich entschuldigen. Oder wenigstens ein bisschen bedauern. Aber sie schweigen nur. So wie: Dann werd mal selbst mit dem Fehler fertig, den du eben gerade gemacht hast. Martina denkt, diese Kleinigkeit, dass sie immer noch nicht auf mich eingehen, das bestätigt nur meine Entscheidung. Ich mach hier nicht mehr mit. Schließlich sagt Struck immerhin: „Überlegen sie es sich noch mal – sie sind immer gerne gesehen." Na gut, ein friedlicher Bruch immerhin.

Sie reden noch kurz über den Markt der Möglichkeiten. Struck sagt, er eigne sich eigentlich nicht für ein so schnelles Propagieren. Er brauche noch ein paar Jahre Forschung Aber es müsse ja wohl sein – für die verunsicherten Bäuerlein, wie er sich ausdrückt. Dabei gibt es keinen einzigen Bauern mehr im Ort. Er wird also ein Plakat machen lassen in der Uni, wie viel graue Energie man wegschmeißt, wenn man ein Küchengerät nicht repariert. Und er wird das Plakat erläutern. „Und Sie?", fragt Frau Struck Martina. „Wo stehen Sie?" Interessiert dich das? denkt Martina. „Herr Jepsen und ich machen einen Stand und bieten einen Kandinsky-Kalender feil. Und am besten verkaufen wir ihn." Da sollen die Männer mal ihr Thema schön allein vertreten! Struck sagt nicht etwa „Aha!" oder

„Schöne Idee!“, sondern wieder etwas, was sein Mehrwissen dokumentiert. Er sagt zu seiner Frau: „Helga, hast Du das schon gewusst?“ Frau Struck, so stellt sich heraus, ist „Blauer-Reiter“-Fan. Nun darf Martina erzählen, was es mit Kandinsky und dem Kalender des Barons auf sich hat. Frau Prof. bestellt, ohne weiter nachzufragen, ein paar Exemplare. Na gut, dann nimmt dieser Nachmittag ja fast noch ein versöhnliches Ende. Frau Struck ist Martinas und des Barons erste Kalenderkundin. Obwohl, die Felder, von denen die Fotos sind, scheinen den Herrschaften egal zu sein.

* * *

Anfang Oktober kommt der Reporter vom „mitWoch“. In drei Tagen wird die Versammlung und am Tag davor der Markt der Möglichkeiten sein. Der Mann stellt sich als Maximilian Max vor. Hört sich nach „Künstler“name an. Er kommt gerade frisch von einer Journalistenschule. M. M. wirkt sehr aufgedreht und riecht nach Essig, dem das Deo nicht gewachsen ist. Der Schweiß der Aufgedrehten. Er sagt, er schreibt eine Reportagereihe über die Spezifik Ostdeutschlands nach 20 Jahren Vereinigung. Sara gibt ihm das einzige Zimmer im Alten Stall, das noch frei ist. Max hat sich von Kasimier herfahren lassen. Unten hat er Martinas Klappfahrrad gesehen. Er fragt sie, ob sie ihm das eventuell borgen könnte. „Hier kann man alles zu Fuß machen“, sagt sie, „aber wenn sie wollen ... ’Der rasende Reporter’.“ – „Hallo, wo ich Ihre Stimme höre und sie von Angesicht sehe: Sie sind die ... Schöne?“ – „Wir haben telefoniert, ja.“ Der Jüngling ist wahrscheinlich mal gerade halb so alt wie sie. M. M. erkennt an einem Firmenaufkleber, dass Martinas Rad in Zehlendorf gekauft wurde. „War teuer, nicht?“ Ein bisschen aufdringlich, der Gute. „Ach, weiß ich nicht; habe ich geklaut. Deswegen bin ich ja aus Berlin weg ...“ Sie will das jetzt nicht, diese Anmache, aber mit dem „Rad geklaut“ möchte sie den Typen in die

Irre führen. „Wolln Sie schon mal durchs Dorf gehen? Oder fahren?“ – „Warum nicht? Vielleicht kommen Sie mit? Ich kenne ja hier nichts und niemanden.“ Martina möchte sich diesen Knaben nicht antun. Irgendwie mag sie den nicht. Die Hektik, der Essiggeruch, das Aufgedrehte Ich bin Berliner. Der soll mal ins Weder Noch gehen und die Castingallee als Laufsteg benutzen, nicht uns hier. Sie ist sich sicher, dass er erst seit einem Jahr in Berlin wohnt, und sie erkennt in ihm genau den Typ wieder, der sich neulich im Weder Noch über die falschen Gläser und über das Toastbrot moniert hatte. Ob der das vielleicht tatsächlich ist? Mensch, denkt sie dann wieder, ich komm schon in das Alter, wo mir die Jugend zu jung ist ... Gegen Abneigung auf den ersten Blick soll man aber nichts tun, kann man auch nicht; und sie will auch nicht. Und es ist auch nicht die Jugend, es ist nur dieses Aufgesetzte. „Ich glaube, die Frau Nitschke kann Sie besser führen, die wohnt schon länger hier“ – und sie bringt ihn zu Sara zurück. M. M. zögert und guckt unglücklich, irgendwie wie ein Dackel. Als ob er unbedingt mit Martina sprechen wollte oder einen Auftrag dazu hätte.

Aber nun geht Sara mit ihm los. Martinas Gegenwart hätte ihm mehr gelegen; am besten wohl mit Familienanschluss. „Sie sind nicht vom Dorf?“, fragt er Sara. „Ich bin nicht vom Dorf. Wir wohnen aber seit Jahren auf der Burg.“ – „Uckermark-Fraktion? Ein Standbein hier, eines in Berlin?“ – „Nein, richtig und immer hier!“ – „Und das befriedigt Sie? Leben hinterm Mond?“ – „Der Mond ist rund. Hinterm Mond ist es so hell wie vor ihm. Falls der Mond keine Scheibe ist ...“ Sara merkt, dass sie genervt reagiert. Pass auf, denkt sie, wir brauchen den Typ. „Und Ihre Freundin?“ – „Die hat sich gerade polizeilich hier angemeldet. Will hier offenbar bleiben.“ M. M. nimmt es interessiert, sehr interessiert zur Kenntnis: offiziell gemeldet. „Hätten Sie eine Überschrift für meine Reportage?“ – „Ich hab keine Ahnung, was Sie überhaupt da reinschreiben wollen?“ – „Ich dachte so: Der ruinöse Osten als Vorbild für den

maladen Westen.“ – „Wolln Sie damit nicht warten bis nach der Recherche?“ – „Ja ... und nein. Wenn ich jetzt schon provisorisch eine hätte, könnte ich gezielter suchen.“ – „Na gut, aber Sie blenden dann auch gezielter etwas aus.“ – „Das ist richtig. Aber ich bin auch kein Wissenschaftler.“ – „Und Sie glauben an so was wie Vorbild oder Avantgarde?“ – „Avantgarde – das ist auch gut.“ Das Wort notiert er. „Also ich will mal sagen, was ich gerade denke: Ich hab vorher ein bisschen reingeguckt ins Archiv des ‚mitWoch’. Und da gab es eine Meldung von 2004: In der Uckermark haben 20 Ökobauern damals die erste zusammenhängende gentechnikfreie Fläche proklamiert. Und Bauern in Baden-Württemberg haben das dann nachgemacht. Betonung auf ‚nachgemacht’. Heute gibt es 700 gentechnikfreie Zonen. Und so was, solche Vorreitereien möchte ich hier auch finden.“ Er sagt, er hat „Die Ostdeutschen als Avantgarde“ von Wolfgang Engler gelesen. – „Ich weiß nicht“, sagt Sara, „das klingt so nach zielstrebiger Entwicklung. Wie bei Lenin, der die Arbeiterklasse für die Avantgarde hielt. Als ob wir hier absichtlich dem Westen was zeigen wollten. Real sind wir doch da eher hineingeplumpst durch lauter Zufälle ...“ Sie sagt „wir“. Aber das Beispiel mit den Ökobauern geht ihr nach: Sie erinnert sich an ein Gespräch mit Martina und sagt: „Vielleicht stimmt es ja, vielleicht sind wir hier doch so was wie Bill Gates und Steve Jobs in ihren ersten Jahren.“ Martina hatte gesagt, dass Frau Struck das gesagt hatte. „Oh, ich hab es“, Max weiß es jetzt: Eine zweite Silicon Valley Story. So wird das heißen. Er denkt an den Film damals, die Silicon Valley Story. So was müsste man schreiben! Halb seicht, halb Doku. „Na, gucken Sie doch erstmal!“ – „OK, ja, gut. Klar: gucken!“ Der Jüngling wirkt jetzt sehr motiviert, aber es stört ihn, wenn Sara, die alte Frau, ihn zurückpfeifen will. „Ich würde mal gerne kurz durchs Dorf gehen“, sagt er.

Also erklärt sie ihm Grutzkow im Vorübergehen. Walter Göricke läuft ihnen dabei über den Weg mit Ronny. Sara stellt den Reporter

vor und fragt, was die Kräuter machen. Walter erzählt vom neuesten Stand; die heimliche Umpflanzung lässt er weg. Muss ja kein Fremder wissen. Ist sowieso alles schwierig. Bei der öffentlichen Vorstellung darf man ja nicht davon reden, dass die Kräuter halb unter der Hand noch Polen gebracht werden sollen. Einerseits. Aber andererseits wissen sie gar nicht, ob das mit Polen überhaupt noch klappt. Wenn Anette sich wirklich abgesetzt hat ... Er hatte mit Ronny telefoniert, ob er nicht den Stand alleine machen könne, die Frau Piper sei wohl weg. Und Ronny hatte sich nicht entscheiden können. Der wollte eigentlich seine Regenwürmer verkaufen – und nur nebenbei ein bisschen beim Kräuterstand helfen. „Jedenfalls, wenn wir im nächsten Jahr ernten, können ein Jahr später ein paar hundert Leute ihre Beine well machen." Max fragt ihn, wieso sein Enkel jetzt Zeit habe, es ei doch Mittwoch – und keine Ferienzeit. „In Berlin vielleicht nicht, aber bei uns schon: Hier sind Ferien." Dann klärt Ronny seinen Status auf: Dass er kein Schüler sei und kein Enkel, sondern nur „ganz normal arbeitslos". Er habe sozusagen immer frei. Genauer gesagt: das Jugendamt habe ihn zu einer Art halb-freiwilligen Entziehungskur geschickt. Das interessiert den Reporter. Er erfährt einiges von Ronny: Eltern zuhause nur rumgeschrien. Vater schließlich weggelaufen. Sohn Schule dauergeschwänzt. Alkohol. Keine Lehrstelle. Als Lagerarbeiter beim Tiefkühl-Lieferdienst. Einmal fast erfroren. Gruppe, die sich an der Tankstelle traf. „Der ganz normale Mist eben." Dann Jugendhilfe, Wohlfahrt, betreutes Arbeiten und Wohnen. Almut kennen gelernt. „Aber so viel Liebe, wie wir brauchten, konnten wir uns gar nicht geben." Die Arbeit bei Walter Göricke. „Jetzt sehe ich einen Sinn." M. M. kennt schlimmere Geschichten aus Berlin. Dieser hier scheint es ja geschafft zu haben. Sara hat die Geschichte von Ronny noch nie so gehört. Sie staunt, dass er ganz unbefangen darüber sprechen kann. Andere brauchen dafür drei Wochenendseminare mit einem Seelentrainer. Warum haben wir Doofen ihn auch nicht danach

gefragt? In gewisser Hinsicht arbeiten Sara und Ronny zusammen, und sie hatte geglaubt, ihn zu kennen ... Er sammelt regelmäßig Regenwürmer für sie. Das heißt nicht für sie, sondern für den Verkauf auf der Burg. Immer wieder waren dort reiche Angler erschienen, die keine Regenwürmer hatten und dann dumm guckten, wenn sie am See saßen und es merkten. Heinzi hatte das mal mitgekriegt und hatte Ronny den Tipp gegeben: Du kannst dir Geld machen damit. Seitdem füllt Ronny kleine Stullentüten mit 25 bis 30 Würmern, tut ein bisschen Erde dazu und bringt sie zu Sara. 30 bis 50 Euro pro Monat lassen sich damit verdienen – natürlich nur in der Angelzeit. Die Zusammenarbeit hatte immer geklappt; dennoch hatte Sara bezweifelt, dass Ronny den Kräuterstand allein machen könne. Aber jetzt traut sie ihm das plötzlich doch zu. Jetzt, wo sie hört, welche Klippen der Junge schon umschifft hat. Und, denkt sie, wenn er das jetzt bringt, kann er später bestimmt die ganze Kräuterei übernehmen. Natürlich nur, wenn er will. Sie fragt Ronny, der ja eigentlich eher nicht will. Und da wird er weich: „Na gut, dann mach ich beides“, sagt er, „Kräuter und Würmer.“ Er ist sehr stolz darauf, dass sie ihm das zutrauen. Sara sagt: „Wir können es ja so machen wie bisher: Verkaufen kann ich ja die Würmer. Und Sie bringen den Nachschub. Und ansonsten haben Sie Zeit für die Kräuterei.“ Ronny mag diese Helferin sowieso. Frau Nitschke ist übrigens der einzige Mensch auf dieser Erde, der Sie zu ihm sagt. Es macht ihm nichts aus, er findet es gut.

Max braucht Stoff für seinen Text. Er fragt Walter Göricke: „Wird das hier so was wie ’ne Kommune?“ Aber keiner in Grutzkow hat darüber bisher nachgedacht. „Kommune – wie früher mal im Westen? Glaube ich nicht“, sagt Göricke. „Aber Sie waren doch früher mal Kommunist“, fragt Sara. Sie möchte den Jüngling M. M. schocken. „Mein Gott, das ist 1000 Jahre her. Nee, eine Kommune haben wir eigentlich nicht vor.“ – „Und dass Sie ein Vorbild werden könnten für den Westen, glauben Sie das?“ – „Schwere Frage“, meint

Walter, „so tief in der Scheiße wie wir hier steckt der Westen nicht, glaube ich. Wir könnten nur Vorbild sein für welche, denen es genau so dreckig geht wie uns. Also vielleicht für Litauen oder Kroatien.“ – „Danke erstmal“, reagiert der Reporter, „ich glaube, wir müssen weiter.“ Denn das war nicht genau die Antwort, die er brauchte. Litauen ist nicht sein Thema. Sara denkt, es geht eigentlich nicht darum, dass es hier schlimmer ist als irgendwo. Im übrigen geht es uns besser als den Litauern. Es ist hier anders – anders als im Westen, nicht „schlimmer“. Walter Göricke ist aber noch nicht fertig: „Ich war früher in der SED. Immer hieß es da, wir seien die Avantgarde für den Westen. Und das habe ich nun gerade kapiert, dass das Quatsch war. Und jetzt nun schon wieder Avantgarde – nee, lieber nicht.“ Eigentlich hätte er dem Knaben die neue Nationalhymne vorsingen sollen, aber das war nicht der richtige Augenblick. Die Hymne geht ihm gar nicht aus dem Kopf.

Alle haben's totgesagt,
Doch ihm wachsen Flügel.

Als die beiden weitergehen, denkt Sara noch weiter an „Kommune“. Ob das nicht bloß ein anderes Wort für „Wir helfen uns selbst“ ist? Und ob sie hier nicht tatsächlich so was ähnliches werden könnten? Man liest jetzt manchmal etwas von Sozialgenossenschaften. Das wäre es wohl. Dabei kommt ihr plötzlich noch etwas anderes in den Kopf: Wir übernehmen hier Verantwortung, wo eigentlich der Staat in der Pflicht steht. Eigentlich ist das typisch für den Neoliberalismus: Den Individuen immer mehr aufbrummen. Aber wir brummen uns das selber auf. Ob man das Neoliberalismus von unten nennen kann? Avantgarde wider Willen plus neoliberal ohne es zu wissen ...

An der Bäckerei treffen sie Fritz Ickler. Ach Gott, denkt Sara, was will er mit dem Gewehr am hellerlichten Tage? Sie möchte mit Max an ihm vorbeigehen. Aber der hat Ickler längst gesehen: „Ah, interessant, ein Scharfschütze ...“ – „Ja, das ist unser Friedhofsbeauftrag-

ter“, sagt Sara spöttisch. „Ach ja? Muss er sich die Leute schon selber schießen? Hahaha.“ Wirklich zum Lachen. „Hallo, guter Mann, was machen Sie denn da am hellerlichten Tag?“ – „Ja, und Sie?“, gibt Fritz zurück. „Ich möchte Sie interviewen. Ich bin vom ‚mitWoch’“. Davon hat Fritz schon gehört – dass der kommen wollte. „Na ja, dann komm’ Sie mir mal vor die Flinte. Mal sehen, ob ich treffe ... ich meine: das Thema.“ Es ist ein bisschen unheimlich für Max, auch wenn das eben nur ein Scherz war. Umso begieriger nimmt er die Erzählung von den Ratten auf. Von den SS-Runen sagt Fritz jedoch nichts. Eigentlich wollte er die sache ja ganz und gar geheimhalten. Aber beim Reporter macht er eine Ausnahme. Dessen Bericht erscheint ja erst, wenn er die toten Ratten schon öffentlich gezeigt hat. M. M. denkt, das könnte wirklich der Aufhänger für die Story sein. „Die Ratten von Grutzkow“. Fritz sagt dann, er habe sich vorgenommen, alle Ratten abzuknallen. „Ach ja?“ – „Ja, und dann beim Markt der Möglichkeiten den Käfig mit den toten Viechern ausstellen.“ Das hatte er, wie gesagt, eigentlich geheim halten wollen, aber vor dem Journalisten war das Angeben auch ganz schön. Sara kriegt einen Schreck. Was soll das dann für ein Markt der Möglichkeiten werden? „Ich bezweifle, dass das besonders attraktiv ist, Fritz.“ Aber wie sie den kennt, wird er das jetzt machen, jetzt auf jeden Fall, wo er es nun schon vorab der Zeitung erzählt hat. „Wie viel haben Sie denn schon?“, will Max wissen. „Erst zwei.“ Wahrscheinlich, ist Fritzens neuester Gedanke, wenn die nachtaktiv sind, wird es erstmal keine Nächte mit Susanne geben, sondern mit denen hier. Und um das Problem zu lösen, sollte man auch am Tage jagen. Man muss nur die Schlafplätze finden – und dann reinballern. Aber das gehört natürlich nicht in die Zeitung. M. M. hat auf jeden Fall ein Stück Grusel eingefangen für seinen Bericht.

Dann kommen Sara und der Reporter an den Kräutern vorbei, die gegenüber von Schubbutats Haus wachsen. Zuerst lässt sie den

Jüngling staunen über die vielen Beinwell-Pflanzen. Dann zeigt sie rüber in Görickes Garten; da wächst die andere Hälfte. Schließlich lenkt sie die Schritte zu Anette Pipers und Uli Wends Haus. Aber Anette ist in Polen. (Uli tut bisher nichts, um die Gerüchte zu widerlegen, dass sie nicht zurückkommen werde. Aber das ist jetzt nicht dran.) Sara fragt den Pastor, ob er von der Idee erzählen kann, die hinter den Kräutern steht. Uli steht ganz steif da. Er hat eigentlich keine Lust mehr, Sachen zu berichten, die zu Anette Piper gehören. Immerhin, für die Öffentlichkeitsarbeit – gut. Er erzählt knapp und desinteressiert von Symphytum officinale. Und von einer Frau, die damit das Restless Legs Syndrom in Schach hält. Max versteht das nicht. Aber Englisch kann er, das heißt dann wohl Rastlose Beine. „Und dagegen sollen Kräuter helfen?“ Wend gibt zu, dass man das nicht genau weiß. Es hilft, aber vielleicht nur gegen Polyneuropathie, die kommt oft gemeinsam mit Restless Legs vor. Und verheißungsvoll könne auch eine gleichzeitige Einnahme von Chininsulfat sein. M. M. ist das jetzt völlig egal. Er ist im Übrigen noch immer mit etwas anderem beschäftigt: Er staunt über die Patenschaft für Ronny, die der alte Mann übernommen hat. „Und das macht er ohne Geld? Der alte Kommunist?“, fragt M. M. „Wird das hier vielleicht doch so’n Stück Urkommunismus?“ Sara denkt, das mit Kommunist und Kommune hatte Göricke doch gerade verneint. Warum kommt der jetzt wieder damit? Er hat offenbar schon seine Schemas mitgebracht. Vielleicht hilft es, wenn Uli Wend ihm was erzählt von seinem Buch – ohne Marx und Engels. Der Reporter fühlt sich ein bisschen überfordert, als er davon hört: „Also Sie sind Pfarrer, aber arbeiten nicht als Pfarrer“, glaubt er zu scherzen. „Genau, voll erkannt.“ – „Wie, wirklich? Sollte mehr ein Scherz von mir sein.“ Sara merkt aus solchen Reaktionen, wie anders es hier ist – schon bevor sie mit ihrem Projekt überhaupt angefangen haben. Ihr ging es ja vor fünf Jahren ähnlich. Wenn wir Avantgarde für Baden-Württemberg sein sollen, müssen

wir denen vielleicht doch etwas ähnlicher sein, sonst verstehen die uns einfach nicht. Es ist ja nicht nur das Hochdeutsch, was sie dort nicht können. Nordostdeutsch verstehen sie ganz besonders schlecht, in jeder Hinsicht wahrscheinlich.

Uli Wend legt einfach los: Über die Kraft, die aus dem Rand kommt. „Denn darum geht es ja schließlich. Dass wir, wenn wir an den Rand der Gesellschaft geraten, die Gesellschaft neu erfinden können." Max scheut: „Ich wollte eigentlich ... über diese Reparierbarkeit, über den kombinierten Taxidienst von diesem Herrn Glatz oder über was anderes Praktisches, meinetwegen auch über Kräuter ..." – „Ja, soll ja sein", wirft Sara ein, „das ist es ja, was die machen: die Gesellschaft neu erfinden. Aber für das Konkrete ist doch noch Zeit. Wenn man 'ne Überschrift sucht, braucht man doch ein bisschen Theorie". M. M. fühlt sich zu sehr belehrt durch Sara. Aber egal, er glaubt jetzt die Überschrift schon zu haben: Die Ratten von Grutzkow. Mit dem Neuerfinden der Gesellschaft hat das nun allerdings gar nichts zu tun.

Uli setzt noch mal neu an: „Es wird nie wieder eine Gesellschaft geben, in der die Berufsarbeit uns satt und froh macht. Berufstätig angestellt: das wird eine Schicht sein wie in England der Adel. Wo alle Lords ins Oberhaus reinpassen. Der Rest ist im Unterhaus, im riesengroßen Unterhaus. Betonung auf ‚Unter'. House of Commons. Und zweitens: Wenn Du arm bist und am Rand, wirst Du kreativer. Es gibt einen schönen Spruch: ‚Nur wenn die Hand leer ist, kann sie nach was Neuem greifen'. Das merkt man hier in Grutzkow. Voller Bauch experimentiert nicht gern." So ähnlich kennt M. M. das noch vom Gymnasium: Plenus venter non studet libenter. „Und die Theologie?", fragt er; denn dies eben war ja wohl nur Analyse. Er will das eigentlich alles gar nicht wissen, denn es geht ihm ganz persönlich gegen den Strich. Er will reich werden, und dafür muss er kreativ sein. Beim „mitWoch" übt er für wenig Honorar die Kreativität, um danach woanders die Kohle zu kriegen. Aber was er

hier mitkriegt: Was soll das? Er ist Reporter, er muss nehmen, was sie ihm bieten. „Ja, die Theologie“, sagt Uli, „es hat eine ‚Theologie der Armen’ gegeben in Südamerika, die sprach die Armen selig und predigte deren Befreiung aus der Armut. Die gibt es heute weltweit, jedenfalls im Süden der Welt.“ – „Das war Marx plus Jesus, oder?“, fragt der Reporter. Er erinnert sich an früher, und es scheint ihn ein bisschen anzustrengen. Der Pastor stimmt zu, und M. M. sagt: „Jesuiten plus Marxisten. Ist wohl eher von gestern.“ Sara fällt was ein: „Der Pastor hatte mal Besuch von einem Müllmenschen aus Manila. Uli, wie hieß der damals? Benito oder wie?“ – „Ja, fast getroffen: Benigno. Pater Benigno.“ – „Genau, ja. Die leben nur vom Müll.“ M. M. fragt: „Ist das gemeint hier?“ – „Ungefähr“, bestätigt Uli. „Aber sooo schlecht geht es hier doch keinem“, wendet der junge Mann ein. „Stimmt genau, die Ärmsten hier kriegen zehnmal mehr als die Ärmsten dort. Und darum muss man über Armut und Randexistenz hier auch anders denken als dort. Nicht Kirche plus Marx.“ Das kann jetzt Stunden dauern, fürchtet M. M., aber es beruhigt ihn auch: Nicht Kirche plus Marx. Und wenn es jetzt bald ein sattes Abendbrot gibt – warum nicht? Aber dieser Apostel des seligmachenden Schrumpfens serviert wahrscheinlich nur trocken Brot und Wasser. „Hieß das damals nicht ‚Theologie der Befreiung’“? Sie hatten einen alten Religionslehrer gehabt, der oft davon geschwafelt hatte. Er trug ständig total bunte Südseehosen, die noch dazu völlig verwaschen waren. „Jawohl“, nickt Uli, „Befreiung aus der Armut. Und das war für den superarmen Süden auch richtig. Und ist es immer noch. Aber hier bei uns möchte ich lieber von ‚Befreiung durch Armut’ sprechen.“ – „Aha, Ihr seid bei Hans im Glück“, flicht Sara ein, die tatsächlich gerade eine Salatschüssel reinbringt, die sie in der Küche gefunden hat. Sie versucht jetzt, die abwesende Anette zu ersetzen. Sie weiß, dass Steffen mit Uli darüber gesprochen hat und dass das Steffen ziemlich aufgewühlt hat. Max meint, Befreiung durch Armut – das sei

doch ziemlich starker Tobak. Uli kontert: „Wenn ‚Befreiung aus ...' illusorisch ist, wird eine ‚Befreiung durch ...' schon denkbarer, nicht? Und wenn nicht denkbarer, dann doch wahrscheinlicher." Und er beruhigt den jungen Mann: „Also ich möchte das Armsein nicht schönreden. Ich stelle nur fest, dass Armut tatsächlich massenhaft bei uns stattfindet. Und dass da auch viele Möglichkeiten drinstecken – sogar finanzielle. „Wie: Armut macht auch reich?" – „Ja, sogar das. Hauptsächlich öffnet Armut deine inneren Quellen. Aber sogar auch die äußeren. In Theatern ist das fast die Regel: Häuser mit fettem Etat machen die flacheren Inszenierungen. Glänzend, aber platt. Oder verkorkst. Fett macht doof. Was viel kostet, ist wenig wert." Max möchte mal Geld verdienen. Für ihn ist das hier nichts. Soll'n sie es sich hier zurechtlegen, wie sie wollen; er aber macht heute und morgen seinen Job in diesem Kaff, er will sich nicht positionieren zu solchen abgefahrenen Bekenntnissen. Und er weiß: sein Bericht wird ironisch sein und von oben herab, wenn nicht zynisch.

Als sie nach dem Abendbrot wieder gehen, resümiert der Reporter: Ein Pfarrer, der keiner ist – mit einer Kirche, die der Kirche nicht gehört – über Arme, die eigentlich reich sind, über den Rand, der wohl das Zentrum sein soll. Schönen Gruß an die Geometrie, die das doch wohl anders sieht! „Mann, Mann!" – Sara hat nicht mitgekriegt, worauf der Ausruf sich bezieht und fragt: „Wie?" – „Ich überlege nur, ob ich meine Reportage einfach ‚Reiche Arme' nenne ..." Das ist Kabarett hier, denkt er. Sie gehen noch mal ins provisorische Café und treffen dort Nicole und Steffen. „Eine Frage hab ich noch", beginnt M. M.: Ihr wollt hier lauter ungemein nützliche Dinge machen. Nageleisen und Beinwell und so was. Aber was richtig Schönes, Hübsches ist nicht dabei. Etwas, das einfach zwecklos und kunstvoll ist ..." – „Na ja, würde ja zu den Armen auch nicht so richtig passen! Aber Sie haben unrecht." – „Ah, schön! Und inwiefern?" – „Also mein Mann stellt Sektkelche her –

und zwar aus alten Flaschen, die der Heinzi sammelt. Das sind richtige De-luxe-Kelche.“ – „Oh! Bin beruhigt.“ – „Halt, noch was!“ Sara weiß von Martinas neuen Plänen und erzählt: „Eine andere Frau, Martina, kennen Sie ja, die macht Plastiken aus Schrott.“ – „Also schaurig schön“, versteht Max. „Abfall und Kunst ...“ Sara vergisst, von den LandArt-Feldern des Barons und der Kalenderidee zu berichten.

„Äh, was war das vorhin mit ‚Hans im Glück’? Das hab ich nicht verstanden.“ Sara guckt Steffen an; der hatte ihr davon erzählt. Steffen raucht – mein Gott, seit wann? „Das ist die ZIGGI vom Baron“, erklärt er ihr; und Sara denkt, das ist ja hier jetzt ’ne richtige Seuche mit den Biozigaretten. „Das mit dem Hans wissen die beiden besser“, sagt sie, „aber übers Rauchen sprechen wir noch unter vier Augen, klar?“ – „Ist ja nur die eine“, wiegelt Steffen ab, „und garantiert öko“.

Dann erzählen sie von dem Goldklumpen, der allmählich zum Schleifstein wird und schließlich zu nichts – zu gar nichts. Und dass dann der Hans glücklich ist. Für M. M. wird es immer komischer. Entweder ich renne jetzt weg oder ich spucke denen ins Gesicht. Geht aber beides nicht. Oder ich setze noch einen drauf: „Ich hab da einen Einfall. Einen Tipp. Das müsst Ihr dem Pastor erzählen. Das ist doch super Stoff für sein Buch. Vor allem der Schluss.“ – „Der Schluss?“, fragt Nicole. „Na ja, ich kenn mich ja in der Bibel nicht so aus. Aber da steht doch: Man kommt nur als Armer zu Gott – eher als ein Kamel durchs Nadelöhr passt. Und das Nadelöhr“, Max wird pathetisch, „verehrte Brüder und Schwestern, ist der Brunnen, in dem der Stein verschwindet.“ Er dachte, dass jetzt alle lachen würden – oder mitschreiben für ihren Pastor. Aber nein! Nicole hat keine Ahnung von dieser Geschichte mit dem Kamel; Sara aber erinnert sich. „Ja“, sagt sie, „eher kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher zu Gott.“ – „Amen“, sagt M. M. Es soll witzig klingen. Das sollte ja alles witzig sein. Genauer gesagt: er wollte sie

damit verarschen. Steffen lacht denn auch, aber aus einem anderen Grund: weil er mit dem Pastor genau darüber schon geredet hat – nur dass Nicole das noch nicht weiß. Mal hören, was dem Reporter noch so einfällt. Der scheint ja gerade Theologe wider Willen zu werden. Und prompt sagt er was: „Na eben, das ist doch genau der Hans, der erst arm werden muss, um zur Mutter zu kommen." – „Ja, klar", meint Steffen, das erzählen wir dem Pastor. Und denkt: Hab ich schon längst.

Aber jetzt beschließen sie, schlafen zu gehen. Morgen der Tag wird anstrengend.

* * *

Wenig später kommt Maximilian Max an Martinas Zimmer vorbei und klopft vorsichtig. „Ja?" – „Die Dame aus Berlin?" Martina macht die Tür auf. „Ich möchte Sie fünf Minuten sprechen", sagt er. „Ich muss geradezu." Martina ist durchaus nicht amüsiert; es ist erheblich spät, selbst für sie. Eigentlich muss sie in fünf Minuten schlafen, denn morgen darf sie nicht durchhängen. Morgen ist der Markt. Aber sie lässt ihn eintreten und denkt: Gut, in zweieinhalb Minuten ist er garantiert wieder raus. „Na, dann schießen Sie mal los." Der Mann fragt: „Fühlen Sie sich wohl hier?" Sie guckt ihn sehr erstaunt an. „Wie das jetzt? Sind Sie von der Psychotherapie?" – „Also ich habe eine Botschaft für Sie aus Berlin." Mein Ex, denkt Martina sofort. Mit fester Stimme sagt sie: „Also wenn Herr Kohtz das wissen will: Ja, ich bin gern hier. Falls Sie eine Antwort mitbringen sollen." – „Ja, danke, soll ich auch; aber ... Ich muss was richtig stellen." M. M. eiert sich an seinen Text heran, während Martina Ansätze von Ohnmacht spürt: „Also erstens. Ich bin wirklich Reporter. Aber zweitens: Ich habe auch einen Auftrag von Gerd Kohtz aus Berlin. Und den muss ich jetzt loswerden." Jetzt müsste er nur noch versuchen, mich anzufallen und zu würgen, denkt Martina, dann tret ich ihm in die Eier, wie ich es in dem Se-

minar gelernt habe. Wie neulich bei dem Typen vor der Kirche. Oder falls er einen präparierten Toaster aus der Tasche holt und die Lunte zieht. Martina fühlt, dass sie völlig weiß im Gesicht ist. Der junge Mann merkt das auch. Er macht es kurz: „Also ich soll Ihnen von Gerd sagen: Lass mich hier weitermachen. Und: So viel Geld, wie Du am Telefon gefordert hast, ist auf keinen Fall da. 150.000 – und die sofort – und jeder von uns hat seine Ruhe. Wenn Du auf den Rest verzichtest, sind viele Außenstände ausgeglichen."

Brrrch! Unsere Trennung ist also nur noch der Nebenaspekt einer Kontentrennung. Gut, dass ich's jetzt weiß ... M. M. lässt sich noch entlocken, dass ihr Ex im „mitWoch" die Musikbesprechung gelesen hat und danach ihn, Max, zur Zeitung geschickt hat mit dem Vorschlag, von Grutzkow zu berichten. „Und das hat ja dann auch geklappt. Ich glaube fast, er hat die Redaktion ein bisschen bestochen." M. M. kann jetzt offen reden: „Gerd hat zu mir gesagt, Du hast es in der Hand. Wenn das da solide ist, wenn die nicht einfach bloß durchgeknallt ist, dann soll sie die Knete kriegen." Nobler Gatte, denkt Martina, wenn die rechtmäßige Eigentümerin nicht durchgeknallt ist, kriegt sie von ihren eigenen 250.000 immerhin 150.000. Wer ist hier durchgeknallt? Wahrscheinlich hält er sein Angebot für ungemein edel. Und dann noch ein nobler Reporter. Und vorher mal eben kurz die Burg abfackeln. Wie in der Zauberflöte, da müssen sie erstmal durch Feuer und Wasser, bevor sie von Sarastros Humanität etwas abkriegen.

„So, also, das war's dann wohl. Am besten, Sie verschwinden jetzt. Tschüß." Es ist eh schon Mitternacht. M. M. ist froh, eben keinen großen Ausbruch erlebt zu haben. Er hasst Gefühle. Er versucht noch. „Ich weiß ja nicht, was alles zwischen Euch liegt. Aber unabhängig davon ..." Aber Martina will sich jetzt nichts erklären lassen. „Immerhin das Geld", murmelt sie. Sie hat ein Recht darauf. Jetzt sind immerhin 150.000 ganz nahe – gut die Hälfte nur von dem, was ihr zusteht, aber immerhin freiwillig herausgerückt! Eine

Sauerei, aber immerhin. Und in diesem Angebot enthalten ist ein Ja zur Trennung. Denn das war es doch wohl! Kann ich mich jetzt freuen? Es ist so verrückt. Was das Geld betrifft: Damit alles richtig zu Grutzkow und zu Uli Wends Theorie passt, sollte ich das Geld gar nicht haben wollen. Einerseits. Aber 250.000 stehen mir zu. Andererseits. Selbst ein schlechter Rechtsanwalt würde die rausholen. Nur 150.000 – das wäre ja schon mal weniger als der Goldklumpen bei Hans im Glück, vielleicht soviel wie das Schwein. Vom Schleifstein noch weit entfernt. 250.00 würden mich wahrscheinlich tatsächlich belasten, am Vorankommen in Grutzkow hindern. Wie bei Hans. Denn für die müsste ich einen üblen Rechtsstreit führen. Mit Tricks und schmutziger Wäsche, die man dabei dann noch zu waschen pflegt. Und das will Martina Habus nicht. Was sie zu M. M. sagt, ist das: „Hat der Herr Kohtz irgendwas durchblicken lassen von einem Toaster oder dass ich schon vor einigen Wochen eine Botschaft von ihm gekriegt habe?“ Max guckt sie starr an, dann dreht er sich weg. Er ist ja eh am Gehen. „Darüber hat er mit mir nicht gesprochen ...“ Und: „Mein persönlicher Eindruck: Sie hätten mehr mit ihm sprechen sollen.“ Martina packt die Wut. Jetzt auch noch dieser Seelsorge-Sound! Frauen reden doppelt so viel wie Männer, Männer kriegen dafür nur die Hälfte mit. Das ist dann also nur ein Viertel der Botschaft. Und am Ende sagen sie: Davon hat sie mir gar nichts gesagt; da hätte sie reden sollen ... Regelungen über die Ehe mit Männern müssten ins Behindertengesetz geschrieben werden. Und jetzt noch Ratschläge von diesem Jüngling! Sie brüllt: „Reden? Ich? Erst mit dem Butler des Täters, und dann auch noch mit dem Täter. Es reicht! Raus, raus!“ Sie schlägt die Tür zu, die schon geöffnet war. M. M. wird rausgeschubst – halb von der Tür, halb von Martina selbst. Nun ist er draußen, und sie ist allein. Sie geht an den iMac und guckt auf die Website ihrer Berliner Firma. Eigentlich weiß sie alles. Aber sie sucht doch noch eine Bestätigung. Und die findet sie auch: Die letzte Änderung der Internetseiten hat

dort am 8. September 2010 stattgefunden, das sieht sie sofort. Exakt an diesem achten war hier der Brandanschlag. Aha, alles klar. Sie blättert wie wild im Katalog, der Bildschirm flimmert nur so. Aber es geht ihr nicht schnell genug. Ein „Royal Rochester“ ist auf jeden Fall nicht im Angebot, nicht mehr. Sie ist sich ganz sicher, dass er vor kurzem noch drin war. Er ging ja auch immer noch ganz gut weg. Da hat ihr Ex dran gedreht. Das ist seine Botschaft: Der Toaster ist an diesem achten aus dem Angebot genommen worden. Er demonstriert das Ende – mit diesem Toaster, mit dem wir damals gestartet waren. Er benutzt ihn zur Brandstiftung und nimmt ihn aus dem Angebot. Das ist zweimal Ende – und das ist auch das Ende zwischen uns. Ein starkes Indiz, denkt Martina, schon eher ein Beweis. Vielleicht nicht für die Polizei, aber an die braucht man sich hier sowieso nicht zu wenden. Wäre sinnlos. Aber auch sie selbst: eigentlich braucht sie keine Beweise mehr. Wie auch immer; der Traum der gemeinsamen Anfangszeit ist nun ausgeträumt. Ganz und gar und beiderseits und definitiv. Im Kopf von Martina Habus steckt ein großer Kloß. Oder ist es ein Hohlraum? Sie legt sich ins Bett. Sie schläft sofort ein, als ob sie aus diesem Leben raus wollte, ganz schnell hat sie alles hinter sich. Jedenfalls erstmal.

Nach drei, gut drei Stunden tiefem Schlaf ist sie wach. So hellwach, wie man nach einem gediegenen Ausschlafen nie ist. Es ist diese Hyperaktivität, bei der man das Schlafdefizit nicht bemerkt. Der Zusammenbruch kommt dann später. Aber egal; jetzt geht es um jetzt.

Du bist also allein, sagt sie sich als erstes. Du bist also frei. Du kannst also machen, was du willst. Du kannst zum Beispiel den hässlichen LPG-Flachbau mieten. Zum Kotzen mit jenem Herrn Kohtz. Aber wirklich nett, dass er sich durchgerungen hat. Ein Gentleman trotz allem. Er hätte ja auch noch viel länger rumtricksen können. Sie ist frei, und sie wird das Geld kriegen. Aber

will sie es? Frei sein ja. Aber Geld? Hans im Glück war frei, als genau dieses Geld weg war. Aber vielleicht geht es auch anders. Arme könnten mit einzelnen Reichen, die die Nase voll haben, Bündnisse schließen. Wenn die Armen hier gar nicht reich werden wollen – weil ein solches Ziel ganz abwegig ist –, dann mögen solche Bündnisse gehen. Sie hat mal im Internet etwas über Millionäre gelesen, die Bürgerbewegungen unterstützen ... Sie könnte den Umbau der Burg unterstützen – oder die neue Heizung. Einen neuen Smart kaufen. Oder auch nicht. Ein Stadtauto sowieso nicht, wäre ja Quatsch Bei den Spritpreisen müsste es ein Zweiliterauto sein. Vielleicht dieser neue Inder. Und den Flachbau kriegen sie auch ohne Geld. „Kostenlos zu vermieten." Sie könnte auch alle Aktivitäten hier ein bisschen subventionieren. „Stiftung Neu-Grutzkow". Während sie das gerade denkt, sagt sie sich: Hallo, du hast 150.000 in Aussicht und hältst dich für reich! Da bist du aber schon tief gesunken. Oder weit voraus.

Martina kocht sich den Tee, den Daniel ihr geschenkt hat: Marke Bombodrom Wiese, selbst gepflückt. Sie denkt: Mit der Roten Liste in der Hand. Muntermachfaktor Null, aber original eigene Ernte Daniel. Und sie ist ja hyperwach. Kurz kommt der Gedanke, doch die 250.000 herauszuholen; dann kann man hier mehr machen mit der Stiftung.

Vom Küchenfenster schaut sie in die Nacht. Dort träumt ein Land. Brachland, wo Fuchs und Hase sich Gute Nacht sagen. Hier sollte sie bleiben können. Der Himmel ist weit, die Nacht dunkel. Kein Lärm in der Luft, kein Flugzeug am Himmel, keine U-Bahn unter der Erde. Die Ucker fließt und fließt. Die Herbstnacht ist ruhig still, das Licht der Sterne zittert, die Nacht wirft braune Schatten, die Mondsichel steht im Gesichtskreis. Empfindungen von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Daniel Jepsen und Immanuel Kant haben Recht. Unter dem Fenster sieht sie das Dorf. Die Häuser von Schwabes, von Schubbutats, von Fritz

Ickler. Mehr rechts wohnen Anette und Uli. Oder bloß noch Uli. Scheiß Beziehungskisten. Die schräge Kirche in Burgnähe, wo sie in wenigen Stunden Grutzkow neu gründen und wo sie einen Tag später den Landrat blamieren werden. Und dort das Haus des Bäckers, wo die Typen die Ratte reingeschmissen haben. Und die Hütte vom alten Märzbach. Am Rand der LPG-Speicher, in dem Heinzi und Detlef die Plastiken vorbereiten können. Die verkorkste Brücke über die Ucker, an der sie in den Mittagspausen baden wird. Wenn nichts dazwischen kommt, wird sie in einem der Häuser leben, zwischen den Häusern von Schulzes, den Säufern und dem Altlinken Walter Göricke, in einer Wohnung mit Daniel. Links daneben der Dorfteich, ungewohnt quadratisch. Könnte man einen Kandinsky draus machen, mit Seerosen. Ganz, ganz hinten der 20-Meter-Berg. Jenseits des Flusses das Land-Art-Feld, das jetzt, Anfang Oktober, zwischen braun und grün und einem fahlen Gelb variiert. Der rote Kreis aus Mohnblumen ist immer noch rot – Daniels spät blühende Sorte. Und die Wegwarte blüht noch blau. Er hat Wegwarte statt Kornblumen dort ausgesät. Das Grüne geht in ein warmes Grau über. Wie Natur die Kunst variiert. Kandinsky wollte nicht nach der Natur malen. Jetzt malt die Natur nach Kandinsky, aber auch über ihn hinweg. Man erkennt nichts davon um diese Zeit, aber sie kennt alles, sieht es vor sich. Martina denkt, man hätte den Ballonfahrer engagieren müssen für den Markt der Möglichkeiten. Besichtigungsflüge über die Felder. Aber jetzt ist das zu spät. Hinter mehreren Bäumen noch die Datsche vom Professor. Nicht neu, aber ganz schmuck. Wenn bloß diese dummen Tannen nicht wären, die da in Reih und Glied stehen. Dort haben sie die AG gegründet, ohne Martina, aber egal, war sogar gut so. Nein, im Koma liegen wir hier nicht.

Als es sechs Uhr ist, bei der ersten Spur von Morgenrot, entschließt Martina Habus sich zu duschen. Wieder ins Bett gehen ist jetzt nicht angesagt. Sie möchte nichts verschlafen, schon gar nicht

den Beginn dieses Tages. Und wenn sie jetzt einschläft, wacht sie bis abends nicht auf. Man müsste jetzt ein Rascheln oder Bröckeln hören. Das wäre dann Daniel Jepsen. Der wäre auf dem Weg in sein Reservat. Er hätte das Licht in ihrem Fenster gesehen und kleine Steine nach oben geworfen. Seine Zeit wäre es. Sie würde ihn fragen, ob er hochkommen wolle. Er war noch nie bei ihr. Sie würden der Sonne beim Aufgehen zuschauen und selber aufgehen.

Nachwort 2012

Sommer/Herbst 2010 – das war der aufregende Start, aber insgesamt noch übersichtlich. Die ganze Welt war zwar unübersichtlich gewesen wie noch nie, aber in Grutzkow gingen die Uhren anders. Hier, so sehr am Rand, gingen sie besser. Wirklich viel passiert ist erst danach. Das Danach begann mit dem Auftritt des Landrats am 4. Oktober. Der war völlig überschattet – nein: überstrahlt – von dem Markt der Möglichkeiten am Tag vorher. Seine vorbereitete Rede zu Sinn und Zweck des Leersiedelns unterbrach der gute Mann immer wieder mit hilflosen Einschüben wie Wir konnten ja nicht wissen, ob ... oder Nach damaligem Erkenntnisstand mussten wir davon ausgehen, dass ... Oder er streute ein, dass die Leersiedlungsdrohung auch an anderen Orten zu enormer Kreativität geführt habe. Damit stellte er sich schon selbst ein Bein. Bei der anschließenden Diskussion kriegte man nicht heraus, woher der Landrat überhaupt von dem Markt erfahren hatte, der ihn nun so verwirrte. Gab es einen Spitzel? Die Grutzkower hatten eine wirklich richtig gute Strategie entwickelt. Ihr Plan war so: Der Landrat sollte in aller Unwissenheit seine Pläne vorstellen; danach sollte er dann geschockt werden durch ein Video, das am Vortag aufgenommen und in der Nacht geschnitten worden war: Eine Dokumentation der Aufbruchsstimmung. Das sollte ihn zum Wanken bringen. Dieses Video konnte nun aber komplett weggelassen werden; denn er schwankte und wankte schon bei seiner Rede. Die Macher waren natürlich sehr ärgerlich; sie hatten die ganze Nacht durchgearbeitet. Aber das Video war einfach nicht mehr nötig.(Später freuten sie sich, dass sie diese Dokumentation hatten; sie wurde bei vielen Gelegenheiten gezeigt.)

Einen Höhepunkt aber gab es am 4. 10. doch noch, und den hatte einer ganz alleine und insgeheim vorbereitet: die toten Ratten im

Käfig. Fritz Ickler hatte die nicht am Vortag, also auf dem Markt präsentiert, wie er noch vor Wochen angedeutet hatte, sondern erst nach der Diskussion mit dem Landrat. Ickler leitete das ein mit der Bemerkung, die Herren von der Kreisverwaltung wüssten ja erstaunlich viel über Grutzkow, er wolle aber diesem Erkenntnisstand doch noch etwas hinzufügen. Sehr schnell „enthüllte“ er dann einen großen Metallkorb mit sage und schreibe sechzehn Rattenkadavern, alle mit SS-Runen. Es war wirklich ein Höhepunkt, wenn auch ein unappetitlicher. Irgendjemand tuschelte dem Landrat etwas ins Ohr; vielleicht kannte der Tuschler den Hintergrund, den er nun schnell dem (sowieso schon verwirrten) Chef mitteilen wollte. Dann nur noch Icklers Satz: „Sie sehen, wir lösen auch das Naziproblem ... auf unsere Weise.“

Der Markt am Vortag war super besucht. Allerdings waren weniger Leute aus den Nachbardörfern gekommen, weniger als erwartet. Viel mehr kamen aus entfernteren Orten. Das waren zur Hälfte Leute, die erst seit einigen Jahren in der Uckermark wohnten, manche kamen einzeln, einige als kleine Busladungen. Teils Leute vom Typ „Chefarzt im Ruhestand“, teils vom Typ „Web-Designer, der seinen Job vom Dorf aus macht“, teils auch arbeitslos gewordene Architekten, die irgendwo in der Gegend ihren Traum vom eigenhändig sanierten Fachwerkhaus verwirklichten. Manche sahen sich hier zum ersten Mal; und je später und je lebhafter der Abend wurde, desto mehr kam die Idee auf: Der nächste Markt findet bald statt – und dann stritt man sich fast: bei uns ... nein, bei uns ...

Seitdem sind mehrere neue Leute nach Grutzkow gezogen und neue Gedanken sind hinzugekommen. Heute, 2012, leben viel mehr Menschen im Dorf als vor zwei Jahren, unter ihnen die ganze Familie Glatz aus Polen und die Tochter vom Professor mit ihrem Freund. Zu den Neuen schreibe ich weiter unten noch mehr.

Den vermuteten Nazitreffpunkt gibt es nicht mehr. Das kam so: Das Gebäude des Spaßbades und das Gelände drumherum wurden 2011 zwangsversteigert. Wir vermuteten Nazis unter den Bietern; das lag ja nahe. Als es so aussah, als ob ein biederer dicklicher Typ das Objekt kriegen würde, ist Fritz Ickler aufgestanden – er war bei der Versteigerung dabei – und hat gefragt, ob Nazis hier wirklich mitsteigern dürften. In so einem Bad könne man ja hervorragend Juden vergasen, oder, in Ermangelung von Juden, auch andere Typen, die ihren Penis beschneiden ließen. Das war natürlich ein Stilbruch und man wollte ihn abdrängen. Als irgendwelche Leute, die anscheinend Body Guards waren, schon auf ihn losgingen, hat er einen von seinen SS-Rattenbälgen aus der Tasche gezogen und sie dem dicklichen Bieter auf den Schoß gelegt. Die SS-Runen waren unübersehbar. Es war einfach ein Bluff von Fritz; er hatte natürlich keine Ahnung, ob der wirklich die Nazis vertrat. Jedenfalls hat der dickliche Typ empört den Saal verlassen „wegen nicht hinnehmbarer Belästigung“ – und die Body-Guard-Typen hinterher. Da wusste man: Die gehören zusammen; und wenn das der Fall ist, dann hatte da wirklich keine harmlose Vereinigung Guter Menschen geboten.

An diesem Tag hatte also Fritz Ickler die Ratten zum zweiten Mal zur Schocktherapie eingesetzt. Manche fragten sich, wie er die Viecher so auf Dauer frisch hielt. Ganz einfach: Als Jäger (zu DDR-Zeiten) hatte er auch das Präparieren gelernt. Er konnte die Viecher lebensecht ausstopfen und hatte das dann auch getan.

Das Objekt „Spaßbad“ hat dann ein anderer bekommen. Der Rechtsanwalt der Gutsbesitzer von Kasin hat es ersteigert. Die sind reiche Aussteiger, die unsere Uckermark Toskana des Nordens nennen. Professor Struck nennt Leute wie sie Raumpioniere: Sie kommen mit neuen Ideen in ideenlose Landschaften. Struck muss wissen, dass es solche Leute gibt und dass man die so nennen kann, er ist ja Soziologe. Diese Kasiner waren schon zum Markt der Möglichkeiten 2010 im Dutzend bei uns aufgetaucht. Unser Baron,

sprich Daniel Jepsen kennt die; und er hat ihnen wohl die Story von den Nazis erzählt und sie so bei ihrer (linken? grünen? alternativen?) Ehre gepackt. Vor kurzem haben sie nun den Glaspalast abreißen lassen. Seitdem fahren hier weder Motorradgangs herum noch große Limousinen mit dunklen Fensterscheiben.

Nebenbei bemerkt macht uns Strucks Gerede von Raumpionieren eher Probleme. Es klingt ja so, als seien unter den Einheimischen vorwiegend Idioten, und die Raumpioniere müssten den „Eingeborenen“ erstmal zeigen, wo’s langgeht. Wie es einst die Europäer mit den Indianern gemacht haben. Und das ist in unserer Realität nicht so. (Ebenso falsch wie „Raumpioniere“ finde ich auch, dass wir hier eine “ideenlose Landschaft“ sein sollen. Beides sind arrogante Formulierungen.) Wir selbst in Grutzkow machen gerade hervorragende Erfahrungen mit der Mischung zwischen Einheimischen und Zugezogenen. Auf die Mischung kommt es an. – Und mit den Leuten aus Kasin geht es auch sehr gut.

Dieses Kasin ist ungefähr 40 Kilometer von Grutzkow entfernt und ist der nächste Ort, wo eine Menge an neuen Sachen passiert, vor allem viel mit Ökologie und Denkmalschutz – und wenig mit Nazis.

Überhaupt: Allem Anschein nach sind die Nazis gar nicht mehr die Gefahr. Aber etwas anderes geht um, jedenfalls gehen die Gerüchte darüber um: die Mafia sitze hier drin. Aber was heißt „hier“? Sie haben ja keine Firmenschilder mit „Mafia & Co.“ an ihren Türen. Möglicherweise sind wir in Grutzkow ihnen egal und sie haben sich eher die Urlauberorte an der See ausgesucht, wo sie Geld verdienen können. Professor Struck sagt ganz cool: „Wenn der Staat sich so sehr zurückzieht, dann muss ja ein anderes Netz über die Region geworfen werden – und das sind eben die!“ Ein schwacher, nein ein kranker Trost. Gerd Nitschke macht sich manchmal Vorwürfe: Die Luxushotels, die ihm die tollen Sektkelche abkaufen, sei-

en bestimmt in Mafia-Hand. Aber soll er deswegen nicht mehr dahin liefern? Solange sie die die gute Ware gut bezahlen?

Was die Mafia und ihre (geflüsterte und vermutete) Omnipräsenz betrifft, so gibt es allerdings eine Hoffnung. Es ist eine ziemlich furchtbare. „Makaber“ ist noch geprahlt. Ich meine das Umkippen des Golfstroms. Der fließt ja nun nicht gerade durch Grutzkow. Aber im Atlantik, da wo er hingehört, fließt er eben kaum noch. Das ist gerade in diesem Jahr real geworden. Ich verstehe die Zusammenhänge nicht wirklich. Geringerer Salzgehalt, Dichte des Wassers, langfristiges Versiegen oder kurzfristige Unterbrechung? Ich habe keine wirkliche Ahnung. Jedenfalls haben wir hier jetzt entweder Regen oder Dunst und den ganzen Sommer über „angenehm kühle“ Temperaturen. Blauen Himmel sieht man nur selten, richtig schöne Wolken fast nie. Darum habe ich auch in die Romanhandlung mehrfach Wolkenbilder eingebaut. Das waren ziemlich die letzten ihrer Art und gehören direkt ins Museum der ausgestorbenen Wesen. Für die Grutzkower Projekte ist dieser extreme Wetterwandel gar nicht so schlimm, obwohl die Situation nerviger geworden ist und die Zahl der Depressionen deutlich erhöht hat. Die Mafia betreffend hoffen wir einfach, dass die Luxushotels an der Ostsee, die sie großenteils in der Hand haben sollen, keinen Gewinn mehr bringen und die Mafia sich dann von da – also von hier – zurückzieht. Sicher ist das allerdings nicht; denn „versiegender Golfstrom“ heißt auch, dass die Ostsee-Bodden viel länger vereist sind: die Gewässer zwischen Greifswald und Mönchgut oder zwischen Usedom und dem Festland. Und wenn das sich rumspricht und die Wintersportler in Scharen kommen, vor allem die Schlittschuhläufer, ist das wieder was zum Geldverdienen, also wieder für die Mafia. Wenn das eben überhaupt stimmt mit denen und wenn die Krise des Golfstroms nicht bloß ein Intermezzo ist.

Die nächsten befreundeten Orte sind leider, ähnlich wie Kasin, 40 oder 30 Kilometer entfernt. In den umliegenden, also mehr benach-

barten Dörfern hingegen geht es weiter bergab. Daher werden die Grutzkower dort wie Leute vom anderen Stern angesehen. Dabei geht es bei uns durchaus nicht aufwärts. Jedenfalls haben wir hier von „aufwärts“ ganz eigene Vorstellungen. Wirtschaftswachstum und Bruttoinlandsprodukt: mein Gott, wir glauben deren Beschwörern nicht mehr. Und die auch nicht an uns. Die Wachstumskommissare in Brüssel und Berlin haben unsere Region aus ihrer Liste gestrichen. Wenn auch der Leersiedlungsbeschluss vom Tisch ist, so wurde doch der Geldhahn für uns zugedreht. Inzwischen stört es uns schon nicht mehr.

Jetzt etwas zum Schicksal der Akteure von 2010.

Frau Schwabe und Brigitte Schubbutat sind gestorben. Die waren Grutzkower Urgestein gewesen. Bernd Schubbutat ist fast ebenso viel außerhalb wie vor Ort anwesend. Er soll eine Frau kennen gelernt haben und dann immer bei ihr sein. Näheres weiß keiner, außer vielleicht Kasimier Glatz. Er ist einmal rein zufällig stundenlang hinter Bernd hergefahren in Richtung Polen. Seitdem mutmaßen einige Leute: die Frau heißt Anette. Aber Polen ist groß, und Kasimier fährt jetzt nur noch selten nach dort; denn seine Familie ist ja in Grutzkow. Er ist tatsächlich nach G. gezogen, obwohl es da tiefe Wunden gegeben hatte; nicht nur bei ihm, auch bei Gerd. Jedenfalls kann Kasimier jetzt nichts Neues mehr zum Thema Bernd/Annette beobachten. Bernds Stirnzucken ist freilich weg – und das könnte Anette Pipers Werk sein. Es ist jedenfalls ein starkes Indiz. Wenn Bernd Schubbutat hier ist, sitzt er mit meiner Schwester Lea im Labor vom Professor. Das heißt jetzt nur noch AG-R, Arbeitsgemeinschaft Reparierbar-keit. Lea konstruiert gerade einen auseinandernehmbaren und reparierbaren Toaster. Die Berichte von der Brandstiftung damals hatten sie, so makaber das klingt, fasziniert. Sie sagt, man muss gerade in Grutzkow einen neuen Toaster entwickeln – schon wegen der Symbolik. Marta hat sich allerdings ausbedungen: Der darf nicht wie der Royal Roches-

ter aussehen! Bernd bastelt an einem ganz neuen Computer, reparierbar, durchschaubar und auseinandernehmbar ohne Ende. Slogan: „Dieser Rechner wird mit Ihnen alt. Denn er bleibt ewig jung.“ Bernd hat den Ausruf von Frau Struck, Grutzkow sei Silicon Valley 2, wörtlich genommen. Er kooperiert mit einer Dresdner Firma, die ständig kurz vor dem Konkurs ist und es immer wieder schafft – eine Hängepartie ohne Ende, bisher, zum Glück, auch ohne ein böses. (Vielleicht sind seine Fahrten nach „Polen“ auch nur Geschäftsreisen nach Dresden ...)

Eine junge Kollegin meiner Schwester ist Nicole Grüttner. „Kollegin“ heißt, sie ist in allen Semesterferien hier in der erwähnten AG-R. Privat hängt sie immer noch eng mit Steffen zusammen; im Job bastelt sie an Medizingeräten. Gerade jetzt, wo ich das hier schreibe, befasst sie sich mit dem Recycling von benutzten Spritzennadeln. Das war ja mal Heinzis Idee gewesen. Aber der Widerstand dagegen ist in Deutschland gewaltig. Jetzt läuft eine Erprobung in Litauen.

In dem Haus von Schwabes wohnt, nach dem Tod der Mutter, deren Sohn Detlef mit Heinzi. Die bilden eine WG. Sie haben sie WWG getauft; und so sieht sie auch aus: W wie wüst. Nur Heinzis großes Eisenbahnzimmer ist immer in Schuss. Auch beruflich haben sie sich zusammengetan: Sie entnageln Holz und sie stellen Metallplastiken zusammen. Das eine mehr im Winter, das andere eher im Sommer. Mit dem Holz beliefern sie die Burg, das Metall bringen sie zu Marta. Marta arrangiert die Teile so, dass sie aussehen wie „Fahrräder nach einem schweren Unfall“. So jedenfalls drückt Sara das aus. Der Anblick dieser Ungetüme ist chaotisch, aber Marta sagt, sie sei – was das betreffe – Schülerin von Tyree Guyton und lehne sich an das Heidelberg-Projekt an. Da kann man nichts machen, nicht mal widersprechen, denn davon versteht hier keiner was. Metall sammeln ist übrigens gefährlich geworden. Das Zeug wird ja immer wertvoller, und immer mehr Leute kommen

auf die Idee, sich damit Geld zu verdienen. Wenn Detlef und Heinzi also losziehen, nehmen sie immer eine Schreckschusspistole mit, um aggressive Konkurrenten erstmal auf Distanz zu halten.

Ja, Martina nennt sich nun wieder Marta. „Ich muss mich nicht mehr verstecken vor Leuten in Berlin; ich muss nicht mehr zurück zu meinem Kleinkindernamen." Kasimier, der den Namen ganz zuerst gehört hatte (als sie Anfang September 2010 in Pasewalk angekommen war), sagt: „Habe immer gewusst, dass sie Marta ist, echt!"

Heinzi hatte ja in die Lagerhalle gewollt – aber der Professor mit seiner AG-R auch. Das hat böses Blut gemacht, zumal Heinzi in solchen Fragen absolut keinen Respekt vor dem Akademiker hatte. Struck wollte aus Wut schon nach Greifswald gehen mit seinem Projekt, aber dann hat Gerd ihm ein paar Räume im Alten Stall gegeben – dort, wo Mart(in)a seinerzeit gewohnt hatte. Dort fühlt die AG-R sich jetzt ziemlich wohl.

Fritz Ickler hat, als sein Kampf gegen die Ratten beendet war, eine Hausmeisterausbildung für „junge Rentner" aufgebaut: Männer kurz vor 60. Offiziell heißt das „Concierge Academy". Klingt wohl besser. Die ist das Bindeglied zur AG-R. Wenn du reparierbare Haushaltsgeräte willst und wenn es immer mehr alte Menschen gibt, dann muss es massenhaft ambulante Concierges geben, die denen helfen, also einen Mix aus ambulanter Pflegeschwester und Hausmeister.

Natürlich muss Fritz Ickler sich manchen Spott anhören: Vom Stellvertreter des Vorsitzenden des Rates des Kreises, Abteilung Inneres, über den Friedhofschef des Dorfes nun hin zum Hausmeisterdozenten! Sein eigentliches Problem aber sind immer noch die Ratten. Die Wochen, als er sie jagte und erschoss, bezeichnet er im Gespräch als „meine größte Zeit". Damals habe er geholfen eine Grundfrage zu klären und nicht nur irgendeine Durchschnittstätigkeit gemacht. Auch als er bei der Versteigerung den Nazi-Anwalt

vertrieben hat. Zumal damals auch das Verhältnis zu Susanne wieder schön wurde, schön wie einst. Jetzt leben Susanne und Fritz wieder zusammen, jedoch, was man so mitkriegt, eher schlecht als recht. Manche im Dorf sagen, wenn Nicole nicht nach hier zurückgekommen wäre, wären die beiden wieder auseinander. Sie haben offenbar zu schnell als Paar „weitergemacht“ und haben ihre getrennten Jahre zu wenig, wie man so sagt, aufgearbeitet. Susanne ist immer noch die Briefträgerin, was ihr mit ihren 52 Jahren auch nicht leichter fällt. Ihr Vorteil ist: Es gibt viel Postsachen der AG-R, viele Päckchen und Pakete, die man nicht ans Mail anhängen kann. Und für deren Bringerei und Holerei gibt es immer ein ganz nettes Trinkgeld.

In Walter Görickes Haus wohnen die jungen Leute, die sich um Ronny Kubas geschart haben. Ronny hat das Beinwell-Projekt übernommen. Sie arbeiten jetzt zu viert. Zwei junge Frauen sind Ex-Alkis aus Pasewalk, alte Kumpel von Ronny, der vierte ist Markus Glatz, ältester Sohn von Kasimier. Er bringt die Wurzeln regelmäßig nach Polen. Die vier haben natürlich einen anderen Lebensstil als die Leute von der Burg oder die beiden Profs. Walter Göricke hat zwei kleine Zimmer an der Südseite bezogen und den Großteil seines Hauses den jungen Leuten gegeben. Sein neuer Text der alten Grutzkower „Nationalhymne“ wird immer an ihn erinnern, wenn er einmal stirbt – und auch an die Zeit des Neuanfangs:

An der Ucker liegt ein Dorf
Zwischen Haff und Hügel.
Alle haben's totgesagt,
Doch ihm wachsen Flügel.

Es gibt allerdings einen Streit um den Text. Einige Jüngere, Zugezogene sagen: Warum nicht den alten Text wieder ranhängen? Der ist doch nicht verkehrt!

Immer wieder zieh'n mich hin
Meiner Heimat Flügel.

Jeder kann natürlich singen, wie er will. Wir sind ja in Preußen, mit der eigenen Façon, nach der jeder selig werden soll. Aber verrückt ist es schon, dass gerade die Zugezogenen die alte Version bevorzugen!

A propos Alter Fritz: Jedes Jahr am 9. September findet ein großes Suppe-Essen auf der Burg statt, zur Erinnerung an den Tag, wo sie zusammen gesessen haben und sich auf eine Strategie gegen die Leersiedlung geeinigt haben. Und immer gibt es die Suppe „Alter Fritz“ und anschließend einen Braunen. Meist sogar viele davon. Jedes Jahr wird das Video gezeigt, das am 4. 10. nicht gespielt werden konnte, weil der Landrat schon eingeknickt war. Und natürlich singen sie die Hymne. Je später der Abend und je kürzer der Abstand von einem Braunen zum nächsten, desto lauter die Hymne.

Walter Göricke regt sich öfter mal auf über den Krach, den Ronnys Leute in seinem Haus machen, über ihre Musik. Seit kurzem braucht er Pflege – und Ronny und Almut haben das übernommen. Dadurch kommen sie schließlich immer wieder miteinander hin. Wenn der Professor und seine Frau mitten im Dorf wohnen würden, gäbe es da viel öfter Streit.

Was bisher nicht klappt, ist der Wunsch, wieder Landwirtschaft hier anzusiedeln. Ronnys Hip-Hop-Song

Meine Hühner,
Meine Schweine,
Meine Scheune,
Mein Traktor,
Mein Dorf ...

– der ist nicht Realität geworden. Einerseits, weil die Zwillinge, Hans und Peter Kluth, dann doch ganz im Westen geblieben sind und hier eben nichts Landwirtschaftliches aufbauen. Andererseits, weil große Investoren soviel Land wie möglich aufkaufen. Sie lassen es weiterhin brach liegen. Scheinbar bleibt alles beim Alten.

www.psverlag.de

Aber die haben Absichten – sagt man jedenfalls: Die warten ab, bis sich großer Profit machen lässt mit Biodiesel. Und dann werden sie die ganze Uckermark-Landschaft zur Spritfabrik machen. Alles gelb, alles Raps, und der 100% gentechnisch verändert. Einige halten zwar dagegen, wie die Gutsbesitzer von Kasin oder unser Daniel Jepsen. Aber ... aber im Moment bewegen die Investoren sich gar nicht. Komisches Gefühl.

Das Ehepaar Schulze war eines Tages weg – spurlos verschwunden, vom Winde verweht. Da ging dann das Kaninchen-Projekt ein. Manche vermuten, Schulzes hätten, je besser sie sich entwickelt hätten, sich immer mehr wegen ihrer Vergangenheit geschämt. So haben sie sich dann wohl entschlossen, von hier weg zu gehen. Bloß wohin? – Das Aufräumen des Schulze-Hauses wird eine echte Herausforderung werden. Der Dreck! Die Mauern! Das Ungeziefer! Aber noch geht keiner da ran. Vielleicht kommen die beiden ja zurück – oder einer von beiden.

Die Trennung des Ehepaars Anette Piper und Uli Wend war nicht mehr aufzuhalten. Anette lebt jetzt, wie ich schon geschrieben habe, in Polen als Dozentin für craniosacrale Osteopatie und Uli ist nach den Philippinen gegangen, wo er mit den Müllmenschen von Manila lebt. Das war ja schon lange sein Traum gewesen! Sein ehemaliger Bischof hier in Deutschland fühlt sich bestätigt: Einer, der ihm so in die Quere gekommen ist, konnte „natürlich“ auch keine Ehe durchziehen und gehörte – auf den Müll. Das Buch, in dem es um die Chancen in einer schrumpfenden, also chancenlos scheinenden Gesellschaft geht, ist dann schließlich doch noch vom Verlag herausgebracht worden. Hier in Grutzkow gibt es ein paar Kopien von Kurzfassungen bzw. von Entwürfen sowie zwei Dateien. Alles andere hat Uli nach Manila mitgenommen. Kurz vor seinem Abflug hat er mir gesagt: Ich schreibe noch einen zweiten Teil – durch mein Leben. (Und, denke ich, vielleicht auch irgendwann mit einem neuen Manuskript.)

Marta hatte ein Gedicht gefunden, das ein deutscher Tourist in Manila geschrieben hatte; Gerd Nitschke hatte es Uli Wend gemailt. Marta fand, es kommentiere Ulis Entscheidung gut:

Kreuzigung
J. steht
reglos stumm
gesenkten blicks
mit wirrem haar
und aufgeblähtem
ölverschmierten
bauch im
müll

Sie dachten, das gebe die Situation der dortigen Christen, die auf den Müllhalden Manilas leben und arbeiten, treffend wieder bzw. es stütze ihren Glauben (J. = Jesus als einer von ihnen). Aber Uli Wend antwortete ablehnend: „Ihr ahnt nicht, wie glücklich man auf dem Müll sein kann, wie kreativ! Wie fröhlich die Gottesdienste sind und wie groß unsere Liebe zueinander! Das materielle Niveau ist jämmerlich, klar, aber das geistige: super! Dann hatte er auf eine Untersuchung von Meinungsforschern verwiesen, wonach die Filipinos im Durchschnitt viel glücklicher sind, als sie (gemessen am Bruttoinlandsprodukt) eigentlich sein „dürften“. (Mit „eigentlich“ meine ich: nach europäischen Maßstäben.) Dieser Brief hat hier alle sehr berührt.

Seit Uli Wend weg ist, gibt es in der Kirche keine evangelischen Gottesdienste mehr. Für Sara und Gerd war sein Weggang schwer; denn ohne ihn und seine Theorien hätten sie hier wohl schon vor 2010 das Handtuch geworfen. Was die Kirche betrifft: Da kommt alle vier Wochen ein polnischer Priester. Den hat Frau Glatz engagiert. Dann stehen 20 Autos vor der Kirche und sie ist gerammelt voll mit Menschen und riecht wochenlang nach Knoblauch und Weihrauch.

Die Frau, die damals tot am Bahnhof von Sandikow gefunden worden ist und die Uli Wend dann beerdigt hat – die scheint Ronny gesucht zu haben. Das vermuten jedenfalls die beiden Freunde von ihm. Ronny selbst schweigt dazu. Sie scheint mit den Nazis vom Spaßbad zusammengestoßen zu sein, und die haben sie dann wohl getötet, wahrscheinlich damit sie nichts verraten kann. Inzwischen mutmaßen einige allerdings auch, dass hier Nazis und Mafia aufeinander gestoßen seien. Die Polizei kümmert sich darum nicht. Auch der Brand damals auf der Burg ist ja nicht aufgeklärt. Marta weiß darüber wohl mehr. Doch sie spricht nicht drüber.

Gerd Nitschke hat das Thema Eisenbahn nicht beerdigt. Gerade vor ein paar Wochen hat er eine alte Draisine aufgegabelt und hergebracht. Er kam mit Sara vom Urlaub in Tschechien zurück mit einem Laster, und auf dem stand das Ding. Das war eine Sensation. Wir haben sie dann geputzt und instand gesetzt; und seitdem steht sie zur Fahrt von Partz über Grutzkow nach Sandikow bereit. Wenn jemand Lust darauf hat, kann er da richtig Betrieb machen! Der Antrieb geht per Hand, Weichen gibt es keine, Gegenverkehr auch nicht, es kann also nichts passieren. Die Verwaltung der Deutschen Bahn weiß wahrscheinlich gar nichts von den Fahrten. Wir machen es einfach. Wir sind denen egal – und die auch uns.

Das „Taxi Plus“ – die Kombination von Pizzaservice und Ruftaxi – von Kasimier Glatz war zuerst ganz gut gelaufen. Mitte 2011 aber ging die Pizzeria in Pasewalk ein und es sah wieder düster aus. Damals war gerade die Familie nach hier gezogen; wie gesagt: nach langem Hin und Her wegen der alten Feindschaft. Nun machten die Polen sich schon Vorwürfe wegen ihres Leichtsinns. Aber es waren ja neue Mitarbeiter nach hier gekommen – auf die Burg zur AG-R und zu Ronny. Die brachten sinnlos viele Privatautos mit; und man entschied sich bald: Kasimier organisiert die Mobilität von und nach Grutzkow. Seitdem gibt es nur noch zwei Pkw, mit denen sie alle Car Sharing machen. Nur der Professor hat sein eigenes

Auto – genauer gesagt, seine Frau. Sie muss ja fast täglich in die Uni, manchmal auch mitten in der Nacht zu einer besonderen OP; und sie ist nicht gerade der Car-Sharing-Typ. Kasimier nutzt alle Stand-Zeiten der beiden Autos, um Leute aus den Dörfern taximäßig zu transportieren. Manchmal, vor allem im Winter, fährt er auch die Post aus für Susanne (die jetzt übrigens wieder Ickler heißt).

Marta und Daniel haben zwei Kinder; eins ist schon da, das andere unterwegs. Sie verzieren ein Feld nach dem anderen mit Land-Art. Über Kandinsky sind sie noch nicht hinausgekommen. Aber sie haben inzwischen alle zwölf Motive von seinen „Colour Studies“ von 1913 auf Felder übertragen. Jetzt wollen sie auch an das Land rangehen, auf dem bis vor kurzem das Spaßbad stand. Ronny und die Kräuterleute verhandeln übrigens gerade mit ihnen, ob man nicht LandArt und Kräuteranbau kombinieren könne. Aber das ist schwierig. Der Baron will ja bekanntlich von Nutzung nicht viel wissen. Nächstes Jahr werden die „Colour Studies“ hundert Jahre alt, und da soll irgendein großes Kunstereignis stattfinden. Näheres weiß man aber noch nicht. Marta will wohl ihre Idee umsetzen, den rechteckigen Teich kreisförmig zu machen und dann à la Kandinsky mit Wasserpflanzen zu garnieren.

Ansonsten lebt das Paar in dem früheren Gutshaus, fotografiert ständig seine Felder und verkauft dann jedes Jahr den neuen Kalender und Dutzende von Schrottplastiken. Drei- oder viermal im Jahr veranstaltet Marta Events, die von uns „Grillkunst“ genannt werden: Interessenten dürfen sich dann einen Haufen Schrott auswählen, können ihn auch noch mal andersrum zusammensetzen und das Ganze dann anzünden. Vorher wird alles auf einen Stapel Holz gestellt. Dann kokelt und schmilzt das vor sich hin und verändert ständig seine Form. So grillt jeder seine persönliche Metallplastik. Dann warten sie, bis das Objekt kalt geworden ist, zahlen Geld dafür und nehmen es mit nach Braunschweig oder Stutt-

gart oder wo sie herkommen. Es ist ein bisschen wie Bleigießen zu Silvester. Neulich hat Gerd mal gewitzelt, sie solle doch mal hundert Toaster so abfackeln. Aber das fand sie gar nicht lustig.

Der Baron schreibt angeblich immer noch weiter an seinem Buch von damals, dessen erste Fassung Marta sich angeguckt hatte, als sie zum ersten Mal bei ihm gewesen war. Es heißt ja tun-lassen. Keiner weiß übrigens, was sie mit dem Geld von ihrem Ex gemacht hat und ob sie es überhaupt bekommen hat. Sie spricht nicht drüber. Aber ab und zu kriegt der Grutzkow-Verein anonyme Spenden, vielleicht, wer weiß? von ihr. Oder haben wir andere reiche Fans?

Die Burg und das Ehepaar Nitschke hatten viele Veränderungen zu verkraften. Das Kind – es wurden Zwillinge. Einer kommentierte das: Wenn schon, denn schon! Gerd Nitschkes Sohn Steffen ging schon bald nach den Ereignissen von 2010 nach Litauen zum Studium. Das schwerste für die beiden Nitschkes aber war das Umfunktionieren der Burg, das Wegkommen von ihren hochgestochenen Ideen.

Sara war lange fixiert gewesen auf „Kulturburg und Kulturcafé“. Aber seit der Liter Diesel zwei Euro fünfzig kostet, werden die Touristenströme dünner und dünner. Und dann das schon erwähnte Versiegen des Golfstroms. Warum bei immer häufigerem Dauerregen und bei fünf Grad weniger Durchschnittstemperatur noch an die Ostsee fahren? Also auch: Warum noch auf der Durchreise in Grutzkow Halt machen? Diese neue und ziemlich furchtbare Lage erleichterte Sara – so paradox es klingt – den Abschied von ihrem Traum. Und dann sind da ja auch die Zwillinge. Die kosten Zeit, und die ist bei ihnen gut angelegt, sagt Sara. Als dann Familie Glatz herzog, konnte Kasimiers Frau Beata das Restaurant übernehmen. Es ist jetzt das Restaurant für die AG-R, die Akademie und die anderen Projekte, also mehr eine Mensa. Seit März versuchen sie übrigens, wieder eine Art Pizzaservice zu machen. Kasimier kennt

sich da ja aus. Das wurde akut, als die Linkspartei ihren Essensdienst für Parteiveteranen aufgeben musste und Walter Göricke plötzlich dumm dastand. Da kam Bernd Schubbutat auf die Idee. – Gerds Glasbläserei ist geblieben. Er macht das auch noch nach demselben „Rezept“, das heißt in Kooperation mit Altglassammlern. Aber Heinzi und Detlef allein schaffen nur das Holz zum Heizen der Burg heranzuschaffen. Die Glasbläserei braucht aber sehr viel Holz extra; und das besorgen jetzt einige „trockene“ Freunde von Ronny. Das Entnageln ist dabei das Hauptproblem. Denn der neuartige Kuhfuß, von dem Marta geträumt hatte, konstruiert sich schwerer als gedacht. Und mit dem altmodischen schafft man halt kaum die Mengen, die Gerds Nitschke braucht. – Ronnys Freunde holen auch das Altglas heran, Heinzi musste auch das aufgeben. Die Sache wurde zuviel für ihn, seit der Golfstrom umgekippt ist. Denn das Holz muss sehr, sehr trocken sein. Und das in einer Lage, wo es immerzu regnet oder nebelt oder dunstet oder schneit oder hagelt. Das Holz muss also vor der allgegenwärtigen Nässe geschützt werden. Das wird immer schwerer. Aber die Jungs von Ronny bleiben dran.

Einmal im Jahr gibt es das traditionelle Wandelkonzert auf den Feldern des Barons und vorher in der Kirche. Aber nicht mehr im September wie damals – da ist ja das Suppeessen –, sondern Ende Juni, und immer bei Vollmond, auch wenn man den wegen der Dunstglocke kaum mal sieht. Letztes Jahr war Sandra Weckert wieder da mit ihrer Band Lo & Behold. Wir nennen sie jetzt nur noch Mrs. Shrill. Und jedes Jahr wird dort ihr Satz wiederholt, den der Musikkritiker damals, bei dem Konzert 2010 zitiert hatte: „Du musst das Ego rausnehmen und Platz lassen, eine Hülle schaffen für das, was kommt. Du darfst das, was kommen will, nicht blockieren.“

Quellenangaben im Roman Uckermark

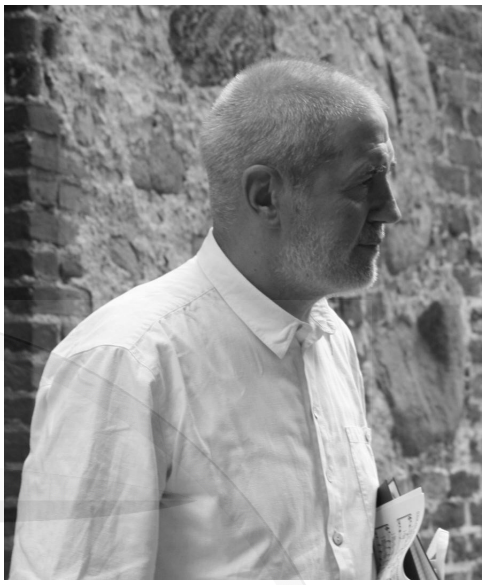
Im Text des Romans werden Gedichte verwendet von Katharina Düwel (S. 37 und 123), Thomas Rosenlöcher (S. 199), Simone Ahrend (S. 126, 228, 236) und Christoph Kuhn (S. 309). Die Damen und Herren haben dem Autor Hans-Peter Gensichen die Verwendung der Gedichte gestattet.

Die einzige real existierende Person im Roman ist die Jazz-Musikerin Sandra Weckert. Sie hat sich mit ihrem ausführlichen Vorkommen im Roman einverstanden erklärt.

Das Zitat von Immanuel Kant (S. 230) stammt aus dessen frühem Essay „über das Schöne und Erhabene“ von 1764 und findet sich dort im ersten Abschnitt.

Diese Datei ist noch nicht sicher die endgültige Fassung. Bitte sehen Sie auf www.psverlag.de/buch/uckermark nach, ob wir eine aktuellere Version als Leseprobe anzubieten haben! Sie dürfen diese datei dennoch ungefragt weitergeben sowie zu nicht kommerziellen Zwecken im Rahmen der Privatkopie auch ausdrucken. Folgende Versionen werden auch in höherer Auflösung hier erscheinen.

Biografisches



Hans-Peter Gensichen (geb. 1943) kommt aus der Prignitz - wie die Uckermark eine der entleertesten Regionen Deutschlands. Gensichen wollte Musik studieren und wurde evangelischer Theologe. Unter seiner Leitung (1978 bis 2002) wurde das Kirchliche Forschungsheim in der Lutherstadt Wittenberg zum Zentrum der kritischen Umweltbewegung der DDR. Gensichen initiierte 1980 die Aktion „Mobil ohne Auto“, die verbreitetste öffentliche Aktivität kirchlicher Umweltgruppen in der DDR. 1990 gehörte er zu den Gründern der „Deutsche Bundesstiftung Umwelt“.

Er ist mit Verena Gensichen seit 1968 verheiratet. Zu dem Paar gehören drei (längst erwachsene) Kinder. Die Gensichens leben seit 2007 aus familiären Gründen in Tübingen.

Hans-Peter Gensichens jüngste Veröffentlichungen sind:

1) die Novelle "Anna", worin das Bauernmädchen Anna den Reformator Luther daran hindert, die Bannbulle des Papstes zu verbrennen.
2) der Essay "Land wo Milch und Honig fliesst" (im Internet unter www.befreiungstheologie.eu). Dieser Essay enthält die Philosophie zum Uckermark-Roman.

www.psverlag.de

Anhang:
Werbung für Buch 2,
Werbung für weitere Bücher aus dem PS VERLAG
und eventuell für Vertriebspartner und Preis-Sponsoren.